



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

Bremisches Jahrbuch

Historische Gesellschaft Bremen

Bremen, 1864-

Band 96 [2017]

[urn:nbn:de:gbv:46:1-386](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:46:1-386)

Bremisches Jahrbuch

Band 96 · 2017



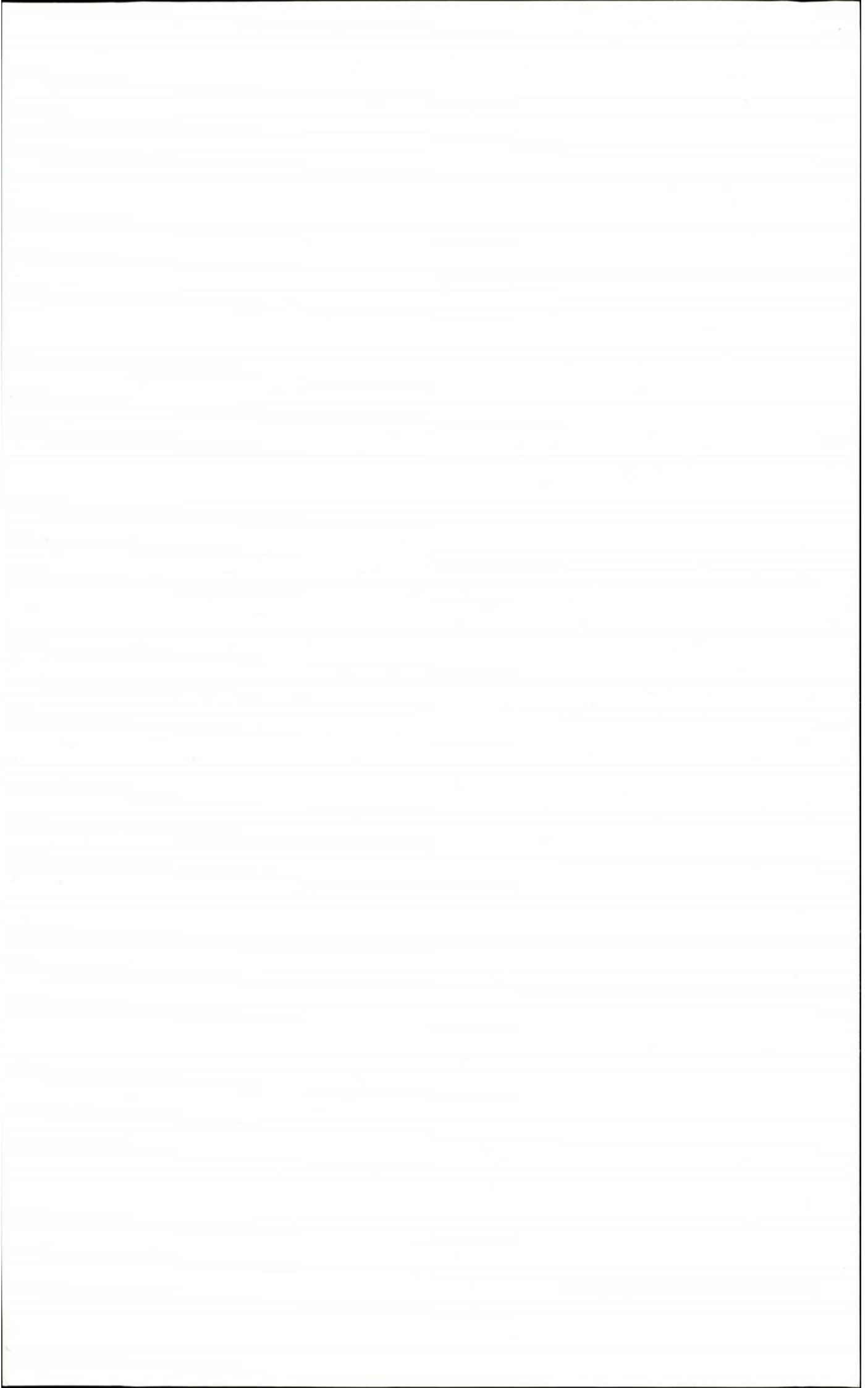
Staatsarchiv Bremen

BREMISCHES JAHRBUCH

STAATSARCHIV BREMEN



BREMISCHES JAHRBUCH · BAND 96 · 2017



BREMISCHES JAHRBUCH

In Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom
STAATSARCHIV BREMEN

BAND 96 · 2017

Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen

Das BREMISCHE JAHRBUCH erscheint seit 1863.

REDAKTION:

Konrad Elmshäuser

REDAKTIONSAUSSCHUSS:

Jörn Brinkhus, Brigitta Nimz, Bettina Schleier

Die Redaktion bittet, Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare an das
Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, zu richten.

Sie finden Band 1 (1863) bis Band 92 (2013) des Bremischen Jahrbuchs vollständig
im Internet unter:

<http://brema.suub.uni-bremen.de>

Anmeldungen zur Mitgliedschaft in der
Historischen Gesellschaft Bremen,
die zum freien Bezug des Jahrbuchs berechtigt, nimmt
die Geschäftsstelle unter derselben Adresse und über
info@historische-bremen.de gerne entgegen.
Der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder beträgt 25,- Euro.

Die Historische Gesellschaft Bremen dankt der Sparkasse Bremen
für die Gewährung großzügiger finanzieller Unterstützung
zum Druck des Bremischen Jahrbuchs.

Satz: taips. Bremen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier von
Geffken & Köllner, Bremen

ISSN 0341-9622 – ISBN 978-3-925729-82-9

Inhalt

Titelbild und Erläuterung

Apocalypse now! Prophetisches Schrifttum aus der Zeit des
Dreißigjährigen Krieges

Von *Thomas Elsmann* 11

Aufsätze

Die »Bildergalerie« von F. A. Dreyer in Bremen von 1817 – ein Beitrag
zur (Vor-)Geschichte des Kunstvereins in Bremen

Von *Andrea Weniger* 29

Bilder einer Stadt: Bremen in Reiseführern des 19. Jahrhunderts

Von *Maria Hermes-Wladarsch* 55

Arthur Heidenhain, der erste Bibliothekar der »Lesehalle in Bremen«
von 1901–1933. Eine Würdigung

Von *Erwin Miedtke* 79

Adam Frasunkiewicz – Schuhmacher, Kriegsgegner, Häftling,
Revolutionär, Parteisekretär, Lagerhalter: Eine politische Biografie

Von *Ulrich Schröder* 102

Richard von Hoff. Der spätere NS-Bildungssenator als
völkischer Ideologe

Von *Matthias Loeber* 144

Die Bambergers. Fragmente zur NS-Verfolgung und zum Gedenken
einer Bremer Sinti-Familie

Von *Hans Hesse* 161

Die Bremer Hochschulkurse und der Aufbau des bremischen
Bildungswesens nach 1945

Von *Jannik Sachweh* 182

»Man hat Arbeitskräfte gerufen« – Bremen und die Arbeitsmigration
der 1950er und 1960er Jahre in der Ära Wilhelm Kaisen

Von *Eva Determann* 207

Von Spurensuche bis Besuchsprogramm: Der lange Weg der Erinnerung
an NS-Zwangsarbeit in Bremen seit den 1980er Jahren

Von *Lena Langensiepen* 229

Miszelle

Pazifismus im Werk von Karl Holl (1931–2017). Zum Motiv und zur
Methode des Brückenschlagens

Von *Gert Sautermeister* 247

Rezensionen und Hinweise

Asch, Ronald G. (Hrsg.): Hannover, Großbritannien und Europa.
Erfahrungsraum Personalunion 1714–1837 (*Friedhelm Grützner*) 258

Bories-Sawala, Helga und König, Johann-Günther (Hrsg.):
Yves Bertho. Ich war Pierre, Peter, Pjotr (*Volker Stork*) 260

Brinkhus, Jörn (Hrsg.): Kaiser Wilhelm II., Bremen und der
Norddeutsche Lloyd. Die »Lebenserinnerungen« des NDL-Direktors
Heinrich Wiegand (*Christian Ostersehlte*) 263

Contzen, Regina, Laudowicz, Edith und Schmitter, Romina (Hrsg.):
Frauen Geschichte(n). Biografien und FrauenOrte aus Bremen und
Bremerhaven (*Hartmut Müller*) 264

Deuter, Hermann und Woock, Joachim (Hrsg.): Es war hier,
nicht anderswo! Der Landkreis Verden im Nationalsozialismus
(*Jörn Brinkhus*) 265

Dörner, Gerald (Bearb.): Die evangelischen Kirchenordnungen des
XVI. Jahrhunderts. Bd. 7. Niedersachsen, Hälfte 2. Halbbd. 2, T. 2.
Grafschaft Schaumburg, Goslar, Bremen (*Konrad Elmshäuser*) 267

Fischer-Lescano, Andreas und Rinken, Alfred u. a. (Hrsg.): Verfassung
der Freien Hansestadt Bremen. Handkommentar (*Lars Worgull*) 268

Gort, Kunder Adrianus: Perioden uit het leven van dominee
Johannes Smith (1712–1796). Het leven en levensklimaat van een
18e eeuwse calvinistische dominee (*Jan van de Kamp*) 270

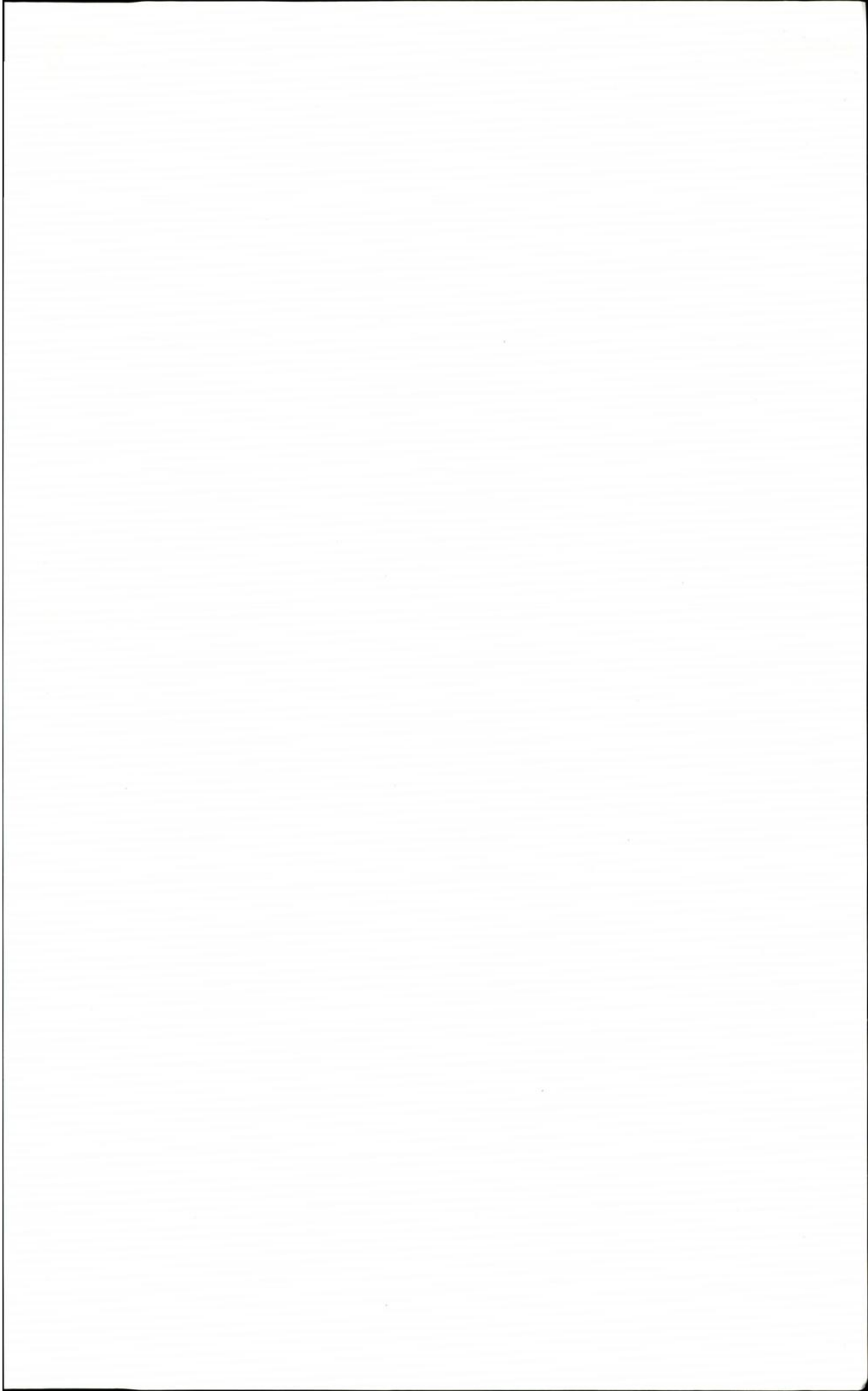
Gross, Detlev G. (Hrsg.): »An der Weser, Unterweser ...« Erinnerungen
an eine alteingesessene Familie (*Christian Ostersehlte*) 271

Hansen, Dorothee (Hrsg.): Franz Radziwill und Bremen
(*Jörn Brinkhus*) 272

Jesgarzewski, Tim: Für Freundschaft, Solidarität und Gerechtigkeit.
Luise Nordhold – Biografie einer Sozialdemokratin 1917–2017
(*Ulrich Schröder*) 273

Kuckuk, Peter: Bremen in der Deutschen Revolution 1918/1919.
Revolution, Räterepublik, Restauration. 2. Auflage (*Jörn Brinkhus*) 275

Lück, Heiner: Der Sachsenspiegel. Das berühmteste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	277
Meyer, Lioba und Reiss, Nikolaus (Hrsg.): Höchste Eisenbahn. 150 Jahre Zugverkehr in Oldenburg (<i>Jürgen Tremper</i>)	278
Nette, Bernhard: »Vergesst ja Nette nicht« – Der Bremer Polizist und Judenreferent Bruno Nette (<i>Hans Wrobel</i>)	281
Rech, Manfred: Das Bremer Schlachte-Schiff. Eine Proto-Kogge mit Heckruder aus der Zeit um 1100 (<i>Ulrich Weidinger</i>)	284
van den Heuvel, Christine u. a. (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens in 111 Dokumenten (<i>Jörn Brinkhus</i>)	286
Voßmeyer, Lothar: Die Reformation an der deutschen Nordseeküste – von Ostfriesland bis Schleswig-Holstein (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	289
Denkmalpflege in Bremen. H. 14, 2017	291
Hospitium Ecclesiae. Bd. 26, 2016	291
Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 102, 2016	291
Zeitschrift für Lübeckische Geschichte. Bd. 96, 2016	291
Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bd. 95, 2016	292
Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF). Bd. 106, 2016	292
Oldenburger Jahrbuch. Bd. 116, 2016	292
Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 88, 2016	293
Deutsches Schifffahrtsarchiv. Bd. 38, 2015	293
Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde	294
Historische Gesellschaft Bremen	
Jahresbericht 2016	298
Rechnungsbericht 2016	301
Satzung der Historisches Gesellschaft Bremen	303
Geschäftsordnung der Historisches Gesellschaft Bremen	306
Anschriften der Autoren und Rezensenten	309



und die das kaiserliche hore war in Burgadinger-
land, als Haverdorffer Sand und Foddenen, na-
ber andern stüden nungelassen, und hat Granaft
loben das übrige besaltten, davon er allen regie-
rungs und gannnen länders besprengung selb.
In die sam zeit wie

hat man einen großlichen
stern gesehen cometen nungelassen
zu sehen, mit einem großlichen stern
stern, und das dem stündlichen adalisten
in 16 grad das stündliche, er hat sich
das abend starn gehen Südwesten
das stündliche nach zu kommen, die man
sieht, und ein man hülft, das selbe stündliche
sich lang und arfand die stündliche orient, die man
die stündliche stund das stündliche, und das die
gestalt in der stündliche stündliche, die man
die stündliche stündliche; diese comete hat gestand
bis lang, und ist am 15. stündliche das stündliche, als die
stündliche abgenommen, in der stündliche stündliche.
Das stündliche Legasi hat stündliche als stündliche
nach Christi gebürt 1578. hat sich stündliche
die stündliche stündliche und stündliche stündliche, die
man hat stündliche stündliche, die stündliche
stündliche stündliche stündliche, und ist die
stündliche hat das stündliche stündliche, und



Abb. umseitig:

Der *Große Komet* des Jahres 1577, in: *Chronicon Bremensis. 1555–1677*, fol. 207r (Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, Signatur: Brem. a.591)

Apocalypse now!

Prophetisches Schrifttum aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

Von Thomas Elsmann

»Im Novembris dieses 1618den Jahres erschien dieser Orten des Morgens bey der Morgenstern, der in den Historien oft gedachter und berufener Comet, eben da es in Böhmen unter- und übergieng. Dieser Comet ließ sich in gantz Teutschland sehen und streckte seinen Schweif gegen Südwesten, dessen Wirkung dann auch Teutschland den 30jährigen Krieg mehr dan alzu viel erfahren hat.« (Peter Koster, um 1700).

»Du Menschenkind der HERR sey mit dir / hebe deine Augen auff / und siehe was Ich dir von weiten zeigen werde / und dir ankündigen wil / den Untergang unnd Verderben der grossen Stadt Bremen.« (Georg Reichard, 1639, 1640).

Wasserzeichen – Feuerzeichen

Das Jahr 1618 bot, neben den politischen Verwerfungen, Ereignisse, die von zahlreichen Zeitgenossen als bedrohliche Prodigien gedeutet wurden, die Schlimmes verkündeten: Die *Relationis historicae semestralis* berichteten von ungewöhnlich starkem Eisgang zum Beginn des Jahres, begleitet von kalten Stürmen. Rhein und Donau traten in Folge des Schmelzwassers über die Ufer; im niederländischen Gelderland brachen auf breiter Front die Deiche, die Umgebung der Hansestadt Tiel wurde völlig verwüstet.¹ Das *Theatrum Europaeum* wusste darüber hinaus von zahlreichen Feuersbrünsten im gesamten Europa.² Etwas Bedrohliches lag förmlich in der Luft, zumal bereits das Jahr 1617 voller Vorzeichen schien: Sintflutartiger Regen, Sturm und Feuer lagen über Europa, aus Berlin wurde von einer monströsen Missgeburt berichtet.³ Wie als Bestätigung aller Befürchtungen erschienen in der zweiten Hälfte des Jahres 1618 drei Kometen: Während die ersten beiden relativ

- 1 *Relationis Historicae Semestralis Continuatio* [...] hierzwischen nechstverschie-
ner Franckfurter Herbstmessz biß auff Fastenmessz diese 1618. Jahrs verlauffen
und zugetragen [...], Frankfurt am Main: Latomus 1618, S. 94 f.
- 2 *Theatrum Europaeum* [...] vom Jahr Christi 1617. biß auff das Jahr 1629 [...]
Beschrieben durch Philippum Abelinum [...], Frankfurt am Main: Hoffmann 1635,
S. 118.
- 3 Vgl. Johann Ludwig Gottfried, *Historische Chronica* [...], Frankfurt am Main:
Merian; Hoffmann 1642, S. 1184.

schnell verschwanden, blieb der dritte, der *Große Komet* (C/1618 W1), von November 1618 bis Januar 1619 sichtbar; es ist dieser Komet, den Koster erwähnt und aus der Retrospektive zum Vorboten des Dreißigjährigen Krieges erklärt: eine Deutung, wie sie spätestens ab 1630 zusehends normativ wurde. Zeugnis dafür ist u. a. die ausführliche Darstellung im *Theatrum Europaeum*, das im ersten Band die Ereignisse der Jahre 1617 bis 1629 wiedergab.⁴

»Diese schreckliche Fackel hat der Allmächtige Gott für einen Bußprediger an die hohe Cantzel deß Himmels gestellt / damit die Menschen sehen möchten / wie Er sie wegen der Sünde zu straffen / und seine Zorn=Ruthen über sie ergehen zu lassen beschlossen / auff daß dadurch männiglichen vor Schaden gewarnet / und bey Zeiten noch in der Gnaden von Sünden abzustehen / und zu der Göttlichen Barmhertzigkeit zufliehen angemahnet würde. [...] Es ist freylich dieser Comet ein rechter Vorbott gewesen der künftigen Straffen Gottes mit welchen hernach die sichere Welt heimgesucht und gezüchtigt worden. Ja die grosse Noth / Trübsaal unnd Jammer / mit welchen nicht allein gantz Teutschlandt / sondern auch beynahe den gantzen Crayß der Erden / viel folgende Jahr hernach geplaget worden / können mit keinen Federn beschrieben / auch mit MenschenZungen nicht außgesprochen werden.«

Das Ereignis wurde, wie bei Koster gezeigt, nicht nur überregional, sondern eben auch regional rezipiert. Während Koster es bei schriftlichen Ausführungen belässt, beinhaltet ein in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen überliefertes *Chronicon Bremensis* dazu eine – wenn auch naive – Zeichnung.⁵ (Abb. 1)

Dies Auftreten des *Großen Kometen* im Jahr 1618 führte zu einer zeitgenössischen Flut von Publikationen, inhaltlich reichend von der Astrologie, Astroномie bis hin zur Deutung im Kontext der konfessionellen Konflikte.⁶ Die Meßrelation von Herbstmesse 1618 bis Fastenmesse 1619 verblieb bei einer sachlichen Schilderung des Phänomens, verbunden mit dem Hinweis:⁷ »[...] wie dann unterschiedlichen in der Mathematischen Kunst erfahrene *Doctores, Magistri* und *Philosophi* ire Beschreibung und Bedencken darüber in

4 *Theatrum Europaeum* (wie Anm. 2), S. 117 f.

5 *Chronicon Bremensis*. 1555–1677, fol. 236r. (Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, Signatur: Brem. a.591); ursprünglich aus dem Besitz von Gerhard Meyer (1774–1855).

6 Vgl. dazu ausführlich Marion Gindhart, *Das Kometenjahr 1618. Antikes und zeitgenössisches Wissens in der frühneuzeitlichen Kometenliteratur des deutschsprachigen Raumes*, Wiesbaden 2006; auch Volker Leppin, *Antichrist und jüngster Tag. Das Profil apokalyptischer Flugschriftenpublizistik im deutschen Luthertum 1548–1618* (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte. 69), Gütersloh 1999, S. 89 ff.

7 *Relationis Historicae Semestralis Continuatio* [...] hierzwischen nechstverschie-ner Franckfurter Herbstmessz biß auff Fastenmessz dieses 1619. Jahres verlaufen und zugetragen, Frankfurt am Main: Latomus 1619, o. S.

Truck publicirt / dahin dan weitläufftigern Bericht einzunemmem / den günstigen Leser ich wil gewiesen haben.«

Es war naturgemäß für jede der konfessionellen Seiten ein Leichtes den Kometen für sich zu reklamieren und ihn im ganz eigenen Sinne zu deuten.⁸ Auf die später einsetzende Auslegung deutet bereits hier eine chiliastische Richtung, prominent vertreten durch den Theologen und Astrologen Paul Nagel (ca. 1575 – ca. 1621 / 1624).⁹ Nagel bediente sich einer Reihe von numerisch-mystischen Konstruktionen, die z. T. ihren Ursprung in der kabbalistischen Tradition, der Heiligen Schrift, besonders des prophetischen Buches Daniel und der Apokalypse des Johannes, z. T. in der Astronomie fanden. So bemaß er im Kontext des Kometen die Umlaufbahnen der Planeten Saturn und Jupiter mit zusammen 42 Jahren, bezog diese Zeitspanne auf die historischen Ereignisse und gelangte so zum Epochenjahr 1576, das Nagel mit dem Regierungsantritt Rudolfs II. in Verbindung setzte. Von da aus war es nur ein kurzer Schritt zu dem *Großen Kometen* von 1577 (C/1577 V1),¹⁰ der nun im göttlichen Wirken in einer Reihe mit dem Kometen des Jahres 1618 zu sehen war. Nagel sprach von einer göttlichen *harmonia*, in die er die Supernova des Jahres 1572 einbezog.¹¹ Er anerkannte zwar die Leistung der Astronomen (Tycho Brahe, Johannes Kepler) in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Himmelserscheinungen, sprach ihnen aber die Fähigkeit zur Deutung ab. Auch fasse eine Interpretation im bisherigen Sinne (»Pestilentz / thewre Zeit / Krieg und Blutvergiessung. Fewersbrunsten / auslaufen grosser Wasser / eines Königes / Fürsten oder andern grossen Potentaten tödtlichen Abgang [...]«) zu kurz. Nagel, von Zeitgenossen auch als *Schwermer* betitelt, sah in dem Ganzen einen Hinweis auf die bevorstehende Apokalypse:¹²

»Nun solte hierauff noch ferner von den Cometen 1618. erschienen / gehandelt werden / so ist doch von demselben in dem prodomo nach Notturfft gehandelt worden / und ist zum Beschluß kürzlich zuwisen / das der Cometstern 1577. anzeige und eine Bedeutung gebe auf den Behemoth, der Comet aber 1618. erschienen der weiset uns gleich mit Fingern auf den Leviathan / daß seynd die beyden grossen erschrecklichen Thier so der Großfürst Michael mit sich führen wird / hernachmals / wenn er daß seine damit verrichtet / wird er sie angreifen mit seinem schwerdt und schrecklich vertilgen [...].«

8 Vgl. Gindhart, Kometenjahr (wie Anm. 6), S. 64 ff.

9 Dazu ebd., S. 102 ff.

10 Dazu Doris Clarisse Hellman, *The Comet of 1577. Its Place in the History of Astronomy*, New York 1944.

11 Vgl. dazu Michael Weichenhan, »Ergo perit coelum...« Die Supernova des Jahres 1572 und die Überwindung der aristotelischen Kosmologie, Stuttgart 2004.

12 *Ander Theil Des in 1618. Jahre erschienen und verschienenen Cometen / so an diesem Orte zur Proba begreift / eine kurtze warhafftige deutung und interpretation Des newen wunder-Sterns 1572. und des Cometen 1577. erschienen / wird auch angezeigt wie der Comet 1577. mit dem Cometen 1618. in einer Harmonia stehe / was ihre praeludia gewesen / und was noch für Wunder in kürtzen ja jetzt werden offenbar werden, o. O. 1619, o. S.*

Er wählt, angelehnt an das Buch Hiob, als Symbole für das drohende Unglück das Landungeheuer Behemoth und das Seeuntyer Leviathan, geführt vom Erzengel Michael, der nach der Apokalypse Satan besiegen wird. Das ist insofern bemerkenswert, galt doch der Erzengel Michael seit der Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn im August 955 als Schutzpatron des Reiches.

Im bremischen Kontext ist interessant, dass – wie zitiert – zwar Peter Koster den Kometen des Jahres 1618 als Vorzeichen erwähnt, die maßgebliche Chronik für das 16. Jahrhundert, nämlich diejenige Johann Renners (1515–1583), hingegen weder der Supernova 1572 noch dem *Großen Kometen* von 1577 eine Zeile widmet. Dennoch ist sie nicht unerwähnt, allerdings in anderen Chroniktraditionen: so wird der *Große Komet* in dem schon erwähnten *Chronicon Bremensis* ausdrucksvoll bildnerisch präsentiert.¹³ (siehe Titelbild, S. 9)

Wissenschaft

Die nach 1550 mit aller Wucht einsetzende Konfessionalisierung im Alten Reich und die daraus resultierende Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges bereiteten einen fruchtbaren Boden für Endzeitprophetien, für apokalyptische Visionen, Furcht und Angst erzeugende Weissagungen. Durch die Medienflut in Form von Flugblättern, Zeitungen und nur wenige Blätter umfassende Flugschriften erreichten sie ein in seiner Quantität nicht zu unterschätzendes Publikum, zumal sie sich fast durchweg der Vernakularsprachen bedienten. Im Protestantismus führten beide Parteiungen einen publizistischen »Zweifrontenkrieg«: Das orthodoxe Luthertum gegen die katholische Reaktion und den sich ausbreitenden Calvinismus; dieser wiederum gegen die katholische Seite und das als dessen Helfershelfer verstandene Luthertum, das im Verbund mit den katholischen Territorien die Reformierten von den Ausgleichswerken der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgegrenzt hatte. Auf der reformierten Seite ist festzuhalten, dass sich im Alten Reich jenseits der aktuellen Publizistik eine spezifische, chiliastisch ausgerichtete Historiografie herausbildete, die mit dem nach Bremen berufenen Christoph Pezel (1539–1604) im Konnex steht.¹⁴ Pezel setzte nicht nur in Bremen die reformierte Konfessionalisierung durch, sondern war zugleich ein Autor mit einem weiten wissenschaftlichen Spektrum und ein außerordentlich bedeutendes Mitglied der zeitgenössischen *res publica litteraria*. Dies brachte ihn u. a. in Kontakt mit dem aus Venedig stammenden protestantischen Theologen und Mystiker Jacobus Brocardus (ca. 1515 – ca. 1594),¹⁵ der sich für

13 *Chronicon Bremensis* (wie Anm. 5), fol. 207r.

14 Zu ihm Jürgen Moltmann, *Christoph Pezel (1539–1604) und der Calvinismus in Bremen (Hospitium Ecclesiae. 2)*, Bremen 1957; Richard Wetzel, *Christoph Pezel (1539–1604). Die Vorreden zu seinen Melanchthon-Editionen als Propagandatexte der »Zweiten Reformation«*, in: Heinz Scheible (Hrsg.), *Melanchthon in seinen Schülern (Wolfenbütteler Forschungen. 73)*, Wiesbaden 1997, S. 465 ff.

15 Dazu Jürgen Moltmann, *Jacob Brocard als Vorläufer der Reich-Gottes-Theologie und der symbolisch-prophetischen Schriftauslegung des Johann Coccejus*,

einige Zeit bei Pezel aufhielt. Beachtenswert ist, dass gerade in Bremen, das über einen immer noch nur wenig entwickelten Buchdruck verfügte, 1585 zwei seiner mystisch-prophetischen Kommentare bei Dietrich Gloichstein (Gluichstein) veröffentlicht wurden: Diejenigen zum *Hohelied* und zur *Genesis*. Brocardus war innerhalb des Calvinismus umstritten, er galt als apokalyptischer Schwärmer, der die Weltzeitalter in der apokalyptischen Siebenzahl bemaß. Durch die Reformatoren sah er das letzte Zeitalter angebrochen, an dessen Ende der finale Sieg über den durch das Papsttum symbolisierten Antichristen stehen wird. Christus selbst wird ein allgemeines Friedensreich vollenden, das von Harmonie und Eintracht gezeichnet ist. So eng die Beziehungen von Pezel zu Brocardus auch gewesen sein mögen: Pezel übernahm weder dessen Gliederung der Weltgeschichte noch dessen Chiliasmus; Tendenzen, die sich mit der eigenen, melanchthonisch-humanistischen Prägung nicht in Einklang bringen ließen, zumal Pezel im Anschluss an Johannes Sleidan (1506–1556)¹⁶ die bekannte Lehre von den Vier Reichen nach der Prophetie im Buch Daniel den eigenen historischen Arbeiten zugrunde legte. Dies gilt besonders ausweislich seines *Mellificium historicum*, das noch in den letzten Lebzeiten 1602 und 1603 in zwei Bänden erschien; bezeichnenderweise nicht in Bremen, sondern in dem dem zentralen Buchmarkt Frankfurt am Main nahegelegenen Hanau bei Wilhelm Antonius und Paul Egenolph, was weiterführende Distributionsmöglichkeiten eröffnete. Das *Mellificium* war Resultat aus eigenen Lehrtätigkeiten in der 1584 um eine akademisch-propädeutische Klasse erweiterten ehemaligen Lateinschule, eine Zwischenstation auf dem Weg hin zur Gründung des *Gymnasium Illustre* im Jahr 1610.¹⁷ Pezel lehrte einen breiten Fächerkanon von Ethik, über Theologie, Dialektik, Philosophie bis zur Geschichte, letztere als Kompilationen zur Weltgeschichte, die in den Traditionen von Johannes Sleidan, der Chronik des Johannes Carion (1499–1537), deren ›Überarbeitung‹ durch Philipp Melanchthon, der Fortführung durch Melanchthons Schwiegersohn Caspar Peucer (1525–1602) und Blütenlesen aus antiken Autoren standen, wie Pezel selbst in den Vorrede zur *Enarratio Psalmorum* (1602) ausführte.¹⁸ Einen

in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 71, 1960, S. 110 ff.; ausführlich bereits Daniel Gerdes, *Specimen Italiae Reformatae* [...], Leiden: Le Mair, Van Hoogeveen d. J. 1765, S. 180 ff.

- 16 Zu ihm vgl. Alexandra Kess, *Johann Sleidan and the Protestant Vision of History* (St. Andrews Studies in Reformation History), Aldershot 2008, insb. S. 129 ff. zum Verhältnis von Sleidan, Carion und Melanchthon. Allerdings werden weder Pezel noch Lampadius erwähnt.
- 17 Zur inhaltlichen Ausrichtung der Schule zwischen 1584 und ca. 1610 vgl. Thomas Elsmann, *Reformierte Stadt und humanistische Schule: Nathan Chytraeus in Bremen (1593–1598)*, in: Ders. u. a. (Hrsg.), *Nathan Chytraeus 1543–1598. Ein Humanist in Rostock und Bremen*, Bremen 1991, S. 71 ff., bes. 85 ff.; Emil Clemens Scherer, *Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten*, Freiburg im Breisgau 1927, S. 116.
- 18 Vgl. Thomas Elsmann, *Humanismus in Bremen. Christoph Pezel, Philipp Melanchthon und die *Institutio Traiani**, in: *Hospitium Ecclesiae* 17, 1989, S. 77 ff., hier S. 87 f.

Einblick in seine Vorlesungstätigkeit gibt eine Mitschrift des Unterrichts in den Jahren 1597 und 1598 im Besitz der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen (*msb 0058*). Der erste Band (1602, Vorwort datiert März 1602) umfasste die Geschichte bis zu den griechischen Diadochenreichen,¹⁹ der zweite (1603, Vorwort datiert Dezember 1603) die römische Geschichte, die Christianisierung des Reiches, endend mit dem byzantinischen Kaiser Herakleios (610–641).²⁰ Was fehlte, war der letzte Schritt bis in die Gegenwart. Er folgte nach dem Tode Pezels durch Johannes Lampadius (1569–1621), als dritter Band der ersten Neuauflage des *Mellificium* in den Jahren 1610–1611, jetzt bei Egenolph in Marburg. Johannes Lampadius, der den Weg vom Luthertum in der Prägung des Tilemann Hesshus (1527–1528) hin zum Reformiertentum gegangen war, erhielt im April 1603 die Stelle als Prediger an der Stephankirche in Bremen. Er war also bei der ersten Ausgabe des dritten Teils des *Mellificium* keineswegs in einer festen institutionellen Anbindung an die akademische Schule, wie auch in Unkenntnis der Druckgeschichte angenommen wurde.²¹ Tatsächlich lautet die Autorenangabe 1611 denn auch: *Congesta à Johanne Lampadio Brunopolitano, Ecclesiae Bremanae ad D. Stephan. Pastore.*

Lampadius widmete sein Werk (Vorwort datiert August 1610), wie bereits Pezel, Simon VI. zur Lippe (1554–1613), verband aber Pezels der Chronistik verhaftete Vorgehensweise mit einer spezifisch heilsgeschichtlichen, der zeitgenössischen Apokalyptik angelehnten Richtung. Zu den von ihm verwerteten Chronisten sind, ausweislich der *Dedicatio*, zu zählen: Sleidan, Carion, Melancthon und Peucer – das war Pezelsche Tradition. Hinzu traten nun u. a. Reiner Reineccius (1514–1595) sowie Mathieu Béroalde (1520–1576), David Chytraeus (1530–1600), Pantaleon Candidus (1540–1608) für die rezente Geschichte, aber auch Daniel Angelocrater (1569–1635), der eine Art Synchronie zwischen der profanen Geschichtsschreibung und der Prophetie des Buches Daniel aufgestellt hatte. Historisch endet die Ausgabe des Jahres 1611 mit der Besetzung des Münsterlandes und der Grafschaft Mark durch spanische Truppen unter dem Oberbefehl von Francisco Hurtado de Mendoza (1550–1623) im Zuge der Auseinandersetzungen mit den niederländischen Provinzen im Jahr 1598. Stark beeinflusst durch englische und niederländische

19 *Mellificium Historicum complectens historiam trium Monarchium: Chaldaicae sive Assyriacae, Persicae, Graecae [...]* In *Gymnasio Scholae Bremensis In explicatione Epitomes Sleidani, De summis orbis terrarum imperiis*. Propositum a Christophoro Pezelio, Sacra Theologia Doctore & Professore, Hanau: Wilhelm Antonius, Paulus Egenolph 1602.

20 *Mellificii Historici Pars Secunda. Complectens historiam Romanae Reipubl. videlicet [...]*. In *Gymnasio Scholae Bremensis, in explicatione partim posterioris libri, partim partis prioris Epitomes Sleidani De summis orbis terrarum imperiis*, Proposira a Christophoro Pezelio S. Theologiae Doctore, Hanau: Wilhelm Antonius, Paulus Egenolph 1603.

21 Hier, wie auch in anderen Punkten, ist Moltmann, Pezel (wie Anm. 14), S. 169 ff. zu korrigieren, da er sich auf eine angeblich erst nach dem Tode von Lampadius entstandene Ausgabe des *Mellificium* von 1626 stützt; tatsächlich ist damit die Ausgabe des Jahres 1628 gemeint!

Apokalypsenkommentare, gelangte Lampadius nun ebenfalls zu einer Periodisierung mittels der apokalyptischen Siebenzahl, was der auf dem Titelblatt angekündigten Gliederung in fünf Schritten zu widersprechen scheint. Tatsächlich ist aber die Siebenzahl nur eine Ausdifferenzierung dessen. Von besonderem Interesse sind die beiden letzten Perioden: die sechste reicht bis zur Reformation oder zur Wiederauferstehung des Antichristen nach tausend Jahren und seinem Versuch, die Herrschaft zu erlangen (Offenbarung 20, 7 ff.), die siebte seit dem Jahr 1519 (Krönung Karl V. und endgültiger Bruch der Reformatoren mit der römischen Kirche oder alternativ Todesjahr Luthers 1546) führt auf das Ende der Welt hin, wie in der Offenbarung dargelegt. Wann dieses nun eintritt bleibt offen, es ist nur klar, dass es kommen wird nach dem Blasen der siebenten Posaune (Offenbarung, 11,15) und das Papsttum hinweg wischen wird. Die eigene Gegenwart mit ihren konfessionellen Verwerfungen wird als Teil der endzeitlichen Erwartung verstanden – Historiografie unter dem Eindruck der sicheren Apokalypse.

Das *Mellificium* wurde das insgesamt meist verbreitete Werk Christoph Pezels (einschließlich der Fortführungen von Lampadius), obgleich es in seinem Œuvre eher ein Parergon darstellte. Allerdings war darunter eine große Anzahl Streit-theologischer Schriften, die ihre Bedeutung verloren, sobald sie außerhalb des ursprünglichen Kontextes standen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass bereits noch zu Lampadius' Lebzeiten eine erneute Auflage, wiederum bei Egenolph in Marburg, erschien, die aber eine Reihe von Veränderungen aufwies: 1616 wurde zunächst der die römische Geschichte umfassende zweite Band unverändert nachgedruckt. 1617 folgte der ursprüngliche erste Band, jetzt von Lampadius durch historische Passagen aus dem Alten und Neuen Testament sowie einen Index ergänzt. Augenfällig ist die veränderte Autorenangabe auf dem Titelblatt: [...] à *Johanne Lampadio, in Schola Bremana S. Theologiae & Historiarum Professore, & Pastore ad D. Stephanum*. Tatsächlich hatte Lampadius 1613 nach der Begründung des bremischen *Gymnasium Illustre* unter der Ägide von Matthias Martinius (1572–1630) die Professur für Theologie und Geschichte erhalten, ohne dass wir über seinen Unterricht Näheres erfahren. Eine Neuerung zeigte sich 1617 zudem in Form einer zweiten Dedikationsepistel, jetzt an König Jakob I. von England (1566–1625), den Lampadius als Beschützer und Verteidiger der Reformierten ansprach. Parallel dazu erschien ebenfalls eine neue Bearbeitung des dritten Teils des *Mellificium*, historisch endend mit dem Jahre 1615.

Das *Mellificium* erfuhr nach dem Tod beider Autoren eine Art ›Eigendynamik‹: 1628 als *Mellificium Historicum integrum*, ein Jahr später in einer *Editio nova, auctior et correctior*, beide gedruckt in Marburg bzw. Frankfurt am Main, bis zu weiteren Ausgaben (letzte vermutlich 1668). Der Ausgabe des Jahres 1629 wurde dem von Lampadius verfassten Teil noch ein Streittraktat des Gießener Theologen Johannes Dieterich (1572–1635) angefügt. Eine fortwährende Rezeption des *Mellificium* lässt sich ausweislich der Druckgeschichte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nachweisen, seine Faszination scheint mit der beginnenden Verwischung der konfessionellen Konfliktgrenzen nachzulassen – es mag als historisches Kompendium noch

von Interesse gewesen sein, die spezifisch konfessionell-chiliasmatische Ausrichtung verlor indes an Bedeutung. Über seine Nachwirkung jenseits des Druckes lässt sich spekulieren. Folgt man Lampadius' Angaben in seinem Vorwort, so habe es spätestens um 1610 einen Kreis von Gelehrten in Bremen gegeben, die sich dieserart von Historiografie gewidmet hätten, darunter namentlich Tobias Pezel (1517–1631, zunächst Lehrer für Theologie und Ethik in der akademischen Klasse der Schule, dann unter Aufgabe des Amtes Pastor an der Liebfrauenkirche) und Urban Pierius (1546–1616, Professor am *Gymnasium Illustre* und Prediger an St. Ansgarii). Eine Nachwirkung dürfte daher im *Gymnasium Illustre* zu vermuten sein, wiewohl wir aus dieser Zeit mehr Namen als Inhalte kennen; auch später vermerken die Lektionsindizes allgemein Geschichte oder Universalgeschichte; in der oberen Klasse der untergeordneten *schola privata* war man 1639 zu den Chroniken Sleidans und Carions zurückgekehrt.

Der Prophet

So bedrohlich die eschatologischen Prophezeiungen im dritten Teil des *Melificium* auch klingen mochten – sie blieben doch unbestimmt, abstrakt und zielten in Sprache und Ausarbeitung zudem auf die akademische Ebene. Ihre Abstraktheit vermochte kaum eine innerliche Identifikation des Lesers hervorrufen, was fehlte, war das Konkrete, das Unmittelbare. Dies war die Wirkungsebene für selbstberufene Deuter, Propheten und Visionäre,²² deren Anzahl allein im Luthertum zwischen etwa 1550 und 1700 von Jürgen Beyer auf mehr als 300 geschätzt wurde.²³ Eine Gruppe von z. T. wirkungsmächtigen Autoren, Schreibern und Bußpredigern, die Johann Christoph Adelung

22 Vgl. dazu etwa Nicolette Mout, *Chiliasmatic Prophecy and Revolt in the Habsburg Monarchy During the Seventeenth Century*, in: Michael Wilks (Hrsg.), *Prophecy and Eschatology*, Oxford 1994, S. 93 ff.; Carlos Gilly, *Der ›Löwe von Mitternacht‹, der ›Adler‹ und der ›Endchrist‹: Die politische, religiöse und chiliasmatische Publizistik in den Flugschriften, illustrierten Flugblättern und Volksliedern des Dreißigjährigen Krieges*, in: *Rosenkreuz als europäisches Phänomen im 17. Jahrhundert* (Bibliotheca Philosophica Hermetica. 7), Amsterdam 2002, S. 249 ff.; Peer Schmidt, *Wan er auch aufwachtet / ihm eben ist / als einem der aus der Schlacht entrungen*. Träume im Dreißigjährigen Krieg, in: Peer Schmidt, Gregor Weber (Hrsg.), *Traum und res publica. Traumkulturen und Deutungen sozialer Wirklichkeiten im Europa von Renaissance und Barock* (Colloquia Augustana. 26), Berlin 2008, S. 257 ff.

23 Jürgen Beyer, *Lutherische Propheten in Deutschland und Skandinavien im 16. und 17. Jahrhundert, Entstehung und Ausbreitung eines Kulturmusters zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*, in: Robert Bohn (Hrsg.), *Europa in Scandinavia. Kulturelle und soziale Dialoge in der frühen Neuzeit* (Studia septemtrionalia. 2), Frankfurt am Main u. a. 1994, S. 35 ff.; auch Claire Gantet, *Der Traum in der Frühen Neuzeit. Ansätze zu einer kulturellen Wissenschaftsgeschichte* (Frühe Neuzeit. 143), Berlin u. a. 2010, S. 253 ff., und Will-Erich Peuckert, *Deutsche Volkspropheten*, in: *Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft und die Kunde des nachbiblischen Judentums*, N. F. 12, 1935, S. 35 ff.

(1731–1806) ganz im Sinne der Aufklärung radikal als »After-Propheten« verspottete.²⁴

Zu den auch überregional bedeutenden gehört der im sächsischen Altenburg geborenen Visionär und Chiliast Georg Reichard (ca. 1600 – ca. 1649).²⁵ Er ist bis heute mit nennenswerten Beständen in Sammlungen vertreten, wiewohl seine prophetischen Schriften dem breiten Spektrum der Gelegenheitsliteratur zuzurechnen sind, einem ›flüchtigen‹ Genos. Diese Überlieferung ist nicht zuletzt Reichards ›professionellem‹ Umgang mit den literarischen Distributionsmechanismen der Zeit geschuldet.²⁶

Reichard werden bis 1647 über 700 Visionen zugesprochen, von denen nur ein Bruchteil gedruckt wurde; anderes ist offensichtlich nur handschriftlich verbreitet worden. Seine Visiones sind in sechs Sammelbänden seit 1637 in z. T. mehrfachen Auflagen und mit z. T. fiktiven Druckorten und Druckern verbreitet worden. 1638 und 1639 erschien zusätzlich eine Reihe von Flugschriften separat. Die einzelnen Visionen entsprangen dem unmittelbaren Kontakt zu Gott, der zu Reichard sprach und / oder ihm allegorisch zu deutende Gestalten, Tiere, Gegenstände etc. offenbarte. Der überwiegende Teil bezog sich auf sog. ›Gesichter‹ über Schlachten, Hungersnöte, Teuerungen, Zerstörungen und Seuchen. Dazu kommen bereits im zweiten Sammelband ›Gesichter‹, die sich konkret auf einzelne Städte bezogen, zunächst aus dem näheren Umfeld in Sachsen und Thüringen. Hier prophezeite er Nieder- und Untergang, Feuer, Plünderung und Fluten; Schicksale, die freilich abzuwenden waren. Abzuwenden durch Glaube, Buße und religiöse Hingabe. Reichard argumentiert von einem gnesiolutherischen, vom religiösen Spiritualismus geprägten Standpunkt aus. Er greift zwar auch aus seiner Sicht dekadent gewordene lutherische Prediger an, weitaus verwerflicher sind jedoch »Reformierte oder Calvinisten / und verhüllte Papisten / WiederTäufer / Sacramentirer und andere Schwermer [...]«²⁷ oder »Secten und falsche Lehren.«²⁸ Was Reichard neben der großen Zahl an Visionen von zeitgenössischen lutherischen Propheten unterscheidet, ist sein professioneller Umgang

24 [Johann Christoph Adelung], *Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager und anderer philosophischer Unholden. Fünfter Theil*, Leipzig: Weygand 1787, S. 105 ff. (zu Georg Reichard).

25 Die Namensansetzungen variieren. Im Folgenden wird diejenige des *Verzeichnisses der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts (VD 17)* verwendet.

26 Dazu ausführlich Jürgen Beyer, George Reichard und Laurentius Matthaei. Schulmeister, Küster, Verfasser, Buchhändler und Verleger im letzten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges, in: Alfred Messerli, Roger Chartier (Hrsg.), *Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900. Vergleichende Perspektiven*, Basel 2000, S. 399 ff.

27 Fünffter Theil. Etzlicher Wahrhaftiger / Wunderlicher und sehr hoher Nachdencklicher VISIONEN [...], Gedruckt zu Warnungsburg in Deutschland Bey Christian Gutfreund Im Jahr nach Christi Geburt 1645, fol. A1(v).

28 Zwey warhafftige VISIONES Gesichter und Offenbahrungen [...] über etzliche fürnehme Handel- und An-SeeStätte [...], o. O. 1638, fol. (A4r).

mit dem Medium des Buchdruckes und seinen Verbreitungsmöglichkeiten. Seit 1636 diente ihm der Schulmeister und Stadtschreiber Laurentius Matthaei (oder Matthaëus) als Adlatus. Matthaei schrieb und korrigierte nicht nur die meist wohl diktierten ›Gesichter‹ Reichards, sondern er begann sie im Norden des Alten Reiches und im Ostseeraum auf unterschiedlichen Wegen zu vertreiben – also wesentlich lutherische Territorien, sieht man vom reformierten Bremen und Brandenburg ab! Als besonders empfänglich erwiesen sich Dänemark, Schweden und das Baltikum. Das Verhältnis zwischen beiden war allerdings über die Jahre nicht ungetrübt, Matthaei vertrieb – vermutlich zum Unwillen Reichards – auch Schriften anderer lutherischer Propheten.

Prophezeiungen – Paränesen

»Erkenne es noch / stehet dir zu rahten / Bremen / Bremen / bessere dich du Stadt Bremen / auff daß dirs nicht gehe / wie Sodoma und Gomorra. Derhalben thue dein Sündliches und böses Leben von deinen Augen weg / so wird dir GOTT der HERR wieder hold werden.«

(Georg Reichard, 1639, 1640)

Nachdem Reichard, wie angesprochen, zuvörderst Visionen auf einzelne Städte im näheren geografischen, politischen und konfessionellen Umfeld bezog, weitete sich 1638, 1639 und 1640 sein Blick in Richtung Norden in Form von separaten Flugschriften, zunächst bezogen auf Braunschweig und Lüneburg. 1638/1639 erschienen in drei Fassungen die *Visiones* allgemein über die Hansestädte unter dem Titel:

Zwey warhafftige VISIONES Gesichter und Offenbahrungen / welche Georgio Reicharten anitzo Schul- un(d) Kirchendienern zu Rösa 3. Meilweges von Leipzig / durch den Geist des Herrn sind für Augen gestellet worden / über etzliche fürnehme Handel- und An-SeeStätte / fürnemlichen aber uber die Stadt Bremen / Lübeck / Hamburg / Rostock / Lüneburg / Braunschweig / Magdeburg / und anderen nahe angrenzende mehr etc. Darinnen gezeigt und gemeldet wird / wie trübselig es uns Menschen Kindern (durch Gottes verhängniß) noch ergehen wird / wofern nicht rechtschaffene wahre Rew und Busse (als biß daher leider Gott geschehen) erfolgen wird etc. Allen trewen Christlichen wahren Religions- und Augspurgischen Confessions Verwandten zur Warnung und guter Nachrichtung an Tag gegeben. Im Jahr Christi / 1638.²⁹

Folgt man dem Text, so erschien Gott am 12. Januar und am 1. Februar 1638 Reichard, um ihm Visionen zu eröffnen: »Denn die Zeit ist nahe / daß sie sollen gestraffet werden / sprach der Geist des HERRn.« Die Strafe kommt nach Reichard in Form von Mönchen und bevorzugt Jesuiten, die nach einem mit

29 Die Varianten unterschieden sich durch die Angaben bzgl. des Druckortes und -jahres, vgl. Beyer, George Reichard (wie Anm. 26), S. 332. Nochmals abgedruckt in: Sechster Theil / Etzlicher warhafftiger / wunderlicher und sehr hoch nachdencklicher VISIONEN [...], o. O. [1646], S. 59 ff.

blutroten Lettern geschriebenem Buch die Menschen strafen: »Dieweil keine Busse und keine Besserung vorhanden ist / so muß es mit ihnen ein Ende gewinnen.« Besonders bedroht waren wohlhabende, »eitle« Städte, in denen auch die Priesterschaft nicht mehr mit der notwendigen Ernsthaftigkeit amtierte: »Hierauff zeigte mir auch der Geist des HERRN die Stätte / und nennete etzliche Nahmen als Bremen / Lübeck / Hamburg / Rostock / Lüneburg / Braunschweig / Magdeburg / und andere nahe angrenzende mehr und sprach: O betet / O betet ihr frommen / die euch der HERR erretten wird / daß ihr diesen allen entfliehen möget mit Gottseligen Wandel.« Reichard eröffnete wieder, ganz im Sinne seiner Tradition, die trosthafte Remedur.

Die zweite Vision fällt im Vergleich drastischer aus, denn: »Es wird noch ein hartes Volck kommen / ja ein böses Volck / welches sich auch an dem HERRN versündigen wird [...].« Dies betrifft nicht nur die Zerstörung durch die Türken oder von »Rom und Welschland / Böhmen Mähren / Oesterreich / Tyrol und Salzburg«, sondern auch die an Elbe und Weser gelegenen Städte, denen Bedrohung durch die »Völcker aus Hispanien« (= die habsburgischen Truppen) droht. Die Paränese fällt einfach aus: die schon zitierte Eradierung der Sekten und falschen Lehren dient um Zwietracht zu verhindern und *concordia* im lutherischen Sinne wiederherzustellen. Sündhaftes, unbußfertiges Tun ist abzustellen; Reichard fügt jetzt unmittelbar ein neues Prodigium ein: den Kometen des ausgehenden Jahres 1637, den er, obgleich sich dieser wesentlich über Ungarn und Österreich zeigte,³⁰ in unmittelbare Tradition zu demjenigen des Jahres 1618 bringt: »Darum sage und schreibe ich noch / Bessert euch / bessert euch / ihr vorbemelten Handel- und AnSee-Städte.«

Nur wenige Tage später, am 8. Februar exakt zur Mittagsstunde, widerfuhr Reichard eine erneute Vision, diesmal nur bezogen auf Bremen, die aber erst 1639 bzw. 1640 mit dem Umfang eines Bogens in Quart in den Druck kam:³¹ (Abb. 2)

Reichards Vision ist vielschichtig, in ihrer Diktion außerordentlich schwerfällig und beginnt bereits eingangs mit einer apokalyptischen Ansicht:³²

»Unnd Ich sahe die Stadt die mir Bremen genennet ward / und siehe: Da stund ein erschreckliches Zeichen über dieser Stadt Bremen / welches Ich zuvor noch nie gesehen habe / daß war gestalt wie ein Camel / das stund mitten über der Stadt / und war gar erschrecklich anzusehen / denn seine ganze Farbe war fewrig / und eine blutrothe Wolcke schwebete über seinem Häupte. Neben der Wolcke zur rechten Hand / stunden viel unzehliche zweyschneydige Schwerdter / unnd zur lincken Hand der Wolcken / stunden sehr grosse gewaltige Stücken Geschütze / die richteten ihre Mundlöcher alle der Stadt zu wider und zu schaden [...].«

30 Vgl. *Theatri Europaei Continuatio III* [...] von Anno 1633. biß 1638 [...] beschrieben Durch Henricum Oraeum Assenhaimiatem, [...], Frankfurt am Main: Merian d. Ä.; Hoffmann 1639, S. 825.

31 Vgl. Beyer, George Reichard (wie Anm. 26), S. 333 zu den Ausgaben.

32 Ein Erschreckliches Und Warhafftiges Gesicht / Welches Ich George Reichard / anjtzto Schul- und KirchenDiener zu Rösa (im Geist) gesehen habe über der Stadt Bremen [...], fol. (A2r).

Die Wahl von Tieren ist für Reichard nicht untypisch: Löwen, Drachen, Pferde, Schafe etc. werden in seinen Schriften wie in einer Menagerie allegorisch verwendet. Seine starke Bezugnahme auf das AT mag zur Wahl des Kamels als Symbol beigetragen haben, wo es sowohl für Reichtum, Stärke,

In der Offenbarung Sanct Johannis am 1. Cap. v. 3. Selig ist der da liest vnd die da hören die Wort der Weissagung vnd behalten was dardarin geschrieben ist/ denn die Zeit ist nahe.

Ein Erschreckliches
Vnd
Warhafftiges Gesicht/
Welches Ich George Reichard
amtko Schul- vnd Kirchen Diener zu Kö-
sa (im Geist) gesehen habe
vber der
Stadt Bremen.

Darinnen zu befinden / die Geistes Aufle-
gung des grossen Erschrecklichen f. w. r. i. g. e. n. C. a. m. e. l.
Thiers. Auch wie nemlichen diese gute Stadt Bremen
(vnd ihre vnblickende Landschaft / Flecken vnd Dörffer)
von den Hispanischen Völkern werde belagert / erobert vnd
durch Gottes Verhängnuß hinweggenommen werden: Wo-
fern nicht noch in Zeit der Gnaden Gottes / eine rechte
wahre allgemeine Nuntiatische Buße angestellet
vnd von männiglich gehalten
werde.

Allen Christlichen Bußfertigen Sündern
zum Trost vnd guter Nachrichtunge / hingegen aber
allen gotelosen Verächtern vnd vnbußfertigen Lä-
sterzungen zum Schrecken vnd ernstlichen scharf-
fen Warnunge in offenen Druck gegeben
Im Jahr Christi
1639.

*Wenn man denn das Land ansehen wird/ siehe/ so ist
oben vber ihnen.
Jtem Esatz am 6. Cap. v. 30. Wenn man denn das Land ansehen wird/ siehe/ so ist
hinster für Angst/ vnd das Licht scheint nicht mehr*

*Im Propheten. Esatz am 1. Cap. v. 16. Wehret euch / vmbgürtet euch / ihr irer böses Sünden
von meinen Augen. Esatz ab vom Propheten/ Irmer Sünden thun/
Trachtet nach Weisheit. v. 17.*

*Ver-
der-
1639.
qua/ ror
hij
sua
of
os
no
or
qua*

H. R. Anton.

Abb. 2: Titelblatt des ›Gesichtes‹ über Bremen in der Druckfassung von 1639. (Bibliothek der Franckeschen Stiftungen Halle, Signatur: 57 E 1a[2])

aber auch für Unreinheit stehen kann. Folgt man der Vision, so wird das Kamel fürchterlich zugerichtet: Das Haupt, umgeben von einer Wolke, wird abgeschlagen und versinkt in einer Erdspalte, fremdländische Bewaffnete schlagen auf es ein, zerteilen es, verschlingen das Fleisch, verbrennen es, die Eingeweide und die Haut. Schließlich wird die gesamte Szenerie von einem dunklen Nebel überdeckt. Das Ganze bedarf natürlich einer Deutung, die Gott Georg Reichard selbst offenbart, da die Propheten oder diejenigen, die sich selbst als solche bezeichnen, falsches Zeugnis ablegten und die von falschen Lehren und dem Teufel verderbten Menschen nicht erretten konnten.

Die von Gott diktierte Auslegung beinhaltet acht »Zeichen«, die das über Bremen kommende Unheil beschreiben:

1. Das starke Kamel steht danach für ein bedrohendes, den Glauben angreifendes »Gifft aus Hispanien / die wird diese Stadt alle gedencken zu zerstören und umb zustürzen / und wo sie darinnen nicht wieder umbkehren / unnd ihre öffentliche Abgötterey abschaffen / so wird's ihnen auch also wiederfahren. Denn das Thier kömpt gar gewiß außgestiegen auß tieffen Wassern / unnd wird diese Stadt zurstossen und verfinstern / wenn die dritte und letzte Zeit kommen wird. Darumb bessert euch / und thut ewer Sündliches böses Wesen von meinen Augen.«³³ Hervorzuheben ist hier die Aufnahme der Idee eines dritten und letzten Zeitalters. Sie geht letztlich auf Joachim von Fiore (um 1130/1135–1202) und sein chiliastisches Deutungsmuster zurück.
2. Die das Haupt des Kamels umgebende Wolke steht für den Zorn Gottes: »Daß ist der grimmige Zorn Gottes / der über diese Stadt (und andere mehr) entbrandt / auffgesteckt und sehr gedrewet ist / welcher gewiß gewiß kommen wird und die falschen Propheten wol finden wird zu seiner Zeit / unnd die Zeit ist nicht weit / daß dies geschehen sol. Darumb bessert euch / und thut ewer Sündliches böses Leben und Wesen von ewren Augen / ehe die Wolcke fället / diß ist die Erste Eigenschafft.«³⁴ Das verbrannte Haupt symbolisiert den Verlust des Schutzes.
3. Das Öffnen der Erde steht für das Verschlingen der Sünder, seien sie hohen oder niederen Standes, sie werden von Plagen und Pest vertilgt. Das Ganze erinnert an den Höllenschlund, wird aber folgend von Reichard mit einem Bild aus dem Buch Jona des AT verbunden. Der Prophet wird in die antike Stadt Ninive gesandt, um von ihr Buße und Umkehr zu verlangen, da ansonsten Gottes Strafe über sie komme werde: »O Du Stadt Bremen / du must dich mit Ninive in die Aschen setzen / dich grämen / heulen unnd weinen.«³⁵
4. Die verbrannte Haut des Kamels steht für die Zerstörung und Brandschatzung des Bremer Umlandes.

33 Ebd., fol. (A3r).

34 Ebd., fol. (A3v).

35 Ebd.

5. Die vielen Menschen, die um das Kamel gruppiert sind, symbolisieren die Truppen, die die Stadt stürmen werden (die »Spanier«), die aber ihrerseits von anderen Fremden vertrieben werden.
6. Das Aufbrechen des Tieres und das Herausziehen der Eingeweide zeigt, dass keine Verstecke sicher sein werden.
7. Die Teilung und Ausweidung des Kamels sind zu deuten, »daß ein starkes Volck kommen wird / dessen Sprach du nicht verstehen wirst / die werden sich in dein Gut theilen / welches du mit Recht und Unrecht gesamblet hast.«³⁶
8. Das verzehrte Fleisch des Kamels schließlich steht für die Verteilung der Unreinheit: »Dieses zeige du ihnen Schriftlichen an / daß ihre Söhne und Töchter ihnen werden genommen werden / theils gefangen / theils todgeschlagen / und vor ihren Augen sollen geschändet werden / und also das verhurete Fleisch wird ein Ende nehmen. Unnd der Tag des HERRen stehet dir auch vor deinen Augen / denn der starcke Engel schlegt schon an mit seiner Sichel / unnd die Ernde ist reiff.«³⁷

Ganz im Sinne der Vorgehensweise schließt Reichard seine Prophetie mit einer Ermahnung aus dem alttestamentarischen Buch Joel (2, 12 ff.).

Tatsächlich war mit diesem ›Gesicht‹ das Thema ›Bremen‹ für Reichard keineswegs beendet. 1645 erschien erstmals ein fünfter Teil der *Visiones*,³⁸ gerichtet an die »Reichs-See-Handel und Hansee Stäte« vom Westen des Reiches bis in den preußischen Osten und das Baltikum. Hier findet sich eine Offenbarung an Bremen, Hamburg, Lübeck und Lüneburg »Von einem grossen Schiff aus Hispanien«, dessen unzählige Besatzung Bremen zerstört und in anderen Städten nur gegen Lösegeld abgewendet werden kann.³⁹

Im zweiten, separat betitelten, aber in der Seitenzählung fortlaufenden Teil des fünften Bandes (*Ein schöner Aug-Apfel / Das ist Ein recht schönes / Geistreiches Gesicht und Offenbarung unsers HErrn Gottes [...]*) findet sich eine ausgiebige Weissagung, datiert auf den 7. Dezember 1642, in der eine Apokalypse mit universellen Dimensionen ausgebreitet wird. Gegen die kampfbereiten Völker des Nahen Ostens rüsten sich diejenigen des lateinischen Westens, die aber unter sich zerstritten sind. Wieder sind es die Handels- und Seestädte mit Bremen und seiner Umgebung, die von Zerstörung bedroht werden – unter Bezug auf die Vision des Jahres 1638! Wieder wird das Bild des gewaltigen Schiffes bemüht, von dem aus Bremen in 40 Tagen niedergerungen wird. Auch die anderen Städte bis in das Baltikum sind bedroht, schließlich führt die Uneinigkeit der Christen zur Zerstörung Roms durch die Türken. Erlösung bringt eine Armee aus Mitternacht, die Schweden, die aber das Reich plünderten: »Und ich sah eine grosse stille / im Römischen Reiche / aber wenig Völcker die darinnen wohnten / denn es

36 Ebd., fol. (A4r).

37 Ebd., fol. (A4r-v).

38 Zu den Ausgaben vgl. Beyer, George Reichard (wie Anm. 26), S. 331.

39 Fünffter Theil (wie Anm. 27), S. 33 f.

war so wüste / wo ich nur meine Augen hingewandt hatte.«⁴⁰ Das klingt wie eine Endabrechnung, zumal damit eine Warnung vor einer großen Flut im Jahre 1643 verbunden wird. Damit wird bezogen auf die Burchardiflut, die *Grote Mandränke*, vom 11. auf den 12. Oktober 1643, die große Teile des Landes an der Deutschen Bucht verwüstete.⁴¹ (Abb. 3) Das ist zugleich ein Beleg dafür, dass einige Visionen retrospektiv erstellt wurden, Reichard also historische Abläufe einbauen konnte. Er benutzte dazu einen Kunstgriff, indem er behauptete, Gott habe ihm befohlen, die Vision erst nach zwei Jahren der Öffentlichkeit preiszugeben.

Es bleibt die Frage, warum Reichard in dieser Art Bremen in seinen *Visiones* bedachte. Trotz seiner gnesiolutherischen, gleichwohl spiritualistischen Grundhaltung findet sich kein direkter Bezug auf die inzwischen vollzogene Calvinisierung der Stadt. Seine konditionalen Prophezeiungen mit Aufrufen zur Buße, zur Umkehr unterscheiden sich nicht von denen für andere Städte. Seine Prophezeiungen sind auch durchweg allgemeiner Art, während sie bei Städten aus seinem unmittelbaren, persönlichen Umfeld weitaus konkreter ausfielen. Die Warnung vor den »hispanischen Völckern« zieht sich wie ein Topos durch die Schriften, ist also nicht spezifisch für Bremen. Augenscheinlich war es der Reichtum, die Wohlfahrt der Hanse- und Seestädte, die Reichards Interesse an ihnen für seine Visionen bestimmte – er schrieb rezeptionsorientiert, um einen modernen Terminus zu nutzen. Dieser Reichtum, diese Wohlfahrt bildete in seinen Augen den Nährboden für Hoffart, für Desinteresse am Glauben, für Unzucht und allgemein: sündhaftes Sein.

Dieserart Affinität hatte für Reichard handfeste ökonomische Aspekte. Sein Bote Matthaei vertrieb die Schriften des Propheten seit Sommer 1637 zunächst bevorzugt in Norddeutschland, mit dem Ausgangspunkt Hamburg, wo er für einige Zeit Sitz nahm.⁴² Im April 1638 muss er in Bremen gewesen sein, wie Reichard in einem Brief vom Mai 1638 an Matthaei belegt:⁴³

»[...] / daß du die bremische Reise hast abgeleget / und sie dich im Ministerio nicht alleine haben freundlich gehöret unnd meine Schriften haben acceptiret / sondern nach Verrichtung deiner Sachen weiter an andere Orte bist gereiset / und die Wercke des HERREN auch allda verkündigt etc.« Ein weiteres Zeugnis gibt Reichard selbst in seiner bereits zitierten längeren Vision vom Januar 1643: »Welche Vision einen Ehrenvesten Rathe der Stadt / ich George Reichard Schriftlichen überbringen lasse / Anno 1638. So wol auch hernach durch öffentlichen Druck / durch meinen abgefertigten Copisten Laurentium Matthaej ihnen zum Andern mahl zugesendet.«⁴⁴

40 Ebd., S. 103.

41 Zu ihrer Deutung vgl. Manfred Jakobowski-Tiessen, »Erschreckliche und unerhörte Wasserflut«. Wahrnehmung und Deutung der Flutkatastrophe von 1634, in: Manfred Jakobowski-Tiessen, Hartmut Lehmann (Hrsg.), *Um Himmels Willen. Religion in Katastrophenzeiten*, Göttingen 2003, S. 179 ff.

42 Vgl. Beyer, George Reichard (wie Anm. 26), S. 312 f.

43 Fünffter Theil (wie Anm. 27), S. 52.

44 Ebd., S. 99.



Abb. 3: *De grote Mandränke*, in: Eberhard Werner Happelius, *Gröste Denkwürdigkeiten der Welt Oder so genannte Relationes Curiosae* [...]. Der Erste Theil, (Hamburg): Thomas von Wiering, Frankfurt am Main und Leipzig: Zacharias Hertel 1683, nach S. 264 (Privatbesitz)

Nimmt man die Aussagen wörtlich, so müssen Exemplare sowohl an den Rat als auch das Geistliche Ministerium gegangen sein, vermutlich sind auch Exemplare der Visionen Reichards allgemein in Bremen verkauft worden. Dahin deutet ein Appendix Matthaeis zur zweiten, revidierten Auflage des fünften Teils der Visionen: Danach soll eine erste Auflage in Höhe von 300 Exemplaren verschickt und in Bremen, Emden, Groningen, Oldenburg, Ostfriesland, Hamburg, Lüneburg etc. verkauft worden sein.⁴⁵

Zudem ist den Aussagen zu entnehmen, dass Reichard und sein Adlatus sowohl mit dem Geistlichen Ministerium wie auch dem Rat in Bremen direkt in Kontakt getreten sein müssen, wie er zugleich über Matthaei guten Kontakt zum dänischen Hof pflegte. So widmete er den sechsten Teil seiner *Visionen* u. a. dem letzten bremisch-verdischen Erzbischof Friedrich II. (1609–1670, Erzbischof 1634–1648, seit 1648 als Friedrich III. König von Dänemark), der – bekanntlich gegen den erklärten Widerstand des Rates – im September

45 Vgl. Beyer, George Reichard (wie Anm. 26), S. 321.

den seit den Hardenbergischen Streitigkeiten für den Gottesdienst nicht mehr benutzen Dom öffnen ließ; aber eben nach lutherischem Ritus. Dabei war es nicht ungefährlich, die *Visiones* in reformierten Territorien zu verbreiten; so wurde Matthaei im Frühjahr 1639 eben wegen dieser Verbreitung in Berlin ins Gefängnis geworfen!⁴⁶

Bleibt zu fragen, ob Reichards Angaben in irgendeiner Weise in Bremen nachzuzeichnen sind. Im Bestand bremischer Bibliotheken finden sich seine Schriften nicht. Aber in einem Kontext zeigt sich seine Spur, die die oben zitierten Angaben über den Aufenthalt Matthaeis' in Bremen belegbar macht: Im Staatsarchiv Bremen findet sich im alten Ratsarchiv unter dem Bestand *Dem Senate dedizierte oder übersandte Bücher etc.* ein Schreiben von Reichard, datiert vom 28. Februar 1638.⁴⁷ Er dediziert darin dem Rat ein Exemplar der Visionen über die Hansestädte, das von seinem Gehilfen Matthaei überbracht werden sollte – was nach einer Randbemerkung auch am 9. April erfolgte. Die Epistel Reichards ist in verschiedener Hinsicht von Interesse, bezeugt sie doch sein Talent und sein Gespür für die Distributionsmechanismen seiner Schriften. Das Schreiben Reichards stellt sich als eine Art handschriftliches Formular dar, in das er – nimmt man die offenbar eigenhändige Unterschrift als Maßstab – persönlich lediglich den Adressaten in den Text und auf dem Umschlag, den Schriftentitel und einige Korrekturen einfügte. Inhaltlich ist es eine Preisung des eigenen Druckwerkes, verbunden zum einen mit der Rechtfertigung, dasselbe angefertigt zu haben und zum anderen mit der unverhohlenen Werbung für andere seiner visionären Publikationen, die möglichst erworben werden sollten. Zugleich finden sich auch hier die ihn auszeichnenden konditionalen Topoi wiederholt: Aufforderungen zur Abkehr vom sündigen Tun, zur Buße, zur Askese. Beigefügt ist ein kleiner, handschriftlicher, undatierter Zettel von Laurentius Matthaei, der nun belegt, dass dieser in Bremen auch Schriften anderer Autoren verkaufte, da er hier dezidiert eine Abhandlung über Kometen des ausgehenden Jahres 1637 erwähnt. Bemerkenswert ist, dass die Akten keine weiteren Verbindungen Reichards oder seines Mittelsmannes zum Bremer Rat zeigen; diese wären in Bezug auf die pointiert auf Bremen bezogene, 1639 bzw. 1640 gedruckten Visionen naheliegend, lassen sich aber – so scheint es zumindest – nicht verifizieren.

46 Vgl. ebd., S. 313.

47 StAB 2-T.5.f.3.a.

Die »Bildergalerie« von F. A. Dreyer in Bremen von 1817 – ein Beitrag zur (Vor-) Geschichte des Kunstvereins in Bremen

Von Andrea Weniger

Prolog

Am 2. Dezember 1816 starb der große bürgerliche Sammler Johann Friedrich Städel (geb. 1728) in Frankfurt am Main. Mit seinem Tod gingen seine Kunstsammlung sowie sein Vermögen als Stiftung an die Frankfurter Bürgerschaft, um damit ein Kunstinstitut beziehungsweise -museum zu gründen.¹ Dieses »gilt bis heute als eine der großen bürgerlichen, die Jahrhunderte überdauernden Stiftungen [...]«².

Nur drei Monate später, am 6. März 1817, richtete in Bremen der Künstler, Sammler und Kunsthändler Friedrich Adolph Dreyer (1780–1850) ein Gesuch an lokale Kunstfreunde, um ihn bei der Präsentation und Erweiterung seiner Gemäldesammlung finanziell zu unterstützen. Dreyer versuchte damit vor 200 Jahren in Bremen ein ähnlich wirksames, bürgerliches Engagement zu initiieren, das dort allerdings nur durch einen Aufruf an die städtische Öffentlichkeit realisiert werden konnte:

»Wir hören, daß in Frankfurt am Mayn eine reichhaltige Bildersammlung und Kunstschule durch einen einzigen reichen Privatmann gegründet ist. Der Name des Verewigten ist Städel, und wohl ein verewigungswürdiger Name. So auffordernd und beyfallswürdig dieses Beyspiel ist, so wäre für unsern dermaligen Zweck doch wohl nur durch gemeinschaftliche Anstrengung etwas Aehnliches, von so Vielen Gewünschtes möglich zu

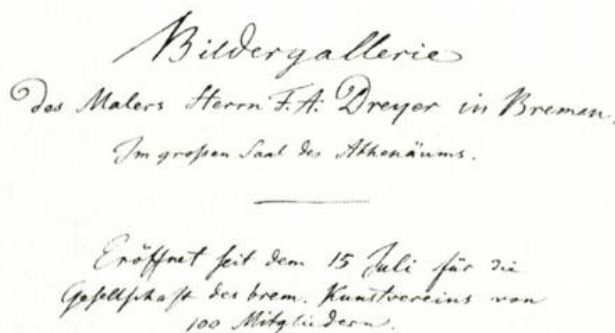


Abb. 1: Karl Ludwig Iken an Goethe, Bremen, den 15. August 1817. Ausschnitt aus dem Titelblatt zur Zeichnung zu Dreyers Gemäldegalerie. Klassik Stiftung Weimar, GSA 28/442. Foto: Klassik Stiftung Weimar

1 Vgl. Corina Meyer, Die Geburt des bürgerlichen Museums. Johann Friedrich Städel und sein Kunstinstitut in Frankfurt am Main, Berlin 2013, S. 139 und 146.

2 Ebd., S. 13.

machen. Der Anfang ist gemacht, indem der Unterzeichnete, der Aufforderung der verzehrten Kunstfreunde nachkommend, seine Gemäldesammlung ausgestellt hat.«³

Tatsächlich wurde Dreyers Gesuch von 65 Bremer Bürgerinnen und Bürgern unterzeichnet und damit gemeinschaftlich getragen. Eröffnet wurde seine Gemäldegalerie im großen Hörsaal der Gelehrtenschule im ehemaligen Domkapitel. Diese Ausstellung war die erste öffentliche Präsentation einer privaten Gemäldesammlung in Bremen und zudem der unmittelbare Vorläufer des 1823 offiziell gegründeten Kunstvereins. Der Bremer Schriftsteller Karl Jakob Ludwig Iken (1789–1841) fand dieses Ereignis derart bedeutend, dass er sogar seinem Brieffreund Goethe kurze Zeit später, im Mai 1817, davon berichtete:

»Auch den Genuß einer kleinen öffentlichen Bildgalerie haben wir jetzt durch Herrn Dreier erhalten, deren Dauer er durch einige hundert Subscribenten auf wenigstens 3 Jahr gesichert hat [...]; auch hat er das Verdienst, das Local außerordentlich verschönert zu haben. Dennoch könnte und müßte weit mehr für den Künstler geschehen, als hier bei uns geschieht, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Thätigkeit beider unsrer einzigen Künstler [Johann Heinrich Menken und Friedrich Adolph Dreyer] aufs neue und verdoppelt angeregt würde und Arbeit fände, was aber hier mit den verbesserten Zeitumständen dennoch nicht ins Verhältniß steht, da der Sinn für die Kunst, geschweige denn Enthusiasmus leider die kaufmännische Menge noch immer nicht ergreifen will.«⁴

Einerseits schilderte Iken seinem Weimarer Freund also die Aufgeschlossenheit und Aktualität der Bremer Bürger in Hinblick auf ihre Kunstsammlungen und auf damit verbundene Projekte, andererseits kritisierte er die Rückständigkeit derselben in Bezug auf die Förderung ihrer lokalen Künstler. Aus heutiger Sicht lag Iken mit seiner Einschätzung richtig, denn auch wenn Bremen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Welthandelsstadt aufstieg, so war die Stadt zur gleichen Zeit auf künstlerischem Gebiet rückständig. Im Gegensatz zu Städten wie Hamburg, Frankfurt am Main, Düsseldorf, Berlin oder München gab es in Bremen weder eine Akademie oder Universität noch eine fürstliche Auftragskunst oder staatliche Kunstförderung, geschweige denn einen institutionalisierten Kunsthandel. Trotzdem oder gerade deswegen war dort jedoch eine bedeutende, private Sammlerkultur entstanden, welche das Thema meiner 2016 erschienenen Dissertation ist.⁵ Genau diese

3 Friedrich Adolph Dreyer, Gesuch um Eröffnung einer öffentlichen Gemäldegalerie, 6. März 1817, unpaginiert, S. 1, in: Protokollbuch des Kunstvereins in Bremen (A KH Bremen, Vorstandsprotokolle 1823–1849: 24 a).

4 Karl Ludwig Iken an Goethe, Bremen, den 26. Mai 1817, in: Günter Schulz, Carl [sic!] Ludwig Iken's Briefe an Goethe. 1817–1830. Jahrbuch der Wittheit zu Bremen, Bd. 15, Bremen 1971, S. 112.

5 Vgl. Andrea Weniger, Zum Beginn bürgerlicher Sammlungskultur im frühen 19. Jahrhundert, Bremer Kunstsammler und -sammlungen in der Zeit von 1770 bis

bedeutende Sammlerkultur scheint auch der Grund gewesen zu sein, weshalb der Künstler, Kunsthändler und Sammler F. A. Dreyer selbst die Initiative ergriffen hatte und seine Gemäldesammlung 1817 mit bürgerlicher Hilfe öffentlich zugänglich machte und sogar noch zu erweitern versuchte. Seiner Initiative folgte 1823 die offizielle Gründung des Kunstvereins in Bremen, der zu den ältesten Kunstvereinen im deutschsprachigen Raum zählt. Diejenigen, die schon 1817 Dreyers Gesuch unterstützt hatten, waren nun auch dort unter anderen die Protagonisten. Es waren einflussreiche Vertreter der städtischen Elite – Senatoren und Kaufleute, aber vor allem Kunstfreunde, die nun diesen Verein gründeten, teilweise selbst beachtliche Kunstsammlungen angelegt hatten und damit sowohl ihrem wirtschafts- und bildungsbürgerlichen als auch lokalpatriotischen Selbstverständnis Ausdruck verliehen. Mit dem Kunstverein in Bremen schufen sie sich ihre eigene Plattform, um sich über Kunst auszutauschen, Kunstsachverständnis und Künstler innerhalb der Bremer Bürgerschaft zu fördern und vor allem eine vereinseigene Sammlung aufzubauen. Einige unter ihnen stifteten dem Verein hierfür sogar ihre kompletten Privatsammlungen und bildeten damit das (ge-)wichtige Fundament der Sammlung des Kunstvereins in Bremen beziehungsweise der Kunsthalle Bremen. Zu nennen sind hier vor allem der Senator Hieronymus Klugkist (1778–1851) und der Kaufmann Johann Heinrich Albers (1774–1855).⁶ Beide galten bislang nicht nur als große Stifterpersönlichkeiten, sondern auch als Gründer des Kunstvereins in Bremen. Der vorliegende Beitrag soll darlegen, warum dies einer Ergänzung bedarf und auch Friedrich Adolph Dreyer mit seinem ambitionierten Ausstellungsprojekt von 1817 als Ideengeber des Kunstvereins bezeichnet werden sollte. Es soll aufgezeigt werden, dass die frühe Gründungsgeschichte des Kunstvereins bereits sechs Jahre eher als bislang gedacht einsetzt und dass die Bremer Kunstsammler des frühen 19. Jahrhunderts aktiver und engagierter erscheinen als bisher an- und öffentlich wahrgenommen.

Dreyers Gesuch von 1817 im ersten Protokollbuch des Kunstvereins in Bremen

Im ersten Protokollbuch des Kunstvereins in Bremen wird das Gesuch von Friedrich Adolph Dreyer aufbewahrt, welches dieser am 6. März 1817 allgemein an Bremer Kunstfreunde richtete.⁷ Er bat diese, sein Vorhaben finanziell

zur Eröffnung der Kunsthalle 1849. E-Dissertation (Open Access), LMU München 2016: https://edoc.ub.uni-muenchen.de/20066/7/Weniger_Andrea.pdf

6 Vgl. Corinna Höper, Die »Alten Meister« der Kunsthalle Bremen. Zur Geschichte der Erwerbungen und Stiftungen, in: Höper, Corinna: Katalog der Gemälde des 14. bis 18. Jahrhunderts in der Kunsthalle Bremen, Bremen 1990, S. 9, und Dorothee Hansen, »... unsre jährlichen fünf Thaler haben es erbaut.« Die Geschichte des Kunstvereins und der Kunsthalle Bremen, in: Die Kunsthalle Bremen zu Gast in Bonn. Meisterwerke aus sechs Jahrhunderten, hrsg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH und von der Kunsthalle Bremen, Köln 1997, S. 13.

7 Vgl. Protokollbuch des Kunstvereins in Bremen (A KH Bremen, Vorstandsprotokolle 1823–1849: 24 a).

zu fördern, seine eigene Gemäldesammlung im großen Saal des Gymnasiums auszustellen und den bisherigen Umfang von etwa hundert Gemälden und einigen Kupferstichen beispielsweise um weitere Graphiken zu erweitern. Unterzeichnet wurde dieses Gesuch auf der zweiten und dritten Seite – auf den gedruckten Text folgend – von 65 sogenannten Teilnehmern. Mit ihrer Unterschrift erklärten diese sich bereit, das Unternehmen für mindestens drei Jahre mit 2,5 Reichstalern jährlich zu finanzieren.⁸

Interessant erscheint hierbei zum einen, dass dieses gedruckte Dokument mitsamt der Liste der Unterzeichnenden bis heute im ersten Protokollbuch des Kunstvereins in Bremen aufbewahrt wird und es dort auf einer vorhergehenden Seite mit den Worten »Zusammenkunft März 1817« angekündigt beziehungsweise eingeführt wird. Dies belegt, dass dieses Ereignis respektive Gesuch einen besonderen Wert für den 1823 offiziell gegründeten Kunstverein in Bremen gehabt haben muss. Ansonsten wäre es nicht gerade in dem Buch archiviert worden, das just das erste Protokoll des Kunstvereins vom 14. November 1823 beinhaltet. Dieses gilt immerhin als offizielles Gründungsdokument des Kunstvereins.

Zum Anderen erscheint von Interesse, dass unter den 65 im Jahre 1817 Unterzeichnenden zwanzig beziehungsweise 25 (zählt man familiäre Bindungen mit) Personen waren, die sieben Jahre später auch zu den ersten offiziellen fünfzig Mitgliedern des Kunstvereins in Bremen gehörten. Dies ergibt der Abgleich der unterschreibenden Teilnehmer von Dreyers Gesuch 1817 mit der ersten gedruckten Mitgliederliste des Kunstvereins aus dem Jahre 1824.⁹ Das heißt also, dass es schon 1817 eine mit den Mitgliedern des Kunstvereins von 1824 in nahezu fünfzig Prozent übereinstimmende, aber insgesamt etwas größere Gruppe von Personen gab, die die fortschrittliche Idee Dreyers unterstützte, eine bislang private Gemäldesammlung öffentlich auszustellen und zu vergrößern. Damit verfolgte diese in nicht unerheblichen Teilen kongruente Gruppe bereits zu diesem Zeitpunkt ähnliche Ziele wie jene, welche 1824, also erst sieben Jahre später, von den Direktoren des Kunstvereins offiziell formuliert und in den sogenannten Gesetzen desselben abgedruckt wurden:

»Der Zweck des Kunstvereins in Bremen ist den Sinn für das Schöne zu verbreiten und auszubilden. [...] Er beschränkt sich dabei auf bildende Kunst [...]. Der Verein wird bemüht seyn allmählich Kunstsachen zu sammeln und diese Sammlung zugänglich zu machen.«¹⁰

Im Vordergrund standen also hier – wie bei Dreyer – die Ausstellung und der Aufbau einer dauerhaft öffentlich zugänglichen Kunstsammlung, welche die Bildung und Verbreitung eines gewissen Kunstverständnisses ermöglichen sollte.

8 Vgl. Dreyer, Gesuch (wie Anm. 3), S. 2.

9 Vgl. Gesetze des Kunstvereins in Bremen 1824, o. S., unter »Verzeichnis der Mitglieder des Kunstvereins«. StUB Bremen, Kunstverein, Brem. c.158 a. Nr. 1.

10 Ebd., o. S., § 1, 2 u. 4.

*Karl Jakob Ludwig Iken's Briefe an Goethe (1817) sowie ein Reisebereich
aus den Jahren 1822/23*

Obwohl Dreyer in seinem Gesuch von 1817 schrieb, dass »[d]er Anfang [...] gemacht [ist], indem der Unterzeichnete, der Aufforderung der verehrten (sic!) Kunstfreunde nachkommend, seine Gemäldesammlung ausgestellt hat«¹¹, ist die Frage, ob diese erste, bereits 1817 von Dreyer formulierte Idee und Zielsetzung jemals realisiert wurde, bis zum Zeitpunkt dieser Recherchen noch nicht angemessen beantwortet gewesen. Das Gesuch Dreyers wurde in der Forschungsliteratur bis dato nur zweimal erwähnt, 1892 im ersten Sammlungskatalog des Kunstvereins in Bremen von Hurm unter dem Eintrag zu Friedrich Adolph Dreyer¹² und 1975 in einer Magisterarbeit von Inken Dohrmann über die Gründungsgeschichte des Kunstvereins¹³. Allerdings ließ Ersterer die Frage nach der Umsetzung von Dreyers Vorhaben offen und Letztere bezeichnete dasselbe sogar fälschlicherweise als gescheitert¹⁴. Erst im Zuge der Lektüre der von Günter Schulz 1971 herausgegebenen Briefe des Bremer Schriftstellers Karl Jakob Ludwig Iken an Goethe¹⁵ sowie eines 2007 von Herbert Schwarzwälder publizierten Sammelbandes von zeitgenössischen Reisebeschreibungen über Bremen¹⁶ konnten stichhaltige Beweise für eine Realisierung von Dreyers Gesuch gefunden werden.

In den Briefen von Iken an Goethe finden sich insgesamt drei Erwähnungen von Dreyers Gemäldegalerie.¹⁷ Dabei kann vor allem die Zeichnung, die Iken für Goethe anfertigte (Abb. 2 und 3), als Beweis gelten, dass Dreyers Vorhaben ausgeführt wurde. Die Zeichnung wird heute im Archiv der Klassik Stiftung Weimar aufbewahrt¹⁸; sie ist ein überaus wertvolles Dokument, welches zunächst einmal – und das ist exzeptionell – eine zeitgenössische Gemäldegalerie in der Anfangsphase bürgerlich-öffentlicher Ausstellungstätigkeit visualisiert. Überdies verweist die Zeichnung auf die Fragen, ob der Kunstverein¹⁹ in Bremen älter ist als bisher angenommen beziehungsweise

11 Dreyer, Gesuch (wie Anm. 3), S. 1.

12 Vgl. Wilhelm Hurm, Beschreibendes Verzeichnis der Gemälde und Bildhauerwerke des Kunstvereins zu Bremen, Bremen 1892, S. 18 und 19.

13 Vgl. Inken Dohrmann, Studien zur Gründungsgeschichte der Bremer Kunsthalle, Magisterarbeit TU Berlin 1975, S. 17, 18 und S. 154, Anm. 24.

14 Vgl. ebd., S. 18.

15 Vgl. Iken in: Schulz (wie Anm. 4).

16 Vgl. Herbert Schwarzwälder, Bremen in alten Reisebeschreibungen. Briefe und Berichte von Reisenden zu Bremen und Umgebung (1581–1847), Bremen 2007.

17 Vgl. Karl Ludwig Iken an Goethe, Bremen, den 26. Mai 1817, in: Schulz (wie Anm. 4), S. 112; Karl Ludwig Iken an Goethe, Bremen, den 15. August 1817, in: Schulz (wie Anm. 4), S. 127, und Karl Ludwig Iken an Goethe, Bremen, den 24. April 1817, in: Schulz (wie Anm. 4), S. 135.

18 Vgl. Karl Ludwig Iken an Goethe, Bremen, den 15. August 1817, Zeichnung (3 Seiten umfassend), Klassik Stiftung Weimar, GSA 28/442.

19 Der heutige Kunstverein ist sachlich von demjenigen auf dem Titelblatt zu Iken's Zeichnung Benannten verschieden. Er wäre jedoch ohne Dreyers Initiative nicht zu denken. Insofern ist es legitim, sowohl formal (sprachlich) als auch inhaltlich (Satzung) von einer Vorläuferschaft zu sprechen.

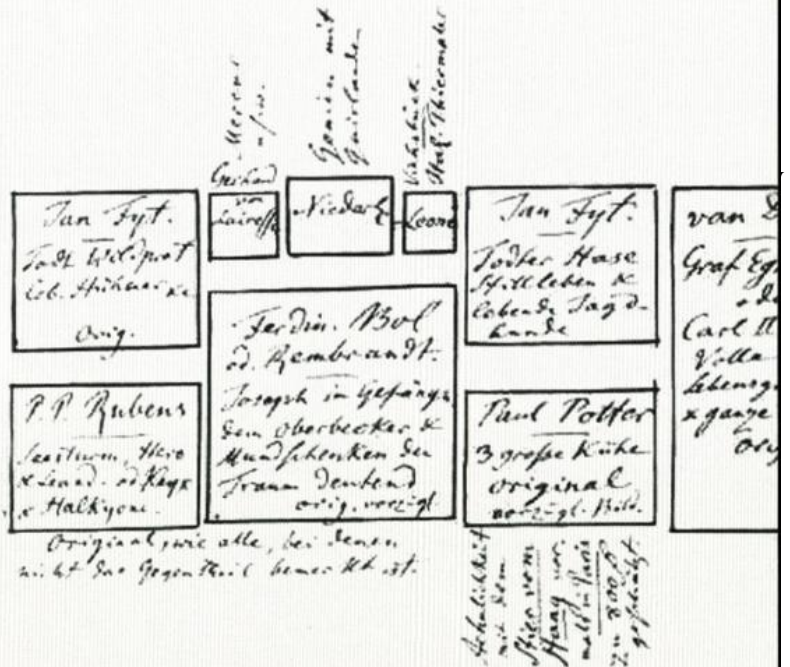


Abb. 2 (rechts): Karl Ludwig Iken an Goethe, Bremen, den 15. August 1817, Zeichnung zu Dreyers Gemäldegalerie. Innenseite des Briefbogens mit Ansichten der West- (oben) und Ostwand (unten). Klassik Stiftung Weimar, GSA 28/442. Foto: Klassik Stiftung Weimar

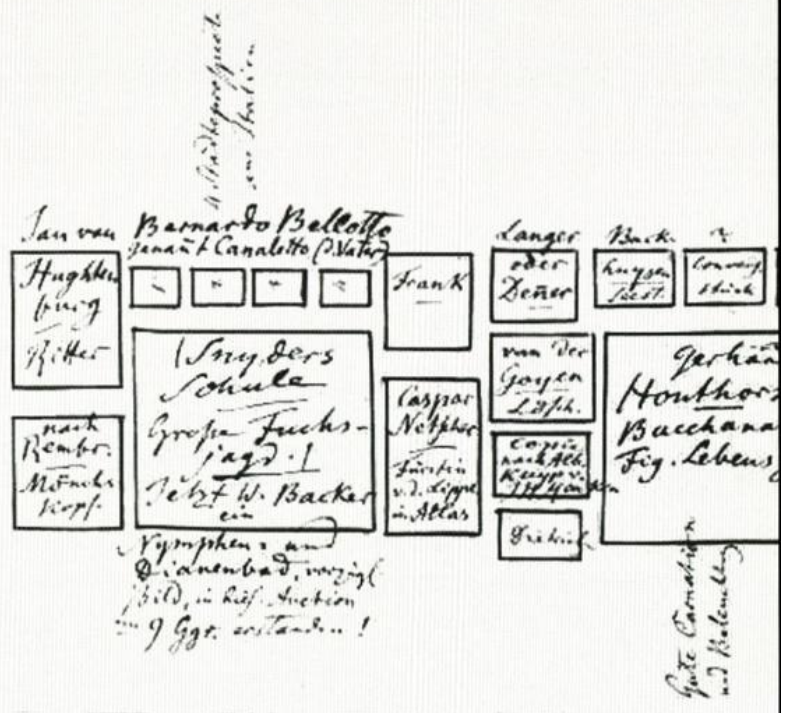
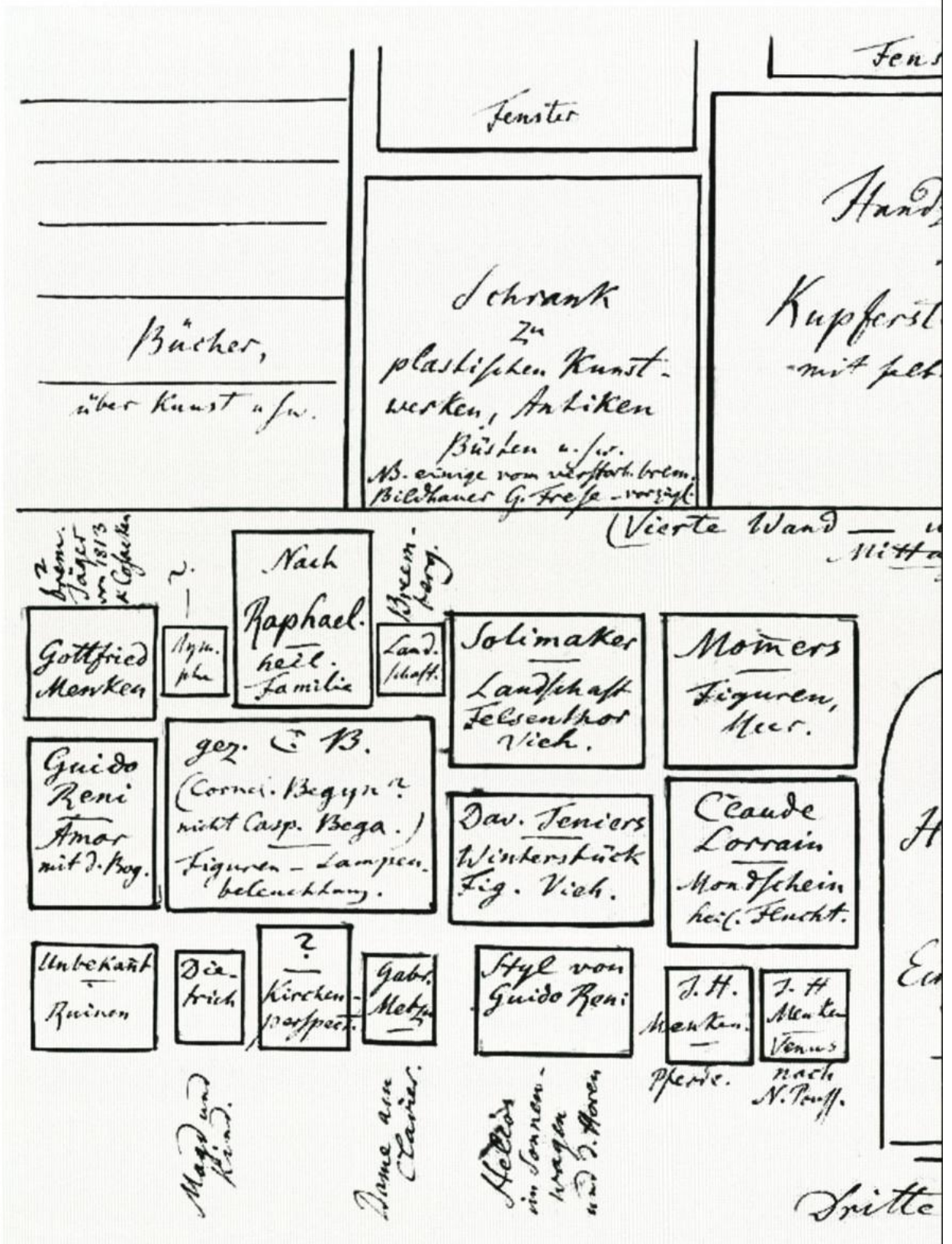
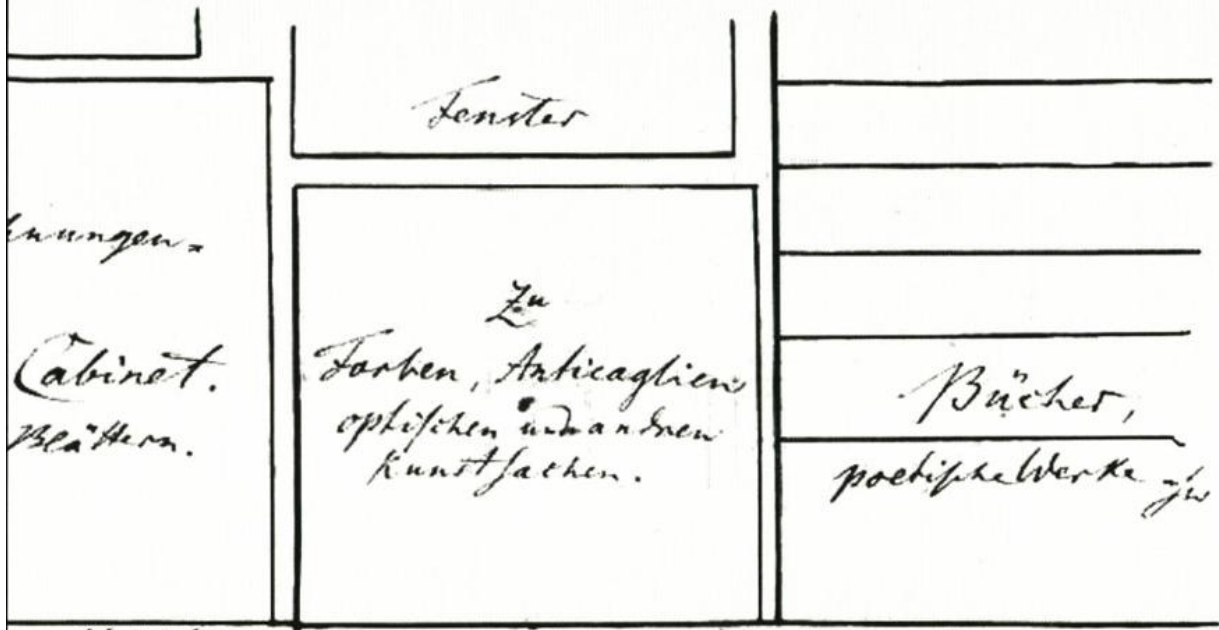


Abb. 3 (folgende Doppelseite): Rückseite des nebenstehenden Briefbogens mit Ansichten der Süd- (oben) und Nordwand (unten)





die Hälfte
steht



Wand (Nordseite)

orig.

orig.
etwas
reproduziert.

Satyr
in einem
Bauern-
Raum.

ob die Gemäldegalerie Dreyers zumindest als unmittelbarer Vorläufer des Kunstvereins in Bremen gelten kann. Schließlich wird der Kunstverein in Bremen auf dem Titelblatt der Zeichnung erstmals als solcher benannt: »Bildergalerie des Malers F. A. Dreyer in Bremen. Im großen Saal des Athenäums. Eröffnet seit dem 15. Juli für die Gesellschaft des brem. Kunstvereins von 100 Mitgliedern«. (Abb. 1)

Die öffentliche Präsentation der Gemäldesammlung Dreyers muss mindestens bis 1822/23 Bestand gehabt haben, denn in einem Reisebericht aus diesen Jahren von Christian Gottlieb Daniel Stein findet sich innerhalb einer Auflistung von sogenannten »wissenschaftlichen Anstalten«²⁰ in Bremen ein weiterer Hinweis auf eine dauerhafte Realisierung und Existenz von Dreyers Vorhaben. Stein ist der Autor der etwas später erschienenen, siebenbändigen »Reisen zu den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa«. In seinem privaten Reisebericht von 1822/23 listet er unter anderen »Dreyers Museum für gebildete Künstler« auf.²¹ Das heißt, durch Ikens Zeichnung an Goethe und diesen Reisebericht ist ein Bestehen von Dreyers Gemäldegalerie von 1817 bis 1822/23 belegt. Allerdings muss eingeräumt werden, dass anhand der überlieferten Quellen nicht nachzuvollziehen ist, ob es zwischen 1817 und 1822/23 Unterbrechungen der Ausstellungs- und Vereinsaktivitäten (des 1817 im Brief an Goethe namentlich erwähnten Kunstvereins) gab, weil nur diese zwei Eckdaten belegt sind. Sicher ist jedoch, dass entgegen der bisherigen Unwissenheit in Bezug auf das Projekt Dreyers und entgegen der Annahme von Dohrmann, das Vorhaben sei gescheitert, dasselbe realisiert und wohl sogar bis 1822/23, also bis kurz vor der offiziellen Gründung des Kunstvereins in Bremen, gepflegt wurde.

Zu fragen wäre also, ob es aufgrund dieser Quellenlage Gründe zu der Annahme gibt, dass der Kunstverein bereits 1817 von Friedrich Adolph Dreyer begründet wurde.

Doch wer war F. A. Dreyer und welche weiteren Argumente sprechen dafür, dass er als der eigentliche Gründervater des Kunstvereins in Bremen anzusehen sei?

Zur Biographie Friedrich Adolph Dreyers und zu seiner Bedeutung für das kulturpolitische Leben Bremens zu Beginn des 19. Jahrhunderts beziehungsweise für die Gründungsgeschichte des Kunstvereins in Bremen

Friedrich Adolph Dreyer (Abb. 4) stellt innerhalb des Bremer Sammlungswesens von 1770 bis 1823 und darüber hinaus einen typischen Vertreter der Profession des freiberuflichen Künstlers dar. Bedingt dadurch, dass die Förderung von Kultur in Bremen nicht öffentliche, sondern private Angelegenheit war, mussten Künstler in Bremen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und sich weitere verwandte Berufszweige jenseits der rein künstlerischen Produktion erschließen. Von anderen in Bremen ansässigen Künstlern unterschied Dreyer

20 Christian Gottlieb Daniel Stein, Bremen 1822/23, zitiert nach Schwarzwälder, Reisebeschreibungen (wie Anm. 16), S. 297.

21 Ebd.

sich darin, dass er dabei zum einen äußerst kreativ, eifrig und progressiv vorging und zum anderen seinem Berufsstand beziehungsweise seinem fachlichen Gegenstand weitgehend treu blieb.

Dreyer wurde am 25. Mai 1780 als zweiter Sohn des Senators Dr. Gustav Wilhelm Dreyer (1749–1800)²² geboren.²³ Zunächst sollte er – entsprechend des Curriculums seines Vaters – Jura studieren. Doch nachdem er offenbar bereits zu Schulzeiten künstlerisches Talent vorwies, durfte er einen anderen Weg einschlagen. Er nahm zuerst Unterricht bei seinem Schwager, dem Bremer Landschaftsmaler Johann Heinrich Menken, und studierte daraufhin von 1796 bis 1800 in Dresden bei Johann Christian Klenge, in Wien bei Francesco Casanova und in Rom u. a. mit Joseph Anton Koch.²⁴ Von Letzterem soll er stilistisch am meisten beeinflusst worden sein.²⁵ Allerdings sind

sind so gut wie keine Gemälde von ihm überliefert, stattdessen hauptsächlich Lithographien anderer Urheber, die von ihm in seiner Lithographiewerkstatt gedruckt wurden. Für seine Heimatstadt galt er neben seinem Schwager Johann Heinrich Menken um 1800 als Hoffnungsträger.²⁶ Die



Abb. 4: Friedrich Adolph Dreyer, Porträt nach Suhrland, Lithographie um 1830, Focke-Museum, Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (Porträtkartei)

22 Vgl. Gerda Engelbracht und Andrea Hauser, Der Club zu Bremen 1783–1945 und Anhang, in: 225 Jahre Club zu Bremen, hrsg. von R. Hoffmann und K. Berthold, Bremen 2009, S. 403.

23 Vgl. Hurm, Verzeichnis (wie Anm. 12), S. 18.

24 Vgl. ebd. und Johann Caspar Häfeli, Biografische und artistische Notiz von Johann Heinrich Menken, Landschaftsmaler zu Bremen, in: Der neue teutsche Merkur, Weimar 1802, 1. Band, 2. Stück, S. 138.

25 Vgl. Emil Waldmann, Bildende Kunst in Bremen, in: Bremen. Lebenskreis einer Hansestadt, hrsg. von Hinrich Knittermeyer und Diedrich Steilen, Bremen 1941, S. 245.

26 Vgl. Häfeli, Biografische Notiz (wie Anm. 24), S. 138.

großen Erwartungen in Bezug auf die künstlerische Laufbahn von Dreyer konnten jedoch offenbar aufgrund seiner familiären Situation nicht erfüllt werden: Es ist davon auszugehen, dass Friedrich Adolph Dreyer durch den Tod seines Vaters im Jahre 1800 zur Rückkehr nach Bremen gezwungen wurde. Jedenfalls ließ er sich dort in den folgenden Jahren endgültig nieder, heiratete 1805 und nahm daraufhin eine Tätigkeit als Zeichenlehrer am Pädagogium, dem städtischen Gymnasium, sowie kaufmännische Geschäfte im Handel mit Kupferstichen, Gemälden und Tapeten auf.²⁷ Konsultiert man hierzu die Einträge im Bremer Adressbuch von 1805 bis zu seinem Todesjahr 1850, dann fällt auf, dass Dreyer bis 1830 verhältnismäßig häufig Wohn- und Geschäftsräume wechselte.²⁸ Dieser Umstand könnte allerdings daran liegen, dass Dreyer in diesen Jahren sehr umtriebig und experimentell veranlagt war, was die Erschließung neuer, nicht allzu fachfremder Erwerbsmöglichkeiten anging, daraus resultierend aber auch etwas undefinierbar ist, was konkrete beziehungsweise eindeutige Berufszuweisungen angeht. So war Dreyer im Bremer Adressbuch von 1818 für das zurückliegende Jahr 1817 einmal als Hilfslehrer an der sogenannten Vorschule der Hauptschule eingetragen, zugleich als Kunstmaler und -händler unter der Privatadresse Braake Nr. 11 und außerdem als Inhaber und Geschäftspartner der Firma »Dreyer et Comolli, Tapeten, Engl. plättirte Waaren und Porzellanhandlung«, welche ihre Geschäftsräume in der Obernstraße Nr. 4 unterhielt.²⁹

Beschäftigt man sich mit der Lebensgeschichte Dreyers, dann stellt man fest, dass es in Hinblick auf seine beruflichen Bestrebungen drei wichtige oder erfolgreiche Phasen in seinem Leben gab: die Studienzeit von 1796 bis 1800 in Dresden, Wien und Rom, dann die Bremer Jahre von 1817 bis 1824 und die letzte Lebenszeit von 1843 bis zu seinem Tod 1850, in der er als erster vereidigter Kunstmakler in Bremen tätig war.³⁰ Unter allen Phasen stechen jedoch die Jahre von 1817 bis 1824 besonders heraus, da Dreyer zu dieser Zeit nicht nur auffallend vielseitig beruflich engagiert war, sondern zudem einen erheblichen Anteil an der Initiierung und Weiterentwicklung von künstlerischen, institutionellen und kulturellen Ideen und Neuerungen für seine Heimatstadt Bremen hatte. Hier sind zum einen die Eröffnung einer ersten öffentlichen und von Bürgern der Stadt finanziell getragenen Gemäldegalerie 1817 zu nennen, welche im selben Jahr zur ersten vorläuferartigen Formierung und Nennung des Kunstvereins in Bremen führte, zum

27 Vgl. Hurm, Verzeichnis (wie Anm. 12), S. 18, und Joh. Focke, Dreyer, Friedrich Adolf, in: Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts, hrsg. von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, Bremen 1912, S. 115.

28 Vgl. Bremer Adressbuch (BA) 1805, S. 39, BA 1810, S. 39, BA 1815, S. 50, BA 1818, S. 46, BA 1820, S. 48, BA 1825, S. 51, BA 1830, S. 60, BA 1835, S. 63, BA 1840, S. 67, BA 1845, S. 69, BA 1850, S. 73.

29 Vgl. BA 1818, S. 40 und 46.

30 Vgl. F. A. Dreyer, Gesuch um Ernennung zum Kunstmakler, Bremen, im Mai 1831, handschriftliches Dokument, S. 3, und J. D. Dreyer, »Hoher Senat!«, 4. Juni 1850, transkribiert von Andrea Weniger. »Kunstmäkler 1831–1873«, StAB, 2-Ss.1.A.23.

31 Vgl. Weniger, Bremer Kunstsammler (wie Anm. 5), S. 196–198.

anderen die Übernahme der ersten lithographischen Werkstatt in Bremen 1821³¹ und zuletzt die Rettung der Sammlung Duntze für Bremen, was schließlich nicht nur zur offiziellen Gründung des Kunstvereins 1823, sondern zweieinhalb Monate später auch zu einer Ehrenmitgliedschaft für Dreyer führte³². Insofern kann Dreyer – vielleicht noch vor Klugkist und Albers – als Wegbereiter des Kunstvereins in Bremen bezeichnet werden. Dies soll im Folgenden noch genauer begründet werden:

Neben der Tatsache, dass Dreyer sein Vorhaben realisiert hatte (s.o.), ist auf die auffallenden (nahezu fünfzigprozentigen) Übereinstimmungen zwischen den Unterzeichnenden von Dreyers Gesuch 1817 und der ersten gedruckten Mitgliederliste des Kunstvereins von 1824 zu verweisen.³³ Frappierend ist dabei vor allem die Tatsache, dass vier der fünf am 13. Dezember 1823 (circa einen Monat nach der offiziellen Gründung) gewählten sogenannten Direktoren³⁴ des Kunstvereins in Bremen beziehungsweise ihre Ehefrauen bereits 1817 zu den Unterzeichnenden von Dreyers Gesuch zählten: Dr. Focke, Frau G. C. Garlichs, Frau Dr. Horn und Dr. Klugkist. Der fünfte sogenannte Direktor des Kunstvereins in Bremen von 1823, J. H. Albers, war zumindest über seinen Bruder Dr. Albers mit den Vorgängen 1817 verbunden gewesen, da auch Letztgenannter das Gesuch Dreyers 1817 unterstützt hatte. Personell gesehen kann man hier also durchaus von einer Fortführung von Dreyers Gesuch von 1817 im 1823 offiziell gegründeten Kunstverein sprechen, was wiederum die These stützt, dass es sich bei Dreyers sogenanntem Kunstmuseum um den unmittelbaren Vorläufer des Kunstvereins in Bremen handelt. Eine Analyse der Unterzeichnenden von Dreyers Gesuch von 1817 ergibt, dass Dreyer die politische und wirtschaftliche Elite hinter sich hatte und dass es sich hierbei um eine eher homogene Gruppe handelte, die sowohl beruflich als auch verwandtschaftlich und nachbarschaftlich verbunden war. Auch kann mithilfe einer im Archiv der Kunsthalle Bremen aufbewahrten Auflistung von Bremer Kunstsammlern um 1821 gezeigt werden, dass 24 der 65 Unterzeichnenden von Dreyers Gesuch nachweislich Gemäldesammler oder -besitzer waren.³⁵

Ein weiteres Argument für Dreyer als Wegbereiter des Kunstvereins ist sein Konzept, welches in weiten Teilen den späteren Charakteristika des Kunstvereins in Bremen entspricht. Hierzu sollen einige besonders aussagekräftige Textstellen aus Dreyers Gesuch von 1817 angeführt werden, um zu zeigen, dass Dreyer damit spätere, 1823 formulierte Zielsetzungen des Kunstvereins antizipierte und andere kulturelle Impulsgeber und Vorbilder rezipierte.

32 Vgl. ebd., S. 205–209.

33 Vgl. ebd., Anhang XXIV.

34 Vgl. Protokollbuch des Kunstvereins in Bremen, S. 1–2 (A KH Bremen, Vorstandsprotokolle 1823–1849: 24 a).

35 Vgl. Weniger, Bremer Kunstsammler (wie Anm. 5), S. 175 und Anhang XXI. – XXIII.

Dreyers Gesuch von 1817 – eine Analyse

Das Gesuch Dreyers entbehrt einer namentlichen Anrede und beginnt direkt mit der Zielsetzung:

»Um den so natürlichen Wunsch *hier auf's neue eine öffentliche Kunstsammlung benutzen zu können*, erfüllt zu sehen, wurde der Unterzeichnete vielfach aufgefordert, seine Sammlung von Gemälden noch zu vergrößern, zu ergänzen, und dem Zwecke des allgemeinen öffentlichen Kunstgenusses gemäß, an einem Orte auszustellen, wo sie der Kunstfreund oft, ungestört und nach Laune betrachten könne.«³⁶

Offenbar wurde Dreyer wiederholt darum gebeten, seine eigene Sammlung auszustellen. Als Referenzen zu seinem eigenen Vorhaben nennt Dreyer anschließend ältere Kunstgalerien und stärker institutionalisierte beziehungsweise nicht rein kommerziell ausgerichtete Ausstellungen anderer Städte:

»Viele Städte Deutschlands haben sich schon lange herrlicher Gallerien zu erfreuen gehabt, wo bisher Kunstanstalten fehlten, wurden Einrichtungen dazu getroffen; noch kürzlich hat Herr Noodt in Hamburg eine Ausstellung seiner Sammlung von Kunstsachen veranstaltet.«³⁷

Mit erstgenannten Galerien meinte Dreyer höchstwahrscheinlich Ausstellungen der großen Kunstakademien und private bis halböffentliche, adlige Kunstsammlungen, die teilweise schon in eigenen, sogenannten monomusealen Gebäuden (wie zum Beispiel das Fridericianum in Kassel) oder zumindest in einzelnen Gebäudetrakten von Schlössern und Residenzen untergebracht waren, und mit Letzterem einen in Hamburg tätigen Kunsthändler namens Johannes Noodt (1781–1851)³⁸. Dieser soll entsprechend des Eintrages zu seiner Person im *Hamburgischen Künstler-Lexikon* von 1854 tatsächlich »[i]m Jahre 1817 [...] durch Ausstellung in einem eignen Local, einer seiner Obhut anvertrauten ausgezeichneten Gemäldesammlung und seiner eignen Mappen und Kunstbücher[,] die Bildung eines Kunstvereins [versucht haben], fand jedoch keine Unterstützung beim Publicum.«³⁹

Die Tatsache, dass Dreyer sich trotzdem am Projekt des Kunsthändlerkollegen Noodt aus Hamburg orientierte, lässt entweder darauf schließen, dass Dreyer vom Missglücken desselben noch nichts wusste oder dass er ein ähnliches Vorhaben in Bremen für durchaus realisierbar hielt, womit er ja auch Recht behalten sollte. Dreyer stützte sich jedoch nicht nur auf das Beispiel von Noodt in Hamburg, sondern – wie bereits einleitend erwähnt – auf den derzeit bekanntesten bürgerlichen Stifter schlechthin, den Gründer und Namensgeber des Städel Museums in Frankfurt am Main.

36 Dreyer, Gesuch (wie Anm. 3), S. 1.

37 Ebd.

38 Vgl. *Hamburgisches Künstler-Lexikon*, bearbeitet von einem Ausschusse des Vereins für Hamburgische Geschichte, 1. Bd.: Die bildenden Künstler, Hamburg 1854, S. 178/179.

39 Ebd., S. 179.

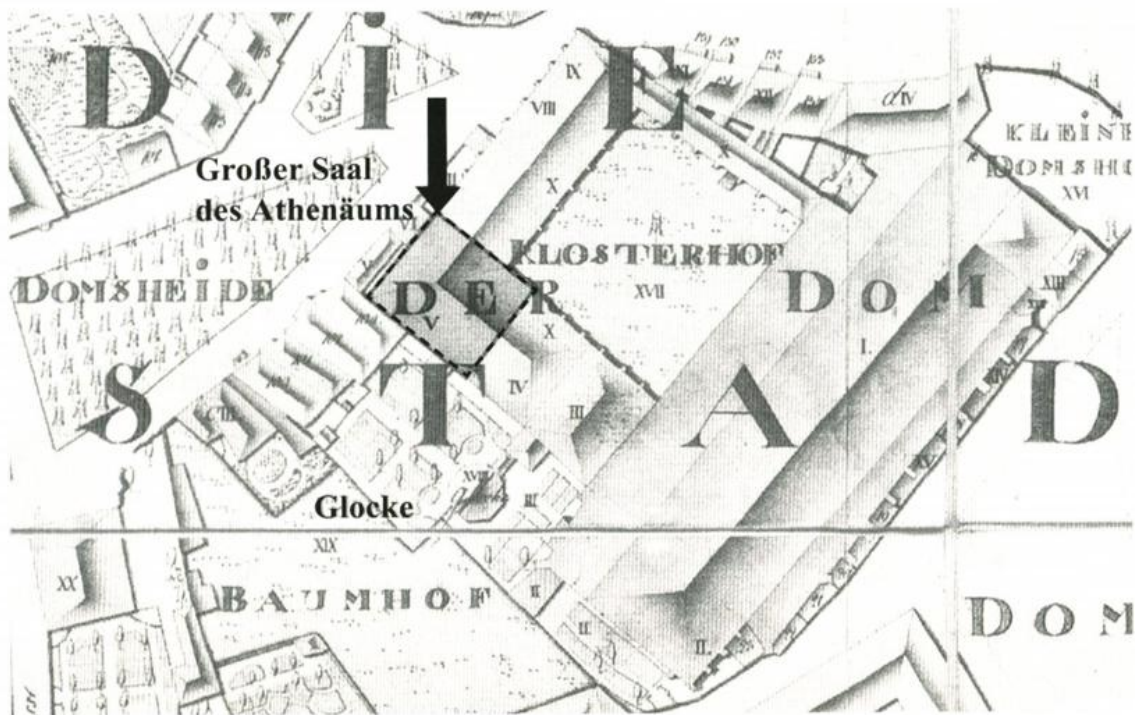


Abb. 5: Karte der Kurhannoverschen Besitzungen in der Stadt Bremen von G. H. Buchholz, 1794, Ausschnitt, markiert von Andrea Weniger (Vorlage StAB)

Was an Dreyers Rezeption von Vorbildern imponiert, ist vor allem die schnelle Umsetzung: Nach dem Tod Städel's im Dezember 1816 verbreitete sich die Meldung der testamentarisch festgelegten Stiftung an die Frankfurter Bürgerschaft – die zu dieser Zeit etwas völlig Neues war – wie ein Lauffeuer im deutschsprachigen Raum.⁴⁰ Dreyer rezipiert dies nur drei Monate später und realisiert sein Vorhaben im Unterschied zu Noodt in Hamburg mit zumindest zeitweiligem Erfolg. Die prekäre kulturelle Ausgangslage in Bremen war hier also nicht ausnahmslos nachteilig, sondern geradezu eine Motivation. Sie setzte besondere Kräfte frei: Nicht trotz dieser Ausgangslage, sondern gerade deswegen kam es zu Dreyers Initiative. Letztere konnte jedoch nur durch die Hilfe einer bürgerlichen Gemeinschaft finanziert und damit realisiert werden, und das unterscheidet sodann Bremen von Frankfurt am Main – zumindest in der Gründungsphase.

Im folgenden Absatz seines Gesuchs spricht Dreyer seine Sammlung und ihre Präsentation an. Der Ausstellungsort befand sich im »bekannte[n] große[n] Saal des Lyceums«, was insofern naheliegend war, als Dreyer 1817 als sogenannter Hilfslehrer an der Vorschule der Hauptschule tätig war⁴¹ und daher vermutlich über die nötigen Verbindungen zum Gymnasium verfügte. Schließlich gehörten beide Schulzweige (Lyceum und Vorschule) just um 1817 zusammen mit der Handelsschule zur Hauptschule. Sie waren allerdings in

40 Vgl. Meyer, Städel (wie Anm. 1), S. 139.
 41 Vgl. BA 1818, S. 40 und 46.

unterschiedlichen Gebäuden untergebracht. Die Vorschule und die Handelsschule befanden sich am sogenannten Eschenhof (heutige Postfiliale), und das Gymnasium war schräg gegenüber, im südlichen Teil des ehemaligen Domkapitels an der Domsheide, untergebracht.⁴²

Heute befinden sich dort die Konzert- und Veranstaltungsräume der Glocke.⁴³ Der »bekannte große Saal des Lyceums« war im 1. Stockwerk untergebracht und diente zu Konventszeiten möglicherweise als Refektorium. (Abb. 6) Spätestens im 18. Jahrhundert war er dann umfunktioniert worden und wurde zunächst als Hörsaal und zwischenzeitlich sogar als Tabaklager genutzt, später dann als Aula des Gymnasiums.⁴⁴ 1829 und 1833 fanden dort auch die ersten beiden Ausstellungen des Kunstvereins statt.⁴⁵ Hiermit liegt also eine weitere, diesmal lokale Fortführung von Dreyers Gemäldegalerie durch den Kunstverein vor. Von 1826 bis 1846 wurden dort fünfzehn Kunstauktionen durchgeführt⁴⁶, und ab 1857 nutzten auch der sogenannte Künstler-Verein, welcher das Gebäude 1857 und 1869 von Heinrich Müller umbauen ließ, und später sogar die Gesellschaft »Museum« sowie das historische Museum das oberste Stockwerk des umgestalteten Gebäudes zur Aufbewahrung ihrer Sammlungen. Erstere gingen in das heutige Übersee-Museum und letztere in das heutige Focke-Museum, Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte über.⁴⁷ Der Schauplatz von Dreyers Gemäldegalerie war also nicht nur ein äußerst repräsentativer und zentral gelegener, sondern auch ein sehr traditionsreicher Ort. Allerdings wurde die ehemals klerikale und

42 Vgl. E. Ehrhardt, Die Geschichte des Domanbaues in Bremen, in: Weser Zeitung Nr. 395 (16. Juni 1919), Beiblatt, o. S..

43 Bei der sogenannten Glocke handelte es sich um einen eckigen, zweigeschossigen Turm, welcher an das Kapitelhaus des Doms angeschlossen war und spätestens seit dem 15. Jahrhundert als Oblatenbäckerei, Schatzturm oder Versammlungsraum genutzt wurde. Sowohl in der Primär- als auch in der Sekundärliteratur wird das Kapitelhaus als »Glocke« bezeichnet. Auch heute noch wird der seit 1857 an entsprechender Stelle platzierte und mit Unterbrechungen durch Zerstörung und Umbauten genutzte Konzertsaal »Glocke« genannt, vgl. Marianne Schwebel, »Die Glocke« am Bremer St. Petri Dom, in: Bremisches Jahrbuch, Band 77, Bremen 1998, S. 266–276.

44 Vgl. Friedrich Rauers, Bilder des alten Domstifts. Zum neuen Künstlervereinshaus, in: Bremer Nachrichten, Sonntag, 7. Februar 1915, Nr. 38, S. 25.

45 Vgl. Kat. Ausst. KV Bremen 1829 und Kat. Ausst. KV Bremen 1833 (A KH Bremen, Verzeichnis der Gemälde-Ausstellungen in Bremen 1829–1853).

46 Vgl. Kat. Aukt. Bremen März 1826 (Slg. Berkenkamp), Kat. Aukt. Bremen Juny 1826, Kat. Aukt. Bremen Mai 1827 (Slg. Meinertzhagen), Kat. Aukt. Bremen Juny 1827, Kat. Aukt. Bremen 1828, Kat. Aukt. Bremen 1829, Kat. Aukt. Bremen 1830, Kat. Aukt. Bremen 1831/32 (Slg. Garlichs), Kat. Aukt. Bremen April 1834, Kat. Aukt. Bremen Oktober 1834, Kat. Aukt. Bremen 1836, Kat. Aukt. Bremen 1839 (Slg. Baese), Kat. Aukt. Bremen 1841, Kat. Aukt. Bremen 1844 (Slg. Burchard), Kat. Aukt. Bremen 1846 (A KH Bremen, Kat. Br. 1811–1834, Kat. Br. 1834–1846 und Kat. Br. 1813–1902)

47 Vgl. Ehrhardt, Geschichte (wie Anm. 42), o. S., und E. Ehrhardt, Die Geschichte des Domanbaues in Bremen (2), in: Weser Zeitung Nr. 399 (18. Juni 1919), Beiblatt, o. S.

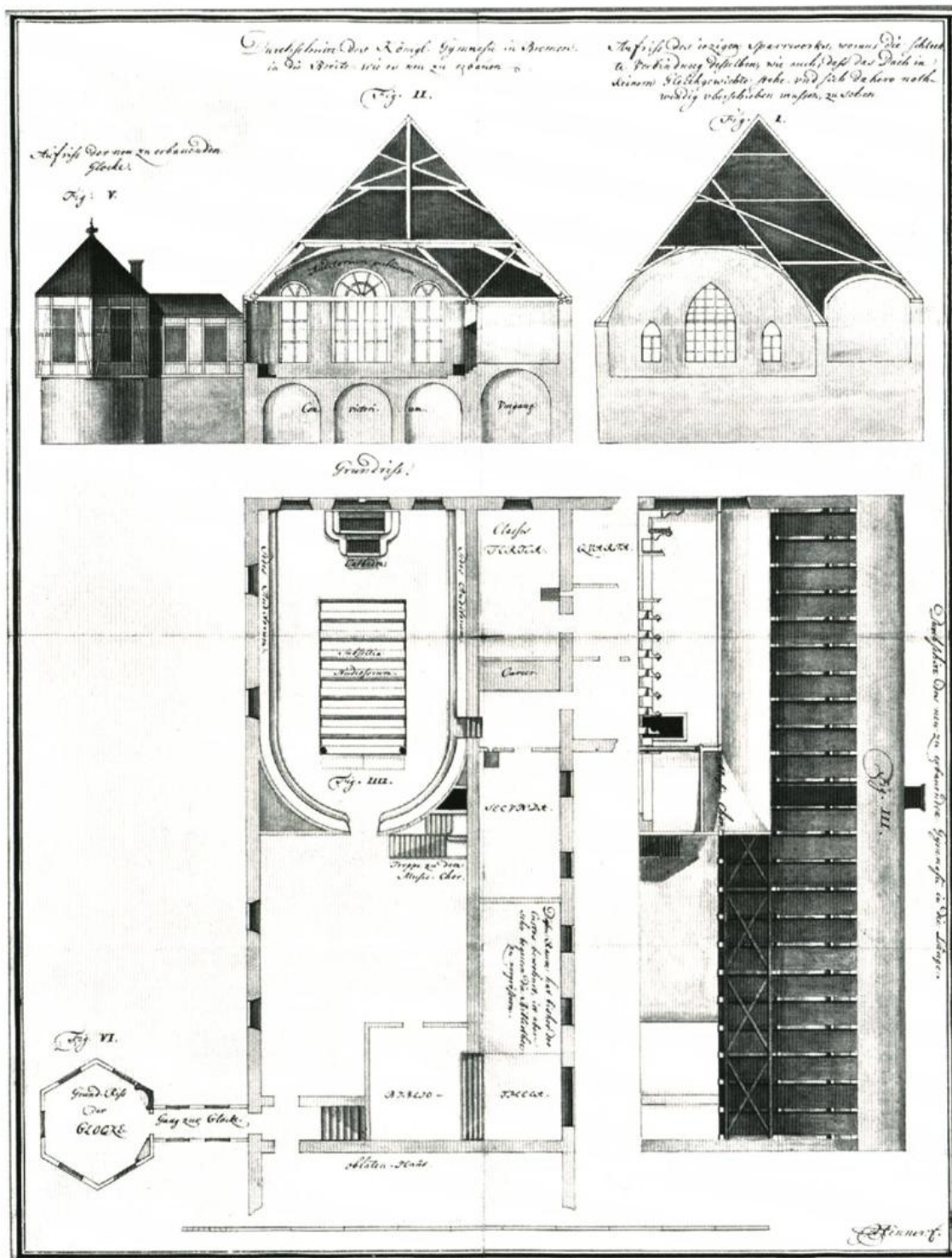


Abb. 6: Caspar Friedrich Renner, 1734 November 22, Aufriss sowie Grundriß »der neu zu erbauenden Glocke (Fig. V. Und VI.) und [des neu zu erbauenden] Königl. Gymnasio in Bremen [...] (Fig. II., III. und III. [sic!])«, kolorierte Zeichnung. StAB 6,27-I. u. 34

schulische Nutzung des Raums ab 1817 durch eine bürgerlich-kulturelle und mitunter kommerzielle ersetzt, welche Dreyer mit der öffentlichen Präsentation seiner Gemäldegalerie gewissermaßen erst begründet hatte.

Zur Größenordnung und Bedeutung seiner Gemäldesammlung äußerte sich Dreyer in seinem Gesuch eher bescheiden, indem er darauf hinwies, dass sie weder besonders umfangreich noch außergewöhnlich und daher mit Sammlungen anderer großer Städte Deutschlands nicht zu vergleichen sei.⁴⁸ Dennoch könne diese eine »Grundlage einer werdenden nützlichen Anstalt«⁴⁹ darstellen. Später, unter Punkt 1 seiner Auflistung der bestehenden und benötigten Bedingungen zur Ausstellung, schätzt er den Umfang seiner Sammlung auf circa hundert Gemälde.⁵⁰ Dies bestätigt die von Iken angefertigte Zeichnung, aus der nicht nur die Art der Hängung, sondern auch die präsentierten Gemälde hervorgehen (Abb. 2 und 3). Diese zeigte Dreyer in der sogenannten St. Petersburger Hängung, ohne besondere Ordnung nach Künstlern, Schulen, Epochen oder Motiven, sondern stattdessen nach Format. So hingen an der Nordwand beispielsweise Landschaften, christliche und mythologische Darstellungen sowie Porträts. Links und rechts der zentralen Eingangstür präsentierte Dreyer 29 Gemälde, an der Westwand 31 Gemälde und an der Ostwand vierzig Gemälde. An der südlichen Wand waren unterhalb der Rundbogenfenster Schränke oder Kommoden für Dreyers Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen, für »plastische Kunstwerke [...] [und] Antiken-Büsten« sowie für »Farben, optische und andere Kunstsachen« installiert. Rechts und links der Fenster waren Regale für Bücher »über Kunst« und »poetische Werke u.s.w.« aufgestellt (Abb. 3). Auf der Basis der Auf- und Grundrisse von Renner (Abb. 6) sowie der Zeichnung von Iken (Abb. 2 und 3) wurde mithilfe des Architekturprogrammes Vector Works, Version 2012, eine dreidimensionale, animierte Rotation im Raum erstellt. Ein Standbild dieser Animation ermöglicht eine räumliche Vorstellung des Gemäldesaals mitsamt Hängung (Abb. 7).⁵¹

Die Gemäldesammlung Dreyers entsprach in ihrer Zusammenstellung dem lokalen Sammlergeschmack in Bremen. Dreyer fokussierte sich auf Gemälde niederländischer und flämischer Künstler des 17. Jahrhunderts sowie auf Werke lokaler beziehungsweise überregionaler deutscher Künstler der damaligen Gegenwart und auf einige wenige italienische Gemälde des 16. bis 18. Jahrhunderts. Insofern spiegelte Dreyers ausgestellte Sammlung durchaus seine Interessen als Sammler, Kunsthändler und Künstler gleichzeitig wider, allerdings in der benannten Reihenfolge. Denn sein persönlicher Stil und dessen künstlerische Vorbilder nahmen in seiner Gemäldegalerie gegenüber seinen Neigungen als Sammler und Kunsthändler offenbar nur eine untergeordnete Rolle ein.⁵²

48 Vgl. Dreyer, Gesuch (wie Anm. 3), S. 1.

49 Ebd.

50 Vgl. ebd.

51 Mein Dank gilt Roland Bock, der diese dreidimensionale, graphische Rekonstruktion erarbeitete.

52 Vgl. Weniger, Bremer Kunstsammler (wie Anm. 5), S. 189–191.

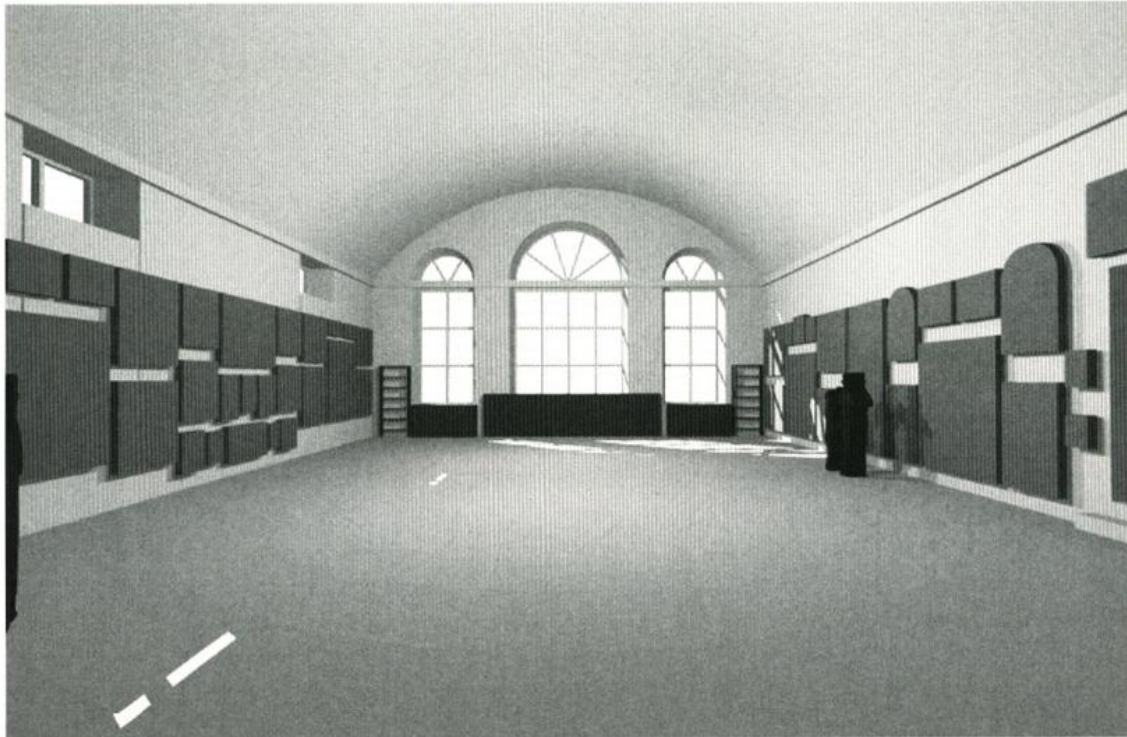


Abb. 7: Standbild der von Roland Bock auf Basis von Renner 1734 und Iken 1817 erstellten 3D-Animaton der Gemäldegalerie von Dreyer im Hörsaal der Gelehrtenschule, Blick von Norden nach Süden mit der Ostwand (links) und der Westwand (rechts)

Wie Dreyer in seinem Gesuch angab, kam zu seiner Gemäldesammlung noch eine Zusammenstellung von Kupferstichen hinzu, die jedoch noch zu »unvollständig [sei], als daß sie die Gemäldesammlung ergänzen könnte«⁵³. Dreyer kam daher zu dem Schluss, dass seine Sammlung nur die Musterform angebe und verknüpfte dies mit dem Wunsch, eine andere lokale Kupferstichsammlung, die veräußert werden soll, anzukaufen. Als Realisierungsmöglichkeit für diesen Ankauf und für eine langfristige Ausstellung seiner damit erweiterten Sammlung schlug er die Finanzierung über Beitragszahlungen durch Subskription vor.⁵⁴

Da der drohende Verkauf einer Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen, der sogenannten Sammlung Duntze, 1823 zur offiziellen Gründung des Kunstvereins führte, stellt sich die Frage, ob mit der von Dreyer erwähnten, »hier vorhandene[n], mit sehr vieler Einsicht gesammelte Kupferstichsammlung, die, wie so manche uns entgangene Gemäldesammlung, ebenfalls auszuwandern droht«⁵⁵, nicht ebendiese Sammlung Duntze gemeint

53 Dreyer, Gesuch (wie Anm. 3), S. 1.

54 Vgl. ebd.

55 Ebd.

sein könnte, zumal diese 1824 tatsächlich von Dreyer an den Kunstverein in Bremen verkauft wurde. Dies belegt eine entsprechende Rechnung.⁵⁶ Bei dieser Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen handelte es sich um die ehemalige Sammlung des Senators Johann Duntze (1712–1788)⁵⁷. Während dessen Bruder Arnold Duntze (1708–1781)⁵⁸ mit seiner Gemäldesammlung ein exemplarisches Beispiel für eine Bremer Kunstsammlung abgegeben hatte⁵⁹, war diejenige von Johann Duntze exzeptionell. Sie bestand aus etwa 3.000 bis 10.000 Handzeichnungen und Kupferstichen von überwiegend niederländischen Meistern (höchstwahrscheinlich des 17. Jahrhunderts) und war von seinem gleichnamigen Sohn, dem Senator Johann Duntze (1744–1822) geerbt worden. Offenbar konnte beziehungsweise sollte sie nach Johann Duntzes Tod 1822 nicht mehr in Familienbesitz bleiben. Als Dreyer die Graphiksammlung Duntze 1822 letztendlich verkaufen wollte, wurden mehrere Versuche unternommen, um sie in Gemeineigentum zu überführen – sei es für die städtische Bibliothek, das »Museum« oder die Gesellschaft »Union« – und damit in Bremen zu halten. All diese Bemühungen müssen jedoch gescheitert sein. Denn nur so lässt sich erklären, warum sich etwa ein Jahr nach den ersten Gesuchen, am 14. November 1823, 34 Kunstfreunde auf Einladung von Senator Dr. Hieronymus Klugkist in den Räumen des »Museums« versammelten, um völlig eigenständig und unabhängig den Kunstverein in Bremen unter anderem zum Zweck des Erhalts der Sammlung Duntze zu gründen.⁶⁰ Eine Zeitachse fasst diese Vorgänge graphisch zusammen (Abb. 8).

Das hiermit vorliegende Forschungsergebnis ist in dieser Form unbekannt gewesen. Es kann deshalb – genauso wie die bereits dargestellten Bestrebungen von Friedrich Adolph Dreyer – als eine wirkliche Neuentdeckung zur Gründungsgeschichte des Kunstvereins in Bremen gelten. Das heißt, hier liegt zusammen mit dem verwandten Konzept und der ähnlichen Mitgliedergruppe eine weitere Übereinstimmung zwischen Dreyers Projekt 1817 und der offiziellen Gründung des Kunstvereins 1823 vor: der Zweck, die Sammlung Duntze für Bremen zu erhalten. Die Entwicklungslinie von 1817 bis 1824 beziehungsweise der konstituierende Effekt der Sammlung Duntze bilden sodann das dritte und vierte Argument für meine These.

Aus heutiger, rückblickender Sicht wirkt es fast prophetisch, wenn Dreyer an seinen Vorschlag, seine Sammlung durch eine Andere zu ergänzen und diese längerfristig seinen Subskribenten zugänglich zu machen, folgendes Plädoyer anschließt:

56 Vgl. Protokollbuch des Kunstvereins in Bremen, S. 2–4 (A KH Bremen, Vorstandsprotokolle 1823–1849: 24 a), und F. A. Dreyer: »Bremen, den 27ten März 1824« (Rechnung zu Verkauf der Slg. Duntze) (A KH Bremen, Akte 2 – Rechnungsbelege von der Gründung des Kunstvereins an bis zum Jahre 1830, Laufzeit 1823–1830).

57 Zu den Lebensdaten vgl. Andreas Schulz, Vormundschaft und Protektion. Eliten und Bürger in Bremen 1750–1880, München 2002, S. 385, Anm. 15.

58 Vgl. Heinrich Wilhelm Rotermund, Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben, Bd. I, Bremen 1818, S. 106.

59 Vgl. Weniger, Bremer Kunstsammler (wie Anm. 5), S. 215–220.

60 Vgl. Ebd., S. 205–215.

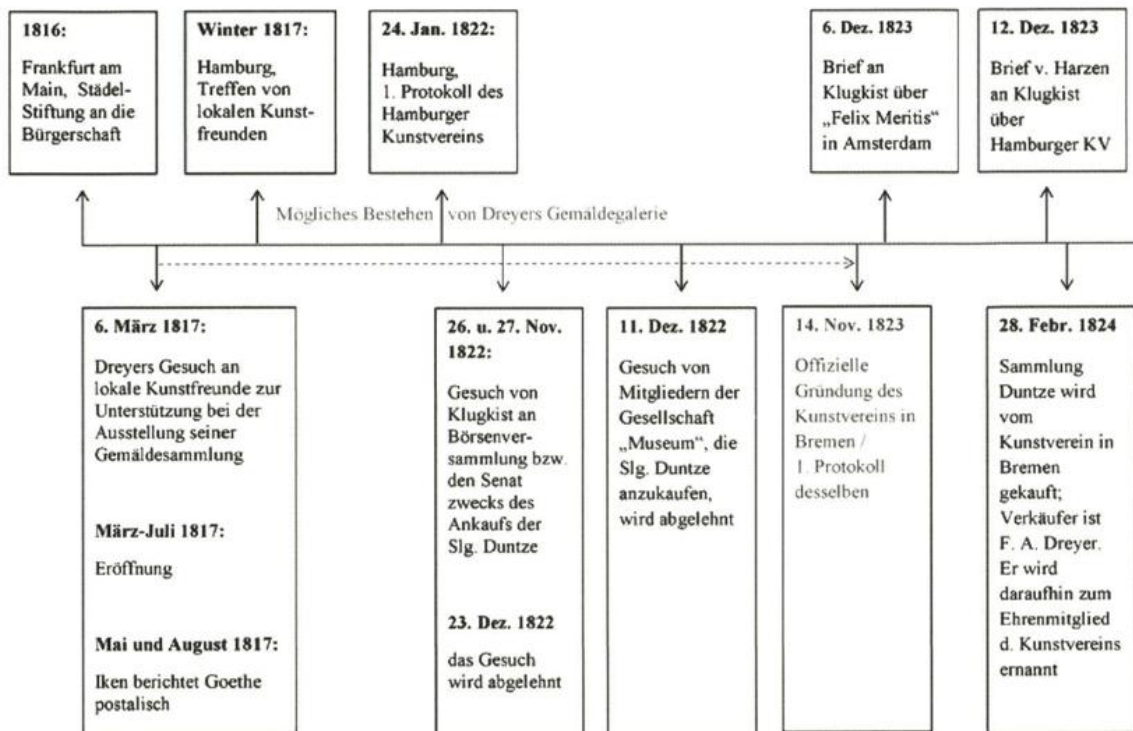


Abb. 8: Zeitachse zu den Gründungsmodalitäten des Kunstvereins in Bremen, 1816–1824, erstellt von Andrea Weniger

»Es ist nur die Absicht des Unterzeichneten, zum Besten und zu Ehren der Kunst durch diese Anstalt einen Grund zu legen zu einer vollkommeneren, die, um ihre Dauer aufs gewisseste zu sichern, auf eine größere Gesellschaft von Eigenthümern übergehen könnte.«⁶¹

Dreyer hat mit seiner von Städel und Noodt übernommenen und auf die Verhältnisse in Bremen zugeschnittenen Idee, durch kollektive Finanzierung Privateigentum in bürgerliches Gemeinschafts- oder Vereinseigentum übergehen zu lassen, zu erweitern und Subskribenten oder Mitgliedern dauerhaft zugänglich zu machen, also nicht nur die Basis für den 1823 gegründeten Kunstverein geschaffen, sondern mit seiner gerade zitierten Formulierung sogar zentrale Elemente der späteren Definition oder Verfassung des Kunstvereins in Bremen vorweggenommen. Insofern bewegte sich Dreyer hier zwischen idealem Wunschgedanken, konkreter Ziel- und Umsetzung beziehungsweise Vorbereitung und Vorahnung gleichermaßen.

Um seinem Vorhaben beziehungsweise dessen Unterstützungsbedürftigkeit Nachdruck zu verleihen, ließ Dreyer auf sein eben zitiertes Plädoyer eine Art kritischen Lagebericht zur allgemeinen oder lokalen Rückständigkeit in Bezug auf Kunst- oder Kulturinstitutionen folgen. Er schrieb:

61 Dreyer, Gesuch (wie Anm. 3), S. 1.

»Was das Museum für die Natur-Wissenschaften, die Singacademie für die Musik, die Bühne für das Drama ist, dies sollte das **K u n s t m u s e u m** für die zeichnende und bildende Kunst seyn; das einzige Fach worin wir bisher am weitesten zurück geblieben sind, während so viele andere Anstalten sich eines höchst gedeihlichen Schutzes zu erfreuen haben.«⁶²

Daran anschließend folgt eine Aufzählung der »Bedingungen, unter welchen der Unterzeichnete seine Gemälde- und Kupferstichsammlung den Liebhabern der Kunst mitzutheilen wünscht«⁶³. Mit dieser endet das Gesuch Dreyers: Unter Punkt 3 zählt er die Kosten für sein Projekt auf und errechnet einen jährlichen zu finanzierenden Betrag von 600 Reichstalern. Dieser setzt sich zusätzlich zu dem veranschlagten Zinswert der Gemälde und Kupferstiche aus der Addition der Miete für den Ausstellungsraum, der Unterhaltungskosten und dem Lohn des Aufsehers zusammen. Interessant erscheint neben den Schätzwerten seiner eigenen Gemäldesammlung (5000 Reichstaler) sowie seiner eigenen und der zu erwerbenden Kupferstichsammlung (3000 Reichstaler), dass Dreyer quasi als Garantie und Erklärung für die hierdurch entstehende Kreditaufnahme beziehungsweise das hierdurch entstehende Festkapital, verspricht, seine Sammlung nicht zu zerstückeln beziehungsweise zu veräußern.⁶⁴ Sieht man also von der in diesem Abschnitt aufgeführten Kostenrechnung ab, so fasst Dreyer damit im Grunde genommen sein Ansinnen nicht nur wirtschaftlich, sondern auch ideologisch oder institutionell zusammen: Er gewährleistet durch diese Finanzierung, seine Sammlung für Bremen nicht nur zu erhalten, sondern auch zu erweitern und auszustellen. Hierbei handelt es sich um drei grundlegende Pfeiler der noch heute bestehenden Definition eines Museums. Diese sind Sammeln – Bewahren – (Erforschen) – Ausstellen⁶⁵.

Fazit:

Im Vergleich zu anderen Kunstvereinen im deutschsprachigen Raum liegt die Besonderheit des Kunstvereins in Bremen darin, dass es anfangs nicht vorrangig beziehungsweise ausschließlich um die Förderung von Künstlern und Kunstsachverständnis ging, sondern dass das Ziel, eine eigene Sammlung aufzubauen, schon durch die besonderen Gründungsumstände realisiert wurde. Die Sammlung Duntze bildete sowohl den Auslöser für die Gründung des Kunstvereins in Bremen als auch die Basis für die geplante, zu erweiternde Sammlung desselben. Der Kunstverein in Bremen zählt mit seinem frühen Gründungsdatum (1823) und jener noch älteren Vorläuferinstitution – Dreyers Bildergalerie von 1817 – zu den ältesten Kunstvereinen und damit zu den frühesten bürgerschaftlichen Initiativen im deutschsprachigen Raum. Der

62 Ebd.

63 Ebd.

64 Vgl. Ebd., S. 2.

65 Vgl. Aufgaben des Museums, Deutscher Museumsbund Online, http://www.museumsbund.de/de/das_museum/geschichte_definition/aufgaben_des_museums/ (07. Januar 2017).

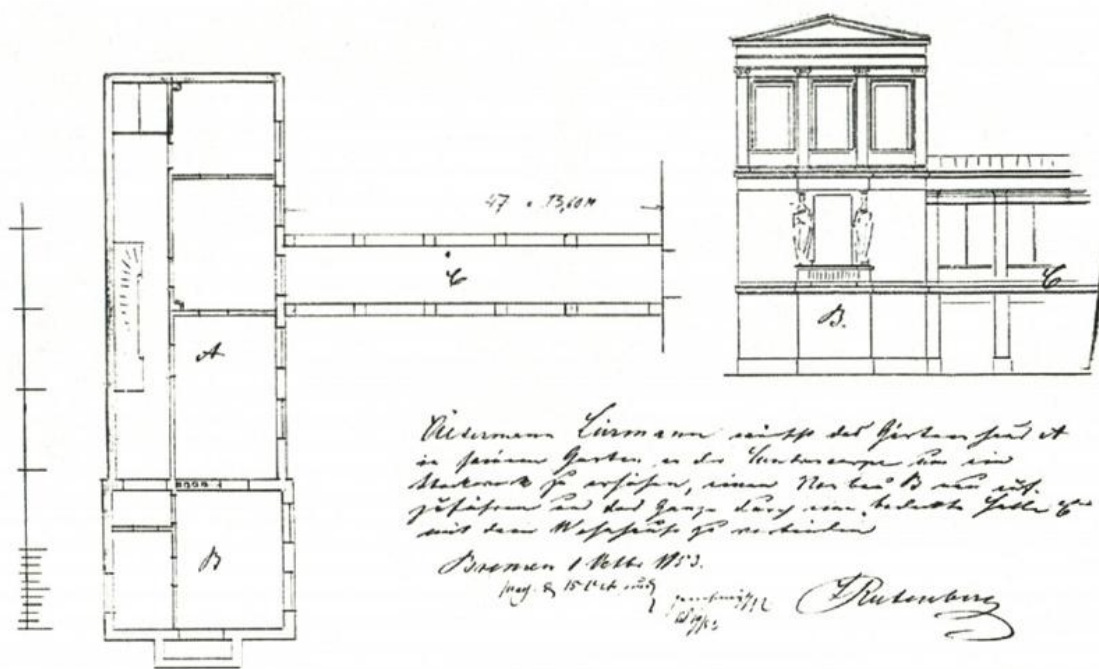


Abb. 9: Lüder Rutenberg, Erweiterungsplan Contrescarpe 22: »Aeltermann Lürmann wünschte das Gartenhaus A in seinem Garten an der Contrescarpe um ein Stockwerk zu erhöhen, einen Neubau B neu aufzusetzen und das Ganze durch eine bedeckte Halle C mit dem Wohnhaus zu verbinden. Bremen 1. Octbr. 1853, L. Rutenberg«, LfD Bremen, Planarchiv

Person Friedrich Adolph Dreyer kommt hierbei eine besondere Funktion zu. Rekapituliert man seine Initiative in Hinblick auf eine erste bürgerlich beziehungsweise gemeinschaftlich finanzierte Gemäldeausstellung und -sammlung in Bremen, dann dürfte klar sein, dass Dreyer als ein wichtiger Wegbereiter des Kunstvereins in Bremen angesehen werden muss. Der Kunstverein in Bremen baut im Grunde genommen personell, lokal, konzeptionell und durch die Sammlung Duntze auch konstitutionell wie materiell auf Dreyers Initiativen von 1817 bis 1823 auf. Während die Leistung der bislang allein als Gründerväter des Kunstvereins bezeichneten Hieronymus Klugkist (1778–1851) und Johann Heinrich Albers (1774–1855) vor allem darin bestand, 1823 das Gründungsprotokoll verfasst zu haben (Klugkist war Jurist), daraufhin regelmäßige Treffen in ihren Privaträumen veranstaltet und testamentarisch ihre Sammlungen dem Kunstverein vermacht zu haben, sollte auch Dreyer als Begründer des Kunstvereins gelten. Schließlich hat er eine Gemäldegalerie initiiert und programmatische Punkte der späteren Vereinsgesetze des Kunstvereins vorweggenommen beziehungsweise erstmals formuliert. Damit hat er sicher auf die einflussreicheren Mitglieder der Bremer Elite und späteren offiziellen Gründerväter Einfluss genommen und sie vielleicht in der ab 1823 bis heute verwirklichten Idee bestärkt, einen bürgerlichen Kunstverein ins Leben zu rufen.

Man muss allerdings in der Tat feststellen, dass Dreyers eigene Sammlung nicht in diejenige des Kunstvereins übergang.⁶⁶ Es widerspricht allerdings nicht dem Verdienst oder der Bedeutung Dreyers, dass er seine Sammlung nicht dem Kunstverein gestiftet hat, man wird hier aber klar feststellen müssen, dass er anders als die bürgerlichen Bremer Liebhabersammler auch, wenn nicht vor allem, ein professioneller Kunsthändler war und dementsprechend handelte. Ein Grund, warum Klugkist und Albers ihre Sammlungen dem Kunstverein vermacht haben, mag darin liegen, dass sie kaum bis keine Nachkommen hatten und ihre Sammlungen bewusst ihrem Kunstverein vermachen wollten, wohingegen Dreyer in seinem Sohn als Kunstmakler und damit Fachmann den idealen Erben fand, ganz als (Kunst-)Händler agierte oder sich den Besitz einer eigenen Sammlung möglicherweise nicht mehr leisten können. Außerdem kann ein weiterer Sammler, der Aeltermann Theodor Gerhard Lürman (1789–1865), ebenfalls als bedeutendes Mitglied des Kunstvereins in Bremen gelten, obwohl er seine Sammlung auch nicht demselben, sondern seinen Söhnen geschenkt hat und zwar gerade, weil sich in seiner Sammlung die Sammlungspolitik des Kunstvereins widerspiegelt und weil er der Kunsthalle eine eigene, jedoch private Kunsthalle an der Contrescarpe gegenübergestellt hat (Abb. 9).⁶⁷ Dasselbe lässt sich für die Zusammenstellung Dreyers sagen. Er reflektierte damit den Sammlungsgeschmack jener Zeit. Ganz abgesehen davon bewies er mit seiner Eigeninitiative ausgeprägten Aktualitätsbezug. Jedoch darf gerade vor dem Hintergrund des speziellen elitären Sozialgefüges um 1820 in Bremen nicht vergessen werden, dass Dreyer als Künstler und Kunsthändler von niederem sozialen Stand auf die Unterstützung der finanzstarken Elite angewiesen war.⁶⁸ Dass es letztendlich Albers und Klugkist waren, die als Gründerväter in die Geschichte des Kunstvereins eingingen, ist ihrer Rolle bei der Gründung, dem Gründungsprotokoll und ihren Stiftungen zu danken. Als weiterer, ideeller Gründervater sollte jedoch auch Dreyer genannt werden.

Epilog

Anschließend an diese lange fällige Würdigung der Person Friedrich Adolph Dreyers als Wegbereiter und Urvater des Kunstvereins in Bremen soll nun noch die im Raum stehende Frage beantwortet werden, ob der Kunstverein in Bremen damit älter ist als bisher angenommen.

Letztlich bleibt die Entscheidung, wie mit diesen neuen Forschungsergebnissen umgegangen wird, dem Vorstand des heutigen Kunstvereins und der Direktion der Kunsthalle Bremen überlassen. Man sollte jedoch mit einer Vordatierung des Gründungsdatums allein deswegen mit Bedacht umgehen, weil es sich bei der Zeichnung Ikens (Abb. 1–3) in Verbindung mit dem unterzeichneten Gesuch Dreyers von 1817 nicht um justiziable Gründungs-

66 Der Verbleib der Sammlung Dreyer ist unklar, vgl. Weniger, Bremer Kunstsammler (wie Anm. 5), S. 193–196.

67 Vgl. ebd., S. 456, 346 und 369.

68 Vgl. Weniger, Bremer Kunstsammler (wie Anm. 5), S. 171–176.

dokumente im eigentlichen Sinne handelt. Ein solches liegt frühestens mit dem ersten Protokoll des Kunstvereins vom 14. November 1823, wenn nicht erst mit den ersten gedruckten Vereinsgesetzen von 1824 vor. Dennoch kann man bei Dreyers Initiative von einer unmittelbaren und daher ungemein bedeutenden, da folgenreichen Vorgängerinstitution sprechen. Meiner Meinung nach müsste es daher heißen: der Kunstverein in Bremen – begründet bereits 1817, offiziell gegründet 1823.

Ich möchte in diesem Zusammenhang aber auch darauf hinweisen, dass solche Gründungsdaten gerne gebeugt werden. Beispielsweise hat das Städel Museum im Gegensatz zur Städelschule bereits im Jahr 2015 sein 200-jähriges Jubiläum gefeiert⁶⁹, obwohl es sich bei diesem Datum lediglich um dasjenige des Testaments, nicht jedoch um Inkrafttreten der Stiftung handelt⁷⁰. Auch der Hamburger Kunstverein, der ja mittlerweile von der Hamburger Kunsthalle institutionell getrennt ist, benutzte zwischen 2009 und 2013 die Formulierung »seit 1817« als Werbebanner auf seiner Internetseite sowie vor seinem Gebäude⁷¹ und begeht dieses Jahr sein 200-jähriges Jubiläum⁷². In der Forschungsliteratur⁷³ wird das Gründungsdatum mehrheitlich auf das Jahr 1817 festgelegt, obwohl das erste Protokoll auf 1822 datiert ist und dort lediglich Zusammenkünfte 1817 erwähnt werden⁷⁴. Das heißt, hier wurde eine lockerere Handhabung vorgenommen, um die Institutionen älter und damit aus historischer Sicht aktueller und aus heutiger Perspektive traditionsreicher zu machen.

In Bremen liegt im Gegensatz zu Frankfurt am Main oder Hamburg nicht nur ein Testament beziehungsweise seine Aktualisierung (im Gegensatz zur Eröffnung desselben) vor oder eine Erwähnung im (zudem nachträglich geführten) Protokollbuch, sondern das von 65 Bremer Kunstfreunden unterschriebene

69 Vgl. <http://newsroom.staedelmuseum.de/de/content/200-jahre-staedel> (07. Januar 2017).

70 Vgl. Meyer, Städel (wie Anm 1), S. 133.

71 Während der Direktion von Florian Waldvogel (2009–2013), vgl. Mündliche Aussage von Juliane Feldhoffer, Kunstverein in Hamburg.

72 Vgl. http://www.kunstverein.de/ausstellungen/vorschau/20170127_TheHistoryShow.php (07. Januar 2017).

73 Vgl. Hans Platte, 150 Jahre Kunstverein in Hamburg. 1817–1967 (Schriften des Kunstvereins in Hamburg, Band 2), Hamburg 1976, o.S.; Silke Reuther, Georg Ernst Harzen. Kunsthändler, Sammler und Begründer der Hamburger Kunsthalle (Forschungen zur Geschichte der Hamburger Kunsthalle, Band II, hrsg. von der Hamburger Kunsthalle und der Hermann Reemtsma Stiftung), Hamburg 2011, S. 49; Marina und Uwe M. Schneede, Wer waren die ersten? Zur frühen Geschichte des Kunstvereins in Hamburg (I–IV), Hamburg 1984, o.S.; Marina und Uwe M. Schneede, Der Zweck des Kunstvereins ist mehrseitige Mittheilung über bildende Kunst, in: Industriekultur in Hamburg. Des Deutschen Reiches Tor zur Welt, hrsg. von Volker Plagemann, Hamburg 1984, S. 336 und 337.

74 Vgl. Protokollbuch des Hamburger Kunstvereins, S. 3: Einträge zur Gründungsgeschichte, welche dem ersten Sitzungsprotokoll vom 4. November 1822 vorangestellt sind, aber vermutlich im Zuge dessen verfasst wurden (Archiv der Hamburger Kunsthalle, 62 a: Protokolle 1822–1847).

Gesuch Dreyers sowie die außergewöhnliche Zeichnung von Iken an Goethe, auf deren Titelblatt der Verein sogar noch namentlich erwähnt wird: »Bildergalerie des Malers Herrn F. A. Dreyer in Bremen [...]. Eröffnet seit dem 15. Juli [1817] für die Gesellschaft des brem. Kunstvereins von 100 Mitgliedern«. Beide Archivalien dokumentieren das Bestehen der entsprechenden Galerie eindeutig. Das Projekt von Dreyer und seine finanzielle Unterstützung durch lokale Kunstfreunde belegt eine sehr frühe bürgerliche kulturelle Initiative in der Hansestadt Bremen. 2017 könn(t)en wir ihr 200-jähriges Jubiläum feiern, sei es unter der Bezeichnung auf dem Titelblatt – dem Kunstverein in Bremen – oder als seine unmittelbare Vorgängerinstitution.

Bilder einer Stadt: Bremen in Reiseführern des 19. Jahrhunderts

Von Maria Hermes - Wladarsch

Zur Einführung

»Bremen hoch am Weserstrande,
Das durch seiner Bürger Rath
Ist geehrt im Deutschen Lande
Als die Stadt der raschen That!
Seines Handels weite Kreise
Sind des Fleißes schönes Bild,
Und von seinem Ruhm und Preise
Ist die ganze Welt erfüllt.«¹

Was macht eine Stadt aus? Was sind ihre Besonderheiten im Vergleich zu anderen Städten? Diese Fragen interessieren besonders Fremde, die eine Stadt – geistig und /oder physisch – besuchen. Für Bremen wurden sie spätestens im 19. Jahrhundert mit dem Entstehen der ersten Reiseführer virulent, jener Führer für Fremde, die die ganze Stadt auf wenigen Seiten handlich beschreiben wollten.

Der älteste bekannte Führer durch Bremen erschien beim Schünemann-Verlag im Jahr 1839², fast zeitgleich mit dem ersten »Baedeker« (1832/1835), der später für den Reiseführer schlechthin stehen sollte. Die Geschichte des Reiseführers ist in Deutschland eng verbunden mit dem Namen Baedeker. Karl Baedeker (1801–1859) war Sohn einer alteingesessenen Buchdrucker- und Verlegerfamilie und selbst begeisterter Reisender. Seine Leistung war es, Büchlein konzipiert zu haben, die schnell und unkompliziert eine Stadt in ihren »wesentlichen« Merkmalen beschrieben und sie so einem Fremden näherbrachten. Der »Baedeker« kam damit ebenso wie die anderen Reiseführer, derer es im Verlaufe des 19. Jahrhunderts immer mehr gab, den Bedürfnissen des »industrialisierten Reisenden« entgegen. Doch spielte Bremen in den »roten Büchlein« lange Zeit keine Rolle, erst gegen Ende des Jahrhunderts erschien der erste »Baedeker« zu Norddeutschland, der auch die Hansestadt thematisierte.

- 1 Heinrich Helmers, Humoristisch-poetische Wanderung durch die freie Hansestadt Bremen. Ein unverwelklicher Erinnerungskranz für Einheimische und Freunde, Bremen 1895, S. 3.
- 2 Wegweiser durch Bremen und seine Umgebungen. Mit einer Karte des Gebiets der freien Hansestadt Bremen, Bremen 1839 (erschienen im Schünemann-Verlag). Vgl. Herbert Schwarzwälder, Das große Bremen-Lexikon, Bd. 2, Bremen 2003; hier: »Stadtführer«, S. 836).

Die Reiseführer sind nicht mit Reisebeschreibungen zu verwechseln, jenen Notizen oder Schriftstücken, in denen Reisende bspw. in Erinnerungsschriften, offiziellen Relationen für einen Auftraggeber oder Mitteilungen an Freunde und Verwandte ihre persönlichen Eindrücke einer fremden Stadt wiedergaben; Notizen, die nicht für den Druck bestimmt waren.³ Mit den »Führern für Fremde« entstand eine Quellengattung, die durch einen standardisierten Aufbau und kurze, knappe Darstellungen besticht. Die Texte strebten Kürze an, sie wurden nicht durch Vollständigkeit, sondern durch Selektion zu einem hilfreichen Begleiter. Im Laufe der Zeit kristallisierte sich ein Standard heraus, die Fremdenführer bestanden nunmehr aus drei Teilen: 1. Informationen zur Landeskunde, 2. Allgemeine reisepraktische Hinweise, 3. Beschreibung des Reiseziels.⁴ Die für den Druck bestimmten Reiseführer sollten ein möglichst objektives Bild einer Stadt vermitteln. Doch fernab aller Standardisierung schaffen und schufen Reiseführer Bilder einer Stadt – auch dann, wenn sie keine Abbildungen enthielten. Weit davon entfernt, objektive Berichte zu sein, wurde die Stadt aus einer je bestimmten Perspektive vermittelt. Der vorliegende Beitrag wirft Schlaglichter auf das Bild, das Reiseführer von Bremen im 19. Jahrhundert zu vermitteln suchten.

Reiseführer in Bremen

»Bremen ist nicht so glücklich, wie manche andere Stadt, liebenswürdige oder originelle Fremden-Führer zu besitzen, welche seine Curiosa commentirten. [...] Ganz viel Sehenswerthes oder Bewundernswerthes giebt es allerdings in Bremen nicht, aber das was sich davon hier findet, ist wohl einiger erklärenden Worte werth und bedürftig.«⁵

Mit diesen Worten beginnt der älteste nachgewiesene Reiseführer zu Bremen im Vorwort seine Erläuterungen. 1839 erschien beim Schünemann-Verlag der Titel »Wegweiser durch Bremen und seine Umgebungen«. Dieser Wegweiser erhielt 1848 eine erweiterte Fassung mit dem Titel »Neuester Wegweiser durch Bremen und seine Umgebung«.⁶ Das im Oktavformat erschienene Bändchen hatte einen Umfang von 128 Seiten nebst einer Karte. Der Führer ist in acht Abschnitte unterteilt, deren erste vier sich mit allgemeinen Notizen zu Bremen befassen: Ihrer Geschichte, der Verfassung, statistischen Notizen, der Lage. Unter der »Gestalt« werden Sehenswürdigkeiten zusammengefasst: Der Wall und die Tore, die Neustadt, öffentliche Plätze, Gebäude sowie Gasthöfe und weitere Restaurationen. Eine davon separierte »Wanderrung durch die Stadt« gibt es nicht. Die Umgebungen Bremens, »Kunst, Theater, Musik« und die Volksfeste haben ebenso wie ein Verzeichnis der

3 Vgl. Herbert Schwarzwälder, Bremen in alten Reisebeschreibungen, Bremen 2007, S. 8. Schwarzwälder befasst sich mit dem Zeitraum bis ca. 1850.

4 Vgl. Susanne Müller, Die Welt des Baedeker. Eine Medienkulturgeschichte des Reiseführers 1830–1945, Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 2012, hier S. 27.

5 Wegweiser durch Bremen (wie Anm. 2), S. III.

6 Neuester Wegweiser durch Bremen und seine Umgebungen, Bremen 1848 (Verlag von Carl Schünemann).

Gesandten, Consuln, Agenten etc. einen eigenen Abschnitt.

Als im Jahr 1844 die 22. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Bremen stattfand, hatte die Stadt einen weiteren Reiseführer.⁷ Mit nur 16 Seiten Umfang im Oktavformat war das bei Johann Georg Heyse gedruckte Bändchen schmal gehalten. Seine »Zielgruppe«, die zur Versammlung angereisten Ärzte und Naturforscher, war klar umrissen: Der Fremdenführer zielte auf ortsfremde Personen, die die fremde Stadt selbst erkunden sollten. So beinhaltete der Reiseführer zahlreiche Hinweise zu Öffnungszeiten, Adressen und ortsansässigen Personen, die bei Besichtigungswünschen oder weiteren Fragen weiterhelfen konnten. Damit rekurrirten sie auf Reisen in früheren Zeiten, die von Besuchen der Ortsfremden bei Ansässigen geprägt waren.⁸

Der 1865 erschienene Stadtführer von Robert Geißler, gedruckt im Verlag von Gesenius, war ausführlicher.⁹ Auf 98 Seiten im Oktavformat gab Geißler eine Einführung in die Stadt, die mit einem Bericht über ihre Geschichte begann. Die Bedeutung Bremens mit Lage, Einwohnerzahl etc. wurden dem Leser zuerst vorgestellt, bevor dieser sich an eigene Erkundungen machen konnte. Das Vorwort gibt gezielter Auskunft über die Ziele des Bändchens: »Der vorliegende Führer durch Bremen soll dem Fremden zur Kenntnißnahme der Stadt und bremischer Verhältnisse nützlich sein.«¹⁰ Weiter heißt es, das Buch könne nur andeutend und hinweisend wirksam sein. Ziel sei es, »neben ausreichend vollständiger Angabe von Taxen und Preisen der Verkehrsmittel namentlich auf dasjenige Rücksicht ... [zu nehmen], was der Stadt nach Lage und Verhältnissen eigenthümlich ist.«¹¹ »Hie und da« bekannte Werke, teils wissenschaftliche, seien ausgewertet worden.

7 Kurzer Wegweiser für die zu Bremen versammelten Naturforscher und Aerzte. Bremen 1844 (gedruckt bei Johann Georg Heyse).

8 Vgl. Schwarzwälder, Reisebeschreibungen (wie Anm. 3), S. 183 u. a.

9 Geißler, Robert, Bremen: Ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebungen, Bremen 1865 (Verlag von Hermann Gesenius).

10 Geißler, Bremen (wie Anm. 9), S. III.

11 Ebd.



Abb. 1: Titelblatt des ältesten Reiseführers zu Bremen, erschienen 1839 im Schünemann-Verlag. Foto: SuUB

Auf eine exakt definierte Gruppe von Reisenden zielte auch Emil Böttchers Band aus dem Jahr 1882 mit seinem Titel »Technischer Führer durch das Staatsgebiet der freien und Hansestadt Bremen [sic]«¹² ab:

»Mit Rücksicht auf den bei Gelegenheit der in Hannover stattfindenden 5. General-Versammlung des Verbandes deutscher Architecten- und Ingenieur-Vereine, hat Unterzeichneter sich bemüht, für den am 24. August d. J. [1882] bevorstehenden Besuch in Bremen, seine für die sehr zweckmässigen Georg Osthoff'schen technischen Reisehandbücher über den Freistaat Bremen gemachten Mittheilungen so zu erweitern, dass sie ein vollkommenes Bild des für Techniker und Kunstfreunde hier Sehenswerthen geben dürften.«¹³

Auch hier klar die Aufenthaltsdauer der Angesprochenen in Bremen begrenzt. Dementsprechend ist der Umfang mit 41 Seiten mit 16 Tafeln im Oktavformat knapp gehalten.

Weitere Reiseführer erschienen im Verlaufe des Jahrhunderts, die auf ein spezifisches Publikum zielten: Der bei Heinsius, später bei Schönemann seit 1889 bis 1955 (mit einer Unterbrechung zwischen 1939 bis 1945) jährlich erschienene Führer trug den Titel »Aus See nach Bremen-Stadt. Wegweiser für Schiffsführer«.¹⁴ Ein weiterer zunächst im Schönemann-Verlag und in der zweiten Auflage im Verlag von M. Heinsius erschienener Titel hatte weniger den Charakter eines kurzen Reiseführers.¹⁵ Auch der 1890 anlässlich der nordwestdeutschen Gewerbe- und Industrieausstellung publizierte, im Auftrag des Ausstellungs-Vorstands herausgegebene »Officielle [...] Führer durch die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung und die Stadt Bremen« erschien im Kontext einer Großveranstaltung. Mit 102 Seiten im Oktavformat war er deutlich umfangreicher als die anderen zielgruppenspezifischen Führer. Ernst Valentin Poehlmann wiederum veröffentlichte 1893 mit »Bremen – Hamburg. Freundnachbarliche Parallele von einem Hamburg-Bremer« eine mit 24 Seiten sehr knappe Beschreibung der beiden Hansestädte Bremen und Hamburg und setzte diese zueinander in Beziehung; ob der

12 Emil Böttcher, Technischer Führer durch das Staatsgebiet der freien und Hansestadt Bremen, Bremen 1882 (Verlag von Pröhl).

13 Böttcher, Technischer Führer (wie Anm. 12), Vorwort.

14 Aus See nach Bremen-Stadt. Wegweiser für Schiffsführer, Industrie- und Handelskammer Bremen, Bremen 1889 (Verlag von Heinsius).

15 1862 erschien im Schönemann-Verlag ein weiterer Titel, der allerdings mehr den Charakter einer ausführlichen Beschreibung hatte: Franz Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, Ein Beitrag zur Geographie und Topographie Deutschlands, Bremen 1862. Franz Buchenau, Lehrer an der Bürgerschule in Bremen, befasste sich in seinem Werk auf 276 Seiten im Quartformat mit verschiedenen Aspekten der Stadt, wobei die Intention des Verfassers war, ein Hilfsmittel für den Geographieunterricht bereitzustellen. Dementsprechend lag der Schwerpunkt auf topographischen und geographischen Merkmalen. Dieser Titel erlebte 1882 eine Neuauflage im Heinsius-Verlag (Franz Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, Ein Beitrag zur Geographie und Topographie Deutschlands, Bremen 1882).

Konkurrenz zwischen den beiden Städten sicherlich ein interessantes Unterfangen.

Die Bremer selbst wurden ab 1885 in den Bremischen Adressbüchern über ihre eigene Stadt unter der Überschrift »Fremdenführer zu Bremen« informiert. Diese enthielten Adressen und Kurzbeschreibungen der alphabetisch aufgelisteten Sehenswürdigkeiten, hier Gebäuden und Plätzen. Ein anfänglicher Umfang von drei Seiten im Quartformat wurde stetig bis auf zehn Seiten im Jahr 1897 ausgedehnt, wobei die Texte nur geringfügig verändert wurden. Diese Fremdenführer blieben noch weit in die 1930er Jahre in die Bremer Adressbücher integriert, als sie schon längst nicht mehr im Verlag von Heinsius, sondern bei Schünemann erschienen.

Überhaupt gab es in Bremen nun immer mehr Reiseführer. Robert Lindner veröffentlichte um 1893 einen »Kurze[n] Führer durch Bremen. Mit einem Übersichtskärtchen« im Verlag von Heinsius mit einem Umfang von 18 Seiten und zwei Kärtchen im Oktavformat. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Führer Leo Woerls schon seine sechste Auflage erreicht: 1891 erschien diese unter dem Titel »Führer durch Bremen und Umgebung (mit Plan der Stadt, Karte der Umgebung und Eisenbahnkarte)«¹⁶ mit 32 Seiten und drei Faltkarten in Würzburg im Selbstverlag des Verfassers; 1931 sollte der Führer in die 17. Auflage gehen. Mit einer Mark im Jahr 1908 war der Preis erschwinglich. Lüder Halenbeck wählte ab 1878 mit den »Ausflüge[n] in die Umgegend von Bremen«¹⁷ hingegen den Ansatz, dass nicht mehr (nur) die Stadt, sondern ihre Umgegend zu besichtigen sei.

16 Offizieller Führer durch die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung und die Stadt Bremen, hrsg. im Auftrag des Ausstellungs-Vorstandes, Berlin 1890 (Mosse-Verlag).

17 Lüder Halenbeck: Fünfzig Ausflüge in die Umgegend von Bremen, Bremen 1893 (Verlag von Hampe).



Abb. 2: Der Reiseführer Helmers aus dem Jahr 1895 zielte auf Unterhaltung des Publikums ab. Foto: SuUB

Gegen Ende des Jahrhunderts hatten sich Reiseführer in Bremen derart etabliert, dass die Gattung in humoristischer Art selbstreferentiell werden konnte: Der bei Werner erschienene Führer »Das nordwestdeutsche Kleeblatt. Humoristischer Führer durch die Gewerbe-, Industrie-, Marine-, Handels- und Kunst-Ausstellung in Bremen«¹⁸ mit einem Umfang von 64 Seiten sollte 1890 humoristisch durch die Hansestadt führen und versäumte nicht, sich über sich selbst lustig zu machen. Ähnlich ging Heinrich Helmers 1895 mit seiner »Humoristisch-poetische[n] Wanderung durch die Freie Hansestadt Bremen. Ein unverwelklicher Erinnerungskranz für Einheimische und Fremde. Nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen«¹⁹ auf 140 Seiten vor. In einer Führung in Versen beschrieb er einen Rundgang durch die Stadt, wobei auch er nicht auf deskriptive Äußerungen in Prosa in den Fußnoten verzichten konnte.

Hervorzuheben sind zwei Reiseführer, die sich gegenseitig Konkurrenz machten und die sich im Verlaufe des Jahrhunderts zunehmend in unterschiedliche Richtungen entwickelten, bis sie schließlich zwei Ausprägungen von Reiseliteratur zu Bremen bestimmten (s. u.): Der im Schünemann-Verlag erschienene und der Scheller'sche Reiseführer. Der erste Reiseführer im Schünemann-Verlag, zugleich der erste nachgewiesene bremische Führer, erschien 1839 und erlebte eine Neuauflage beim ersten deutschen Bundesschießen in Bremen im Jahr 1865. Hier ist ein in geringem Maße wechselnder Umfang festzustellen, der von stetigen Überarbeitungen zeugt: Die vierte, 1880 erschienene Auflage mit dem Titel »Die Freie Hansestadt Bremen und Umgegend. Mit einem Plane der Stadt Bremen« hatte einen Umfang von 104 Seiten, 1889 erschien die achte Auflage mit 108 Seiten im Oktavformat. Der letzte Satz im Vorwort zur 4. Auflage des Reiseführers macht die Entwicklung bremischer Reiseführer deutlich:

»Ursprünglich bestimmt, die uns besuchenden Fremden in Kurzem über

18 Das nordwestdeutsche Kleeblatt. Humoristischer Führer durch die Gewerbe-, Industrie-, Marine-, Handels- und Kunst-Ausstellung in Bremen, Bremen 1890 (Verlag von Werner).

19 Helmers, Humoristisch-poetische Wanderung (wie Anm. 1).



Abb. 3a: Titelblatt des Schellerschen Reiseführers von 1904. Foto: SuUB

Ebendasselbst ein kleines Terrarium. Im Obergeschoß zunächst die **prähistorischen** Sammlungen (großes Steinkistengrab, Ponteslongi, Einbäume); dann die wichtigen **botanischen** Sammlungen; weiterhin die **Handelsprodukte** in systematischer Aufstellung. (Glas, Stuhlrohr, Drogen, Gummi, Ölfrüchte, Gespinnststoffe u. s. w.) Schließlich die schönen Modelle zu den Arbeiten der **Weserkorrektur**. Darstellung des Torfmoors und der **Torfindustrie**; endlich die **paläontologischen** und **mineralogischen** Sammlungen (Höhlenbär, Fossilien aus dem Diluvium, Rhinocerosschädel etc.

Dem Museum gegenüber, mit der Front nach dem Breitenweg, das Gebäude der vor einigen Jahren eröffneten

Stadtbibliothek,

geöffnet an allen Werktagen von 11—1 Uhr vormittags, außerdem am Montag, Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend von 3 $\frac{1}{2}$ bis



Stadtbibliothek.

5 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags; während der Sommerferien, Mitte Juli bis Mitte August ist die Bibliothek geschlossen. Holländischer Renaissancebau von Joh. Poppe. Schöne und bequeme Lese- und Arbeitszimmer. Für die Aufstellung der Bücher (za. 105 000 Bände, darunter kostbare Manuskripte und Miniaturenwerke aus den Zeiten der Karolinger und der sächsischen Kaiser, älteste niederdeutsche Drucke etc. überdies ca. 35 000 Brochüren, Karten und Kunstblätter) ist das sog. Magazinsystem gewählt unter Anwendung einer neuen überaus praktischen Regalkonstruktion.

Wenden wir uns nun durch das rechts vom Zentral-Bahnhof gelegene mächtige steinerne Tunnelgewölbe und lassen die städtische Gasanstalt links liegen, so gelangen wir durch die sich an der

die Decke des Kellers jetzt mit dem angrenzenden Straßenareal in einer Höhe liegt.

Am westlichen Ende des Raums thront Bacchus auf einem im Jahre 1624 erbauten Faß, welches 40,000 Flaschen fassen soll. Neben dem Bacchus bemerken wir zwei Satyrn. Vorn hebt sich das Bremer Wappen ab. Das linksseitige Faß (1655) enthält 24,000 Flaschen, das rechtsseitige (1750) kann 30,000 Flaschen fassen, ist aber leer geblieben, seitdem es die Franzosen, während sie hier zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschten, bis auf den letzten Tropfen austranken.



Marktplatz mit Rathaus, Dom und Börse.

Der Bacchuskeller ist dem großen Publikum für gewöhnlich nicht geöffnet. Er dient in erster Linie als Lagerkeller und nur während das Bremer Freimarktes (vom 21. bis 31. Oktober) wird er auch für Wirtschaftszwecke benutzt.

Wir betreten nun wieder den mittleren Hauptraum, der mit großen, hübsch geschmückten Weinfässern geziert ist. Gleich links liegt das **Senatzimmer**, früher das Prielken, d. h. ein Schmuckraum, genannt, ein Name, der jetzt völlig mit Unrecht den kleinen, in den Fensternischen der Haupt-Kellerhallen angebrachten Verschlüssen beigelegt wird, die ehemals Logementer hießen. Das Prielken hat seinen schönsten Schmuck in dem Wandgemälde der Breme (von Arthur Fitger), die Wein spendet und von symbolischen Gestalten

Abb. 3b und c: Der Schellersche Reiseführer (hier 1904) gab zahlreiche Abbildungen wieder, links die Stadtbibliothek, rechts der Marktplatz mit Rathaus und Dom. Fotos: SuUB

und in Bremen zu orientieren, wird das Werkchen hoffentlich auch den Einheimischen nützlich und brauchbar erscheinen.«²⁰

Beliebt war der Scheller'sche Reiseführer, der im »langen 19. Jahrhundert« in mindestens 17 Auflagen erschien.²¹ Umfang und Abmessungen innerhalb des Oktavformats wechselten: Von 96 Seiten im Jahr 1888 bis zu 126 Seiten im Jahr 1904. Zwischen 1896 und 1935 war dieser Führer der offizielle Fremdenführer des Fremdenvereins Bremen, der sogar durch farbige Abbildungen bestach. Der frühe Titel »Scheller's Führer durch Bremen. Zuverlässige Unterweisungen und Rathschläge« (1888) wandelte sich dementsprechend zu »Scheller's Führer durch Bremen. Offizieller Führer des Fremdenverkehrs-Vereins« (z.B. 1904), eine Version, die auch ins Englische übersetzt wurde. Der

20 Die Freie Hansestadt Bremen und Umgegend. Mit einem Plane der Stadt Bremen, vierte und verbesserte Auflage, Bremen 1880, S. III (erschieden im Schönmann-Verlag).

21 Vgl. Scheller's Führer durch Bremen. Mit Stadtplan des Bürgerparks und vielen Illustrationen, Bremen 1904 (17. Auflage, erschienen im Verlag von Wilhelm Scheller).

angepriesene »mehrfarbige Stadtplan, Straßenverzeichnis, Plan der Hafenanlagen und Bildern« (1904) kam jedoch in den ersten Auflagen noch nicht vor. Die 17. Auflage differenzierte in einen Teil »Praktische Mitteilungen« (9 S.) und einen »beschreibenden Teil« (89 S.).

Wer schreibt?

Die bremischen Reiseführer entstanden im 19. Jahrhundert zunächst als Einzelinitiativen von Bremern oder auswärtigen Bürgern. Erst mit der Gründung eines Fremdenverkehrsvereins im Jahr 1903 trat die Stadt selbst als offizieller Herausgeber von Fremdenführern auf. Einhergehend mit der Gründung eines Fremdenverkehrsvereins in Bremen war die sich allmählich durchsetzende positive Wahrnehmung der Hansestadt durch Fremde. – Doch die bremischen Reiseführer nennen erstaunlich oft keine Autoren, als ob sie keine eigenständigen Schöpfungen gewesen wären, sondern eine bloße Wiedergabe dessen, was uns die Welt sowieso berichtet. Die Verfasser der Reiseführer treten gegenüber dem Beschriebenen in den Hintergrund.

Einer der Autoren ist Robert Geißler (1819–1893). Der in Göttingen geborene Geißler war in Göttingen, Hamburg und Bremen als Schriftsteller und Lithograph tätig. Bevor er 1865 seinen Reiseführer zu Bremen veröffentlichte, gab er bspw. 1863 das illustrierte Buch »Die Weser« heraus.²² Sein Reiseführer ist damit die Beschreibung der Hansestadt durch einen Zeit-Bremer und dürfte auf genauer Kenntnis der Wege und der Stadt beruhen. Er ist ganz von der Praxis und der Gegenwart eines Menschen geprägt, der in Bremen lebt und die Stadt nutzt. Die Geschichte Bremens würdigt Geißler hingegen nur peripher. Der Fokus auch seiner künstlerischen Arbeiten lag auf Stadtansichten. – Seinen »Führer für Fremde« publizierte Geißler mit dem Gesenius-Verlag in einem Verlag, der sich keinesfalls auf Reiseführer spezialisiert hatte. Der von Hermann Gesenius (1834–1912) ins Leben gerufene Verlag publizierte neben historiographischen Titeln botanische, geographische und philologische Arbeiten.

Emil F. Böttcher, der Verfasser des 1882 erschienenen »Technischen Führers«, hatte einen anderen Hintergrund. Als Bauinspektor hatte er sich mit Baurecht und Bauwerken insbesondere in Bremen befasst und publizierte hierzu auch. 1887 veröffentlichte er nochmal einen Titel zu »Bauten und Denkmale des Staatsgebiets der freien und Hansestadt Bremen« als zweite, wesentlich überarbeitete Fassung des »Technischen Führers«. Sein Reiseführer war, wie im Vorwort angekündigt, nur ein »Nebenprodukt« für die »General-Versammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine«, darüber hinaus war Böttcher mehr mit seiner praktischen Tätigkeit als Bauinspektor befasst. Eines seiner Großprojekte war die Untersuchung des »Fragenkomplex[es] »Pferdebahn in engen Straßen«« im Auftrag des Bremer Senats.²³ –

22 Vgl. Herbert Schwarzwälder, Das große Bremen-Lexikon (wie Anm. 3), Stichwort »Geißler, Robert«, S. 296.

23 Vgl. Rolf Martens, Bremens öffentlicher Personennahverkehr im 19. Jahrhundert, in: Bremisches Jahrbuch (Brem.Jb.) 54, 1976, S. 69–116, hier S. 72.

Böttchers Reiseführer wurde im Verlag von Johannes Daniel Pröhl veröffentlicht, in dem neben technischen Werken noch allerhand Kleinschrifttum oft mit regionalem Bezug erschien (bspw. 1901 ein »Lehrplan für die Hilfsschule für schwachbefähigte Kinder in Bremen«).



Abb. 4: Der Schönemannsche Reiseführer erlebte zahlreiche Überarbeitungen und Neuauflagen. Foto: SuUB

Erfolgreicher mit seinem Reiseführer war der Verleger Leo Woerl (1843–1918).²⁴ Nach einer Ausbildung zum Buchhändler in der Herderschen Verlags-handlung in Freiburg im Breisgau unternahm er für diese mehrere größere Reisen. Als Buchhändler war Woerl in Leipzig, Nürnberg, Würzburg, Prag und Wien tätig. Der Sohn des Geographen und Kartographen Joseph Edmund Woerl (1803–1865) legte den Schwerpunkt seiner Berichte auf geographische und topographische Merkmale. Mit seinem Verlag in Würzburg, der ab 1897 in Leipzig war, spezialisiert er sich auf Reiseführer; zwischen 1878 und 1900 publizierte er über 600 Reiseführer. Die Anregung »behufs Hebung und Förderung des Verkehrs – Kenntnis von Land und Leuten kleine Führer herauszugeben« erhielt er auf dem Geographentag in Frankfurt a. M. 1878. Seine Darstellung Bremens verkaufte sich gut, so dass sie im 19. Jahrhundert mehrere Auflagen erfuhr.

Demnach hätte es die Stadt bis zum Ende des 19. Jahrhundert Fremden überlassen, über sich zu berichten. Doch der Schein trügt, erfolgreich waren auch zwei bremische Reiseführer: Der im Schönemann-Verlag erschienene Führer erwähnte keinen Verfasser, der Scheller'sche Reiseführer, der schließlich im offiziellen Führer des bremischen Fremdenvereins aufging, trat unter dem Namen des in Bremen ansässigen Verlagsinhabers Wilhelm Scheller auf. Die erfolgreichsten bremischen Reiseführer generierten ihre Bedeutung damit nicht über einen besonderen, hervorgehobenen Autor. Von außerhalb kommend war der Woerl'sche Reiseführer, entstanden vor dem professionellen Hintergrund eines auf Reiseführer spezialisierten Verlags und weniger auf die bremische Geschichte, besonders erfolgreich.

Was Bremen ausmacht

»Führer für Fremde« ist ein häufiger Titel von Reiseführern: Die Stadt sollte jemandem näher gebracht werden, der sie nicht kannte. Doch zeigen die verschiedenen Reiseführer, die zu Bremen im 19. Jahrhundert publiziert wurden, durchaus unterschiedliche Auffassungen dessen, was die Stadt ausmacht. In fast jedem Reiseführer wurden Spaziergänge durch Bremen vorgeschlagen. Die exakte Wegeführung macht deutlich, was als sehenswert und was als nicht sehenswert erachtet wurde.

Die Rundgänge in den ersten Reiseführern beginnen stets in der Altstadt mit dem Rathaus, das damit als Zentrum der Stadt und besondere Sehenswürdigkeit hervorgehoben wird:

»Am besten ist dann der Beginn, // Geht schnurstracks man zum Markte hin, // Allwo sich zeigt in Herrlichkeit // Das Rathaus aus der alten Zeit«.²⁵

24 Vgl. Rudolf Schmidt, Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker. Band 6. Berlin, Eberswalde 1908, S. 1055–1056.

25 Helmers, Humoristisch-poetische Wanderung (wie Anm. 1), S. 12.



Abb. 5: Farbiger gedruckter Umschlag des Schellerschen Reiseführers, 1904.
Foto: SuUB

Vom Rathaus geht es für gewöhnlich über den Markt, denn

»an öffentlichen Plätzen ist Bremen sehr arm. Außer dem Markte und dem Domshofe, verdienen die übrigen, wie die ›Domsheide‹ und die verschiedenen ›Kirchhöfe‹ kaum genannt zu werden. Der Markt [ist] der Mittelpunkt des Lebens und Treibens der Stadt, umgeben von Rathaus, Schüttung und Börse.«²⁶

Anstelle oder mit Unterstützung durch Stadtkarten wird Reisenden in den Reiseführern nun ein zumeist ähnlicher Weg durch die Altstadt vorgezeichnet, einzelne Gebäude werden hervorgehoben. Auf die Spitze treibt es der Scheller'sche Reiseführer, der 1904 in seiner 17. Auflage Tipps für Reisende gibt, die nur einen Tag in der Hansestadt verbringen:

»Bei beschränkter Zeit (1 Tag). Vom Bahnhof durch die Bahnhofstrasse, Sögestrasse, U. L. Fr. Kirchhof, Kaiser Wilhelmplatz mit Denkmal Kaiser Wilhelm I zum Markt, Rathaus (unten Ratskeller, oben Rathaushalle.) Roland, Schüttung, Börse, Baumwollbörse, durch die Wachtstrasse (links Union Kaufmännischer Verein,) zur Börsenbrücke, zurück zum Markt und Dom mit Bleikeller. Vor dem Dom der Wilhadibrunnen, vor dem Osteingang des Rathauses die Harjesschen Reiter.

Vom Dom zur Domshaide, Turmbläserbrunnen, Künstlerverein, Hauptpost, Gustav Adolf-Denkmal. Gerichtsgebäude, durch die Ostertorsstrasse zum Wall und durch die Wallanlagen (Olbers-Denkmal, Stadttheater, hinter diesem der Rosselenker) zum Bischofstor, Bischofsnadel zum Domshof, (Teichmannbrunnen, Rutenhof, Gesellschaft Museum,) durch den Schüsselkorb zum Heerdentor, durch die Wallanlagen zum Ansgariitor (Kriegerdenkmal) dann durch die Georgstrasse (Stadtbibliothek) zum Bahnhofplatz (Städtisches Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde) zurück.

Nachmittags per Strassenbahn oder Wagen zum grossartig angelegten Freihafen. Nach dessen Besichtigung fahre man per Strassenbahn oder Wagen zum Bürgerpark, dessen Besuch einige Stunden (Parkhaus, Kaffeehaus am Emmasee, Meierei, Aussichtsturm. Fahrt per Motorboot auf den Wasserzügen) erfordert. Den Rückweg zur Stadt nehme man durch den östlichen Teil des Parks, Hollerallee und Parkallee. Den Abend bringe man im Ratskeller oder im Altbremerhaus.«²⁷

Obwohl in diesem Reiseführer die »Sehenswürdigkeiten« an späterer Stelle ausführlich erläutert werden, spiegelt er den Ansatz so manches der kleinen Büchlein wider: Die Auflistung der »Sehenswürdigkeiten« ist sehr kurz und knapp gehalten. Wer Bremen sehen möchte, der, so zeigt diese Auswahl, beginnt am besten beim Marktplatz. Der hier beschriebene Gang findet sich in diversen Reiseführern, wenn auch meist ausführlicher beschrieben und nicht als »Tagewerk« verstanden. Der Gang durch die Stadt verläuft damit entlang gut situierter bürgerlicher Gegenden:

26 Wegweiser durch Bremen (wie Anm. 2), S. 39.

27 Scheller's Führer (wie Anm. 21), S. 8.

»Der gesellschaftlichen Schichtung entsprach der bauliche Charakter der Stadtviertel. Die Häuser an Wall, Markt, Domshof und in der Langenstraße erregten durch regelmäßige Anlage, Wohlstand und Reinlichkeit die Bewunderung der Fremden.«²⁸

Gegen Ende des Jahrhunderts dann beginnen die Rundgänge nicht mehr am Markt, sondern am 1889 neu eröffneten »Centralbahnhof«; allerdings nie an anderen Bahnhöfen, so z.B. dem Hannoverschen Bahnhof (eröffnet 1847, abgerissen 1885) oder dem Hamburger Bahnhof (1873–1889). Der Centralbahnhof wird so zum Ausgangspunkt eines Rundgangs durch die Stadt. Der Führer »Bremen – Hamburg« aus dem Jahr 1893 geht gleich davon aus, dass der Reisende mit dem Zug eintrifft und die erste Wahrnehmung Bremens die vom Bahnhof kommend ist:

»So zeigt sich [...] am Bahnhofsplatze zunächst nichts, was uns auf den geschäftlichen Character einer Schwesterstadt Hamburgs in Bezug auf Handel und Schifffahrt schliessen lassen könnte.«²⁹

Im gleichen Maße, wie der Bahnhof zum Ausgangspunkt der Darstellungen wird, verstehen sich die Fremdenführer zunehmend als »Reiseführer«, als Begleiter für alle Abschnitte einer Reise: Die Ankunft selbst und die Fahrt in die Stadt werden zum Element der Stadtbesichtigung. Den Besuchern wird erklärt, wie sie vom Bahnhof in die Altstadt kommen, sowie, welche Übernachtungsmöglichkeiten, Restaurationen und Sehenswürdigkeiten ihnen auf diesem Weg begegnen. So findet der Leser im Fremdenführer Lindners gleich auf der Innenseite des Umschlags eine stark stilisierte Übersichtskarte, auf der freilich nur die Altstadt innerhalb der ehemaligen Wallanlagen abgebildet ist.³⁰ Dabei kommt eine Aufstellung einer bürgerlich gerichteten Auswahl an Gebäuden, ergänzt um touristisch relevante Gebäude wie Hotels oder den Bahnhof zum Vorschein. Einige Gebäude werden erwähnt: Kunsthalle, Post, Börse, Künstlerverein, Dom, Rathaus, Schüttung, Stadttheater, Museum, Gewerbehaus, Tivoli-Theater – aber eben auch Hillmanns Hotel, Hotel du Nord, das Central Hotel und schließlich der »Central-Bahnhof«. Der Reisende wird auch hier als Tourist (s. u.) wahrgenommen, der ohne persönliche Verbindungen die Hansestadt besucht und neben der Befriedigung seines Bildungsinteresses praktische Notwendigkeiten klären muss. Die Hinweise auf Lokale und weitere Restaurationen der ersten Fremdenführer werden nun ergänzt durch Hinweise auf touristische Lebensnotwendigkeiten wie Übernachtungsmöglichkeiten.

Zurück zum oben beschriebenen Gang durch Bremen in einem Tag. Es ist keine Eigenheit des Scheller'schen Reiseführers, dass der Besucher bei seinem

28 Hans-Ludwig Schaefer, *Bremens Bevölkerung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts*, Bremen 1957, S. 23 f. (d.i. Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Heft 25).

29 Ernst Valentin Poelmann, *Bremen–Hamburg. Freundnachbarliche Parallele von einem Hamburg-Bremer*, Bremen 1893 (Hampe Verlag), hier S. 3.

30 Vgl. Robert Lindner, *Kurzer Führer durch Bremen*. Mit einem Übersichtskärtchen, Bremen [1893] (Verlag von M. Heinsius).

Gang ausschließlich durch die Altstadt geführt wird. Außerhalb dieser spielen typischerweise nur Bürgerpark und Freihafen eine Rolle, letzterer wird jedoch nur erwähnt, nicht selbst beschrieben, vorgesehen ist eine eigene Besichtigung. Anders verhält es sich beim Bürgerpark, hier gibt es teils ausführliche Beschreibungen:

»Kein Fremder versäume endlich, dem Stolze Bremens, seinem Bürgerpark, einen Besuch abzustatten«,³¹

führt Lindner aus. Jedoch belässt er es bei einer Seite nüchtern gehaltener Darstellung ohne explizite Wertungen. Wie die anderen Reiseführer unterscheidet er nicht zwischen der Schönheit der Natur und dem Kunstschönen, ersteres gelte es selbst zu erfahren.

Ein Beispiel für eine Beschreibung der Natur liefert der Fremdenführer Steudels aus dem Jahr 1904.³² Er beschreibt die Stadt Bremen und ihre nächste Umgebung im Hinblick auf Spaziergänge. Vorgestellt werden zunächst »Promenaden«: Osterdeich, Wall und Bürgerpark gehörten 1904 zu den naturnahen Gegenden, aber noch zu Stadtspaziergängen. Die darauf folgenden Spaziergänge werden nach Himmelsrichtungen aufgeteilt: Nordöstlich seien Riensberg und Horn zu begehen, nordwestlich Walle, Woltmershausen, Lankenau und Gröpelingen, südlich Kattenturm und Neuenland, Südöstlich Kuhhirt, Huckelriede, Krähenberg, Jakobsberg, Habenhausen. Südwestlich wird nur der Wardamm erwähnt. Ausfahrtwege für Radler werden auf einer Seite beschrieben. Die Spaziergänge umfassen damit auch die Neustadt und die Vorstädte, die allerdings nicht unter dem Aspekt des Kunstschönen und der Sehenswürdigkeiten vorgestellt werden, sondern unter dem Aspekt der Naturschönheit. Zunächst erfolgt eine genaue Beschreibung des Weges zum Startpunkt, für gewöhnlich mit »der Elektrischen«. Anschließend wird die Wegeführung mit allen Abbiegungen beschrieben. Unterstützt wird der Leser mit Hinweisen, zu welchen Jahreszeiten ein Spaziergang besonders zu empfehlen sei. Nur vereinzelt gibt es Hinweise wie »Waller Friedhof (Besichtigung lohnend).«³³ Der Leser soll die Stadt somit selbst erkunden. Passend dazu empfiehlt Steudel den Bürgerpark nur dann, wenn nicht allzu viele Menschen unterwegs sind. Die Natur soll nicht mit anderen genossen werden:

»Nur Sonntags wird er [der Bürgerpark, M. H.] durch den Menschenstrom ungenießbar, doch ebbt derselbe schon gegen Abend bedeutend ab.«³⁴

Die in den Bremer Reiseführern mehrmals (explizit oder implizit) empfohlene Herangehensweise des Selbst-Erfahrens erstaunt, suchen doch Touristen in aller Regel nicht nach sozialer Realität, suchen vielmehr »die sinnliche Erfahrung imaginärer Welten, die Realität der Fiktion. Die Reiseerlebnisse werden

31 Lindner, Kurzer Führer (wie Anm. 30), S. 18.

32 Friedrich Steudel, Bremer Wanderbuch. Ein Führer für Fussgänger und Radfahrer. Beschreibung aller lohnenden Ausflüge in Bremens nähere und weitere Umgebung, Bremen 1904 (Verlag Gustav Winter).

33 Steudel, Bremer Wanderbuch (wie Anm. 32), S. 8.

34 Steudel, Bremer Wanderbuch (wie Anm. 32), S. 7.

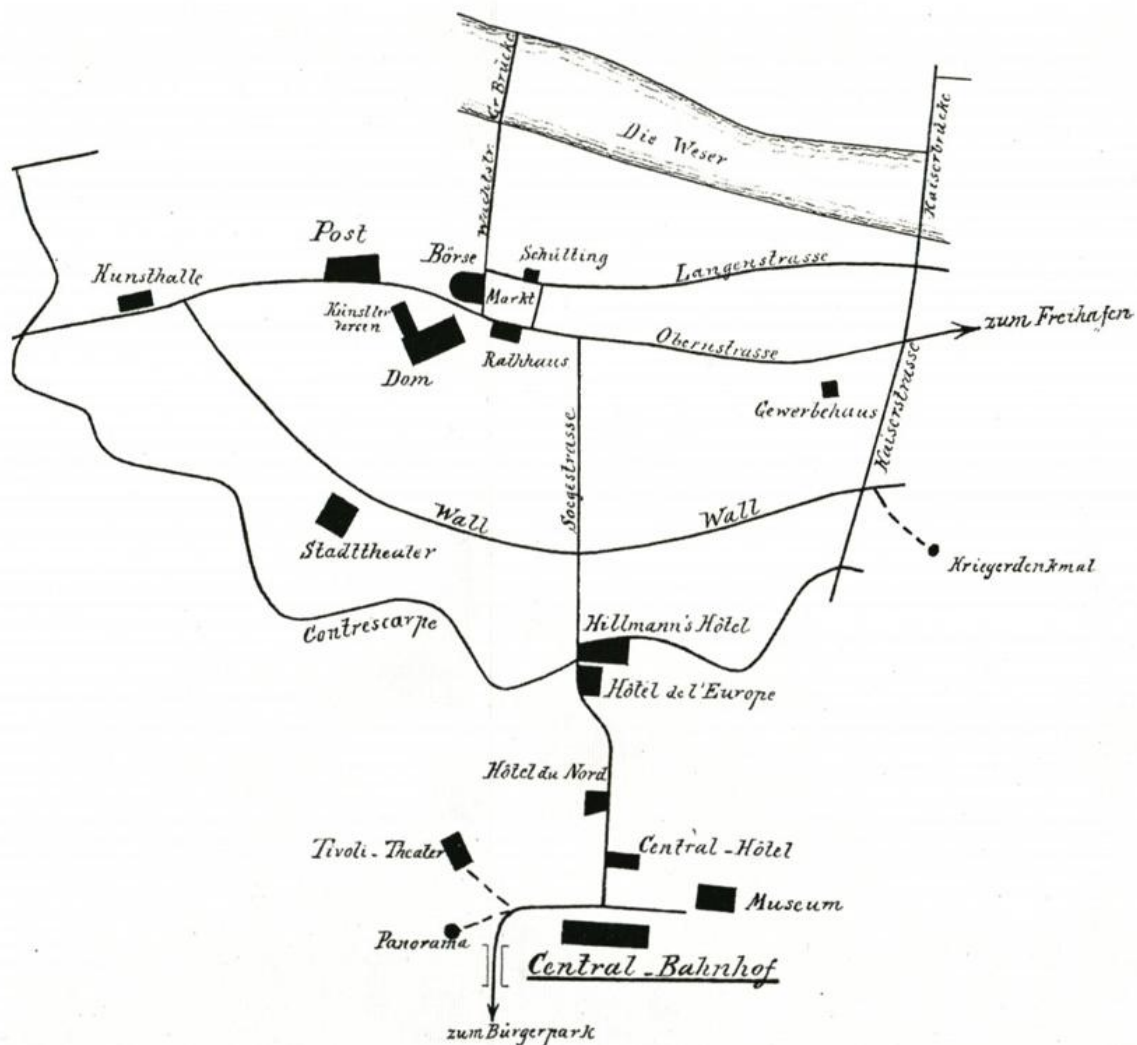


Abb. 6: Rundgang durch Bremen mit allem Wesentlichen lt. dem Reiseführer Lindners (1893). Foto: SuUB

zu diesem Zweck inszeniert und konstruiert, die Elemente der Wirklichkeit werden in neuen Verbindungen angeordnet³⁵. Selbst-Erfahrung (im wörtlichen sowie übertragenen Sinne) ist dabei eher hinderlich.

Doch kehren wir wieder in die Stadt zurück. Während der Bürgerpark in jedem Reiseführer zumindest erwähnt wird, werden Neustadt und Vorstädte kaum jemals aufgeführt; fast so, als gehörten sie nicht zur Stadt. In einigen Büchlein werden sie sogar abwertend geschildert:

»Der Kern derselben [d. i. der Stadt Bremen], theilweise höher gelegen, ist rechtsuferig auf zwei Sanddünen erbaut. Ihr gegenüber, am linken Ufer, befindet sich ein großer aber unschöner Stadttheil, die schon erwähnte,

35 Vgl. Müller, Baedeker (wie Anm. 4), S. 18.

in einer Zeit, welche architektonisch wenig bedeutendes hervorbrachte, erbaute Neustadt (1626). Sie hat mit ihren geraden Straßen und langweiligen Häusern nichts von der reichsstädtischen Behäbigkeit, welche in der Altstadt aus allen Fenstern schaut.«³⁶

Zur Naturforscher-Versammlung heißt es ähnlich:

»Die Kirchen der Neustadt und Vorstädte sind von neuerem Datum und enthalten wenig Bemerkenswerthes.«³⁷

In diesem Zitat wird die selektive Darstellung der Stadt explizit, die sonst nur zwischen den Zeilen und durch einen unterschiedlichen Umfang der Beschreibung von Altstadt einerseits und (wenn vorhanden) Neustadt / Vorstädten andererseits erkennbar ist: Die Verfasser der Reiseführer verstehen sich mit ihren Bewertungen als Mittler zwischen der Stadt und ihren Besuchern, sie machen deutlich, was lohnenswert ist und was nicht; mehr noch, was zu einer Stadt gehört und was nicht. Bremen, das ist demnach die Altstadt innerhalb der ehemaligen Wallanlagen, hier befänden sich die Sehenswürdigkeiten. Die Neustadt und die Vorstädte mit ihren Arbeitervierteln und Fabriken galten als weniger besichtigungswert. Mit der Neustadt wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein »Wohngebiet minderbemittelter Klassen«³⁸ dezidiert aus dem öffentlichen Bild der Stadt ausgeschlossen – und damit ein nicht unbeträchtlicher Teil der Einwohner. So lebten im Jahr 1849 insgesamt 53.478 Personen in Bremen, davon mit 25.358 in der Altstadt – knapp 47 % der Bevölkerung Bremens.³⁹ Die übrigen lebten in der Neustadt und in den Vorstädten.

Die Grundlage ihrer (expliziten und impliziten) Bewertungen machen nur wenige Reiseführer sichtbar. In wenigen Fällen werden die Gründe erläutert, den Rundgang durch die Altstadt am Markt beginnen zu lassen, so im zur 1844 in Bremen stattfindenden »Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte« publizierten Büchlein:

»Bemerkenswerth wegen ihrer alterthümlichen Facaden [Hervorhebung M. H.] sind ausser dem Rathause noch der Schütting, das Haus der Ältermänner [...], am Markte, und das Krameramthaus, an St. Ansgarii-Kirchhof.«⁴⁰

Es mag erstaunen, dass gerade in einem Reiseführer, der auf das Zielpublikum der Naturforscher und Ärzte abzielt, die »alterthümlichen Facaden« hervorgehoben werden. Doch macht dies die Stoßrichtung des Reiseführers deutlich, die durchaus als bürgerlich zu bezeichnen ist. Im gleichen Reiseführer heißt es:

»Die Langenstrasse mit ihren Fortsetzungen enthält den Kern der soliden Kaufmannshäuser aus der alten Zeit, mit hohen ausgezackten Giebeln nach der Strasse zu; den ansehnlichsten Theil der inneren Stadt

36 Geißler, Bremen (wie Anm. 9), S. 7.

37 Naturforscher und Ärzte (wie Anm. 7), S. 7.

38 Schaefer, Bremens Bevölkerung (wie Anm. 28), S. 25.

39 Vgl. ebd., S. 35.

40 Naturforscher und Ärzte (wie Anm. 7), S. 8.

mit den grösseren Plätzen und den sehenswerthesten Kirchen und öffentlichen Gebäuden gewahrt man auf einem Gange vom Domshofe aus über den Markt und bis ans Ende der Obernstrasse.«⁴¹

Ausführlich werden in diesem Reiseführer Kunst und Kultur beschrieben (im Gegensatz etwa zu Fabrikanlagen, die lediglich aufgezählt werden). Nahegelegt wird bspw. ein Besuch der Stadtbibliothek, der wissenschaftlichen Bibliothek Bremens, hier befände sich die Büste zu Wilhelm Olbers von Daniel Rauch. Zur besseren Auffindbarkeit werden die Öffnungszeiten und die genaue Lage des Eingangs erwähnt.⁴² Auch bei anderen Wissenschafts- und Kunstsammlungen werden Adresse und Öffnungszeiten angegeben, ebenso wie die Personen, an die man sich wenden könne, wolle man die Einrichtung zu einer anderen Zeit besuchen. Nicht beschrieben wird hingegen, was genau den Besucher erwarte.

Es ist damit das alte Bremen, das es zu besichtigen gilt, das immer wieder beschrieben, wenn auch nur selten so explizit bewertet wird wie in den vorangegangenen Zitaten: Die traditionelle bürgerliche Wertung alt = traditionsreich = wertvoll wird in die Reiseführer übernommen. Bei den häufigeren Beschreibungen der bremischen Stiftungen in den Reiseführern kommt zudem auch der Wert der Mildtätigkeit immer wieder zum Vorschein.

Kultur, Mildtätigkeit und Tradition bilden damit einen der Schwerpunkte der Darstellung, sie begründen Schönheit und Wert Bremens in vielen Reiseführern. Der Historie der Stadt wird dementsprechend eine große Bedeutung für das Verständnis ihrer Gegenwart zugemessen:

»Für unsern Zweck können wir aus dem reichen Material, das die Geschichte Bremens bietet [...], nur einen kurzen Auszug geben, der indeß umso weniger entbehrt werden möchte, als gerade in historischer Hinsicht Bremen so manches Interessante gewährt.«⁴³

Und weiter heißt es im ersten Reiseführer zu Bremen aus dem Jahr 1839:

»So viel in den letzten Zeiten die Stadt modernisirt ist, so überrascht doch das Originelle und Altmodische der Bauart mancher Straßen, so namentlich der Langen-, Söge-, Pelzerstraße und erinnert manchmal lebhaft an die Zeiten des verschwundenen Deutschen Reiches.«⁴⁴

An der Bedeutung der Historie für das Verständnis der Gegenwart der Stadt Bremen werden erste Differenzen zwischen den Reiseführern deutlich. Der Schünemannsche Reiseführer erwähnt durch das lange 19. Jahrhundert hindurch stets die Bedeutung der Historie der Stadt und beschreibt diese in einem eigenen, ausführlichen Abschnitt, die praktischen Hinweise für den Reisenden nehmen hingegen einen geringeren Teil ein. In anderen Reiseführern wird die Kenntnis der Geschichte Bremens als nicht notwendig erachtet,

41 Ebd., S. 6.

42 Ebd., S. 11.

43 Wegweiser durch Bremen (wie Anm. 2), S. 1

44 Ebd., S. 28 f.

um die Stadt kennenzulernen, sie nimmt einen geringen Raum in den Büchlein ein. So legt bspw. Lindner den Schwerpunkt auf die Beschreibung der Natur und Spaziergänge in ihr. Dies erweist sich als deutlicher Dissens zwischen den Reiseführern: Was ist das Besondere an Bremen, das Alte oder das Neue? Die Gegenwart oder die Vergangenheit? Robert Geißler zufolge resultiert die Bedeutung Bremens aus der Gegenwart der Stadt:

»Bremen, die freie [sic] Hansestadt und zweitgrößte Handelsstadt Deutschlands, hat keine besonders reiche Geschichte; ihre Bedeutung wurzelt mehr in der Gegenwart als in der Vergangenheit.«⁴⁵

In einem Abriss fasst er die Geschichte der Stadt seit 788, der Einrichtung eines Bistums, nur kurz zusammen:

»Die Stadt machte von da ab im Wesentlichen denselben Entwicklungsgang durch wie die meisten anderen deutschen Städte, welche unter bischöflichem Krummstabe emporwuchsen. Zu Anfang fast schutzlos, bald von Seeräubern, bald von anderem umherstreifenden Gesinde gebrandschatzt, wurden dennoch Dom und Kirchen gebaut und es setzte sich nach und nach eine dichtere Bevölkerung zwischen den vordem zerstreut liegenden Fischerhütten an. Später kamen kaiserliche Privilegien für die Bischöfe (Kaiser Otto I. an Bischof Adaligus 936–988) auch dem Gemeinwesen zu Gute.«⁴⁶

Dabei wird zumeist der Handel zum Kontrapunkt der Geschichte. Immer wieder wird in Reiseführern die Bedeutung des Handels für die Hansestadt hervorgehoben. Ihm wird im Führer Gesenius' aus dem Jahr 1865 ein eigenes Kapitel gewidmet. Dezidiert wird auf den Bremer Markt hingewiesen: Es gäbe in Bremen nicht wie an anderen Handelsplätzen einen lebhaften Straßenhandel, der Handel finde vielmehr überwiegend auf dem Marktplatze statt, dessen Besichtigung daher nicht versäumt werden dürfte.⁴⁷ Auch Geißler zufolge sei die ganze Geschichte Bremens auf die gegenwärtige große Bedeutung des Handels hinausgelaufen:

»Im Innern hat Bremen in jenen Jahrhunderten an vielfachem Hader geblutet; nach außen hin aber eine Kraft, vor Allem in kaufmännischen Angelegenheiten entwickelt, die seines Namens Ruhm schon damals in weite Ferne trug.«⁴⁸

Eine Orientierung an der Gegenwart zeigen Reiseführer auch mit den enthaltenen praktischen Hinweisen für Reisende. Oftmals werden in den Führern neben Sehenswürdigkeiten die Namen und Anschriften von Personen aufgeführt, an die man sich im Bedarfsfalle zwecks Besichtigung oder weiterer Information zu wenden habe. Doch werden Personen namentlich nur in den ersten Reiseführern erwähnt, gegen Ende des Jahrhunderts sind die

45 Geißler, Bremen (wie Anm. 9), S. 1.

46 Ebd.

47 Vgl. ebd., S. 18.

48 Ebd., S. 3.

Beschreibungen zunehmend entpersonalisiert und professionalisiert. In Zeiten eines zunehmenden Massentourismus steht nicht mehr der persönliche Kontakt, vielmehr die Besichtigung von »Sachen«, bspw. Gebäuden, im Fokus der Reise.

Auch die Erwähnung von Verkehrsmitteln durchläuft einen Wandel: Während der Centralbahnhof zunächst als Sehenswürdigkeit gilt, ist er um die Jahrhundertwende selbstverständlich geworden und wird in den Führern nur noch bei praktischen Hinweisen erfasst. Dem Dampfschiff ergeht es ähnlich. Beides sind Beispiele für die Umbewertung, die Reiseführer vornehmen: »Sie setzen den ›alten‹, natürlich gewachsenen Räumen alternative Konzepte entgegen.⁴⁹ Mit alternativen Kon-

zepten definieren die Reiseführer, was besichtigungswürdig ist und was lediglich Mittel zum Zweck (bspw. Fortbewegungsmittel) ist. Damit sind sie ein Spiegel dafür, wie (technische) Neuerungen langsam selbstverständlich wurden. Dementsprechend enthielten die Reiseführer bald Hinweise zu Fahrtzeiten und Preisen für Eisenbahnfahrkarten.

Dergestalt praktische Hinweise für Reisende ließen die kleinen Büchlein zugleich leicht der Vergänglichkeit anheimfallen. Das Problem der Aktualität wurde durchaus rezipiert. So enthielt Richters Reiseführer aus dem Jahr 1914 im Umschlag eine Karte mit den »Eisenbahnen um Bremen«.⁵⁰ Doch durfte auf dem Titelblatt der Hinweis nicht fehlen: »Die Fahrpreise sind ständigen Abänderungen unterworfen, daher müssen diese und die Preise bei den Gasthäusern den augenblicklichen Verhältnissen

INHALT.

	Seite
I. Bremens Geschichte	1— 6
Bremen Bischofsitz. Erzbischof Adalbert. Bürgerthum. Hanse. Parteikämpfe. Reformation. Auswärtige Verbindungen. Die Stadt bedrängt durch die Schweden. Stader Vertrag und Reichsdeputationshauptschluss. Französische Ursurpation. Befreiung. Bürgermeister Smidt. Das neue deutsche Reich.	
II. Verfassung	7— 13
Staat und Gemeinde. Tafel und Buch. Neue Eintracht. Rath und Bürgerschluss. Das Jahr 1848. Verfassung von 1854. Senat. Bürgerschaft. Deputationswesen. Handels-, Gewerbe-, Landwirthschaftliche Kammer. Rechtspflege. Armenpflege. Finanzverwaltung. Vertretung im Reiche.	
III. Die Stadt Bremen	14— 36
Flächeninhalt des Gebiets. Bodenbildung. Weser. Klimatisches. Einwohnerzahl. Name der Stadt. Altstadt. Hauptplätze. Brücken. Wall. Mittelpunkt der Stadt. Bauart. Neustadt. Vorstädte. Dom. Die übrigen Kirchen. Rathhaus. Roland. Schütting. Neue Börse. Reichspostgebäude. Gewerbehause. Wasserwerk. Oeffentliche Badeanstalt. Alte Gebäude. Haus Seefahrt. Denkmäler.	
IV. Kirche und Schulen	37— 39
Evang. Kirche. Schulwesen. Stadtbibliothek.	
V. Kunst und Wissenschaft	40— 57
Museum. Städtische Sammlungen. Naturwissenschaftlicher Verein. Geographische Gesellschaft. Kaufmännischer Verein. Handelsmuseum. Künstlerverein. Kunsthalle. Ausstellungen des Kunstvereins. Musikalische Interessen. Stadttheater. — Vereine. Turnwesen. Heilanstalten.	

Abb. 7: Der (historisch-humanistischen) Bildung kam stets besondere Bedeutung im Schönenmannschen Reiseführer zu, wie hier am Inhaltsverzeichnis deutlich wird. Foto: SuUB

49 Müller, Baedeker (wie Anm. 4), S. 27.

50 Vgl. Richters Reiseführer. Bremen, Bremerhaven, Geestemünde, Lehe und Umgebung. Mit 4 Karten und 7 Grundrissen, Berlin 1914.

angepaßt werden.«⁵¹ Die nicht für einen ganz speziellen Anlass publizierten Reiseführer erlebten dementsprechend zahlreiche Neuauflagen.

Zwei Richtungen von Reiseführer zu Bremen entwickelten sich somit im 19. Jahrhundert: Den Führern, die nur einen kurzen Rundgang beschreiben und den Fokus auf die praktischen Dinge des Alltags legen (u. a. Woerl, Scheller), sind die ausführlichen, schöngeistig orientierten Beschreibungen (insb. Schünemann-Verlag) gegenübergestellt, die einen breiten historischen Anteil enthalten. Dies findet Anlehnung an die Unterscheidung zwischen (praktisch orientierter) Ausbildung und (humanistisch geprägter) Bildung, die im 19. Jahrhundert auch in Bremen mit der Unterteilung der höheren Schulen ihren Niederschlag fand.⁵² Gleichwohl ist die unterschwellige Diskussion um die »Bildungsreisen« Ausdruck eines Wandels des Reisens selbst: Der Reisende des 19. Jahrhunderts, der von Fremdenführern angesprochen wird, ist nicht mehr der aus dem vorigen Jahrhundert.

Reiseführer für Reisende

»Darum werde ein *Willkommen*
Allen, die's getrieben hat,
Daß sie ihren Weg genommen
Nach der alten Hansestadt!
Hier seid wohlig Ihr geborgen,
Weil der Gast ist stets geschätzt,
Und der Bremer wird schon sorgen,
Daß Euch hoch die Stadt ergötzt!«⁵³

Mit diesen Worten beendet Heinrich Helmers seinen humoristischen Reiseführer im Jahr 1895; als Willkommensgruß an alle Fremden, die nach Bremen reisen. Dass »die Stadt« sich speziell um Fremde bemühte, entwickelte sich jedoch erst im Verlaufe des Jahrhunderts. Im ersten bremischen Reiseführer sah man eher die Notwendigkeit, einem schlechten Ruf Bremens bei Reisenden entgegenzuwirken:

»So verrufen früher Bremen wegen seiner Straßen, seines Pflasters, der Wege in seiner Nähe und seiner Umgebung war, daß man es sogar paludes Bremenses, deserta [die Bremischen Sümpfe, die Öde], oder andere Reisebeschreiber es eine unflätige, garstige Stadt nannten, so

51 Ebd., Titelblatt.

52 Im Jahr 1817 erfolgte in Bremen die Neuordnung der höheren Schulen, die eine Gelehrtschule (das Gymnasium), eine Handelsschule und eine Vorschule (die beiden Einrichtungen diente; dies war die »Hauptschule«), vorsah. Vgl. Robert Hippe, Geschichte der Hauptschule zu Bremen 1858–1905, Bremen 1953; Hermann Entholt, Die Bremische Hauptschule, in: Brem. Jb. 23, 1911, S. 1–130, sowie Thomas Elsmann, Neuhumanismus im höheren bremischen Bildungswesen (1800–1850), in: Rudloff, Martina (Hg.), Klassizismus in Bremen. Formen bürgerlicher Kultur, Bremen 1994 (Jahrbuch der Wittheit, Bd. 33), S. 223–228.

53 Helmers, Humoristisch-poetische Wanderung (wie Anm. 1), S. 5.

braucht sich jetzt der Fremde durch diesen Ruf nicht bange machen zu lassen.«⁵⁴

Auf diesen Fremden und seine ganz spezifischen Bedürfnisse richteten sich die Fremdenführer zur Hansestadt im 19. Jahrhundert immer mehr aus. Reiseführer, so hebt bereits Rolf Engelsing hervor, stellen einen besonderen Zweig der Literatur dar und gehorchen eigenen Gesetzen. Sie machten Entwicklungen durch, die auf den geschilderten Gegenstand abfärbten.⁵⁵ Die ursprüngliche Form von Reiseführern auch zu Bremen bildet der »nüchterne chronikalisch-statistische Bericht, der Tatsache an Tatsache reiht, ohne daran ein Urteil – sei es nun sachliche Kritik oder eine selbständige aphoristische Bemerkung – anzuhängen. Im Anfang des 18. Jahrhunderts kommt daneben die ausgesprochen gelehrsame Ortsbeschreibung auf. Sie wird [...] als Brief, als Tagebuch oder im Rahmen einer anspruchslos erzählten Reisegeschichte geboten.«⁵⁶ Erst die Aufklärung »bricht mit der Gepflogenheit, eine Stadt dadurch darzustellen, daß man ihre Einzelheiten durchgeht, wie wenn man einen Rosenkranz abbetet. An die gelehrte Neigung zur Kritik anknüpfend, hebt sie den persönlichen Eindruck hervor.«⁵⁷ Aus der neueren Tourismusforschung wissen wir, dass Reiseführer im heutigen Sinne erst im 19. Jahrhundert gemeinsam mit einem dezidiert »touristischen« Publikum entstehen. Sie sprechen einen neuen Typus des Reisenden an.

Nur in wenigen Fällen kennen wir die Leser, die mit einem Reiseführer über Bremen angesprochen wurden: Im Kontext der 22. »Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte« (1844) wurde ebenso ein Reiseführer erstellt wie im Kontext der 5. »General-Versammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine« (1882). Beide Reiseführer zielten auf ein vorab definiertes Publikum ab, das zu einem feststehenden Zeitpunkt mit einer begrenzten zur Verfügung stehenden Zeit die Stadt besuchte. Im Fall der 22. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Bremen sind aus der Begleitpublikation die Teilnehmer namentlich bekannt: Es handelte sich um männliche Bürger (Naturwissenschaftler und Ärzte) aus ganz Deutschland oder sogar europaweit, teils in Begleitung ihrer Ehefrauen.

Das Hauptinteresse der Leser dieser beiden Büchlein war nicht die gelehrte Bildung, sondern der Besuch ihrer Veranstaltung. Sie verbrachten nur wenige Tage in Bremen. Damit entsprachen sie einem im 19. Jahrhundert aufkommenden Typus des Reisenden. Nun gerieten ausgedehnte Gelehrtenreisen mit dem Ziel der humanistischen Bildung mehr und mehr aus der Mode, wer nun reiste, wollte in kurzer Zeit »das Wesentliche« gesehen und erlebt haben und hierüber berichten: »Das aufstrebende Bürgertum des 19. Jahrhunderts reist nicht, um sich standesgemäß zu bilden, sondern um sich in vergleichsweise kurzer Zeit *ein Bild von einer Region oder Landschaft zu*

54 Wegweiser durch Bremen (wie Anm. 2), S. 28.

55 Vgl. Rolf Engelsing, Ein Reisebericht von 1842. Bremen im Urteil eines Anhängers des ›Jungen Deutschland‹, in: Brem. Jb. 48, 1962, S. 375–401, hier S. 377.

56 Ebd., S. 377f.

57 Ebd., S. 378.

*machen.*⁵⁸ Die später als solche bezeichneten Touristen verfügten über verhältnismäßig geringe zeitliche und finanzielle Ressourcen.

Reiseführer, allen voran der Baedeker, waren damit ein Massenprodukt, das vorwiegend auf die bürgerlichen, männlichen Reisenden mit begrenzten zeitlichen und finanziellen Ressourcen abzielte und ihren Erwartungen genauestens entsprach.⁵⁹ So kam man im ersten, bei Schünemann erschienenen, Büchlein dem neuen Reisenden entgegen, indem sämtliche Inschriften statt auf Latein in deutscher Übersetzung aufgearbeitet wiedergegeben wurden.

Auch jetzt noch war Reisen ein Privileg der Begüterten. Die große Masse der Bevölkerung konnte sich jedoch, wenn überhaupt, nur einen Sonntagsausflug oder eine Sommerfrische leisten. Es ist das Spezifikum dieser begüterten Schicht, den Aufenthalt in der Stadt als »Zeitvertreib« wahrnehmen zu können:

»Hier soll nur ein Wegweiser für Fremde gegeben werden, diese mit den Merkwürdigkeiten Bremens bekannt zu machen, und ihnen Andeutungen zum passenden Zeitvertreib in der fremden Stadt zu geben. – Da die erwähnten Schriften über Bremen selbst für die Mehrzahl der Einheimischen zu weitläufig sind, so mag es auch diesen lieb sein, einige Notizen über manchen altbekannten oder noch nicht beachteten Punct ihrer Vaterstadt und der Geschichte derselben zu erhalten.«⁶⁰

Schließlich wird der Bremer selbst zum Touristen in seiner eigenen Stadt. So nahm Steudel in seinem »Bremer Wanderbuch«, 1904 zum ersten Mal erschienen, das dann aber gleich 1905 eine zweite Auflage erlebte⁶¹, das Bremer Umland in den Blick der Betrachtungen – ganz im Stile der alten Sommerfrische. Er richtete sich nicht an Fremde, sondern an Einheimische, die eigene Stadt zu entdecken:

»Mit der Herausgabe des Bremer Wanderbuches hoffe ich, einem längst empfundenen Bedürfnis aller Naturfreunde in und um Bremen nahezukommen und eine empfindliche Lücke in der heimatlichen Topographie auszufüllen.«⁶²

Die Entwicklung des neuen Typus des Reisenden, dieser Frühform des Touristen, wird ebenso durch den Wandel der Verkehrsmittel unterstützt, wie sie umgekehrt ihn begünstigt: »Gereist wird zu Fuß und mit der Pferdekutsche – vor allem aber mit den neuen Verkehrsmitteln des 19. Jahrhunderts, dem Dampfschiff und der Eisenbahn. Später werden Fahrräder und Automobile, ja sogar Luftschiffe und Flugzeuge bestiegen.«⁶³ Das Reisen mit der Eisenbahn

58 Müller, Baedeker (wie Anm. 4), S. 16.

59 Insofern, als das Reisehandbuch mit den Traditionen der älteren Reisehilfen bricht, ist es laut Susanne Müller am Beginn des 19. Jahrhunderts ohne Vorgänger, vgl. Müller, Baedeker (wie Anm. 4), S. 16.

60 Wegweiser durch Bremen (wie Anm. 2), S. IV. Hervorhebung M. H.

61 Vgl. Steudel, Bremer Wanderbuch (wie Anm. 32).

62 Ebd., S. III.

63 Vgl. Müller, Baedeker (wie Anm. 4), S. 12.

verändert die Erfahrung des Reisens selbst, wie schon Wolfgang Schivelbusch herausgearbeitet hat.⁶⁴ Nun verliert der Weg vom Ausgangspunkt zum Ziel an Bedeutung: Die Eisenbahn trennt ihre Reisenden durch die Glasscheiben, nicht zuletzt aber durch die zunächst als ungeheuerlich wahrgenommene Geschwindigkeit von der Umgebung ab. Diese wird aus der Ferne betrachtet, Szenerien, die ohne Zusammenhang sind, werden zusammengesetzt. Die Mitreisenden, die nicht mehr gemeinsam ein- und aussteigen und eine lange Zeit miteinander verbringen, werden zu bloßen Zufallsbekanntschaften, nicht mehr zu Gefährten auf einer auch von Gefahren geprägten Reise. In dem Maße, in dem die Bedeutung des »unterwegs seins« abnimmt, steigt die Bedeutung des Zielortes: Reisen ist immer zielgebunden. Der Zielort wird enorm aufgewertet. Die Bedeutung von Reiseführern steigt unter diesen Umständen weiter an, ist doch nicht mehr der Weg, sondern der Ankunftsort selbst das Ziel.

Die Eisenbahn bot zudem die Möglichkeit zu einem raschen Besuch einer Stadt, ohne sich lange aufhalten zu müssen. Denn die Fahrt zu einem Ort wurde binnen kurzer Zeit so bequem, dass sie lediglich als Fortbewegung von einem Ort zum anderen wahrgenommen werden konnte, nicht mehr als etwas, von dem man sich erholen musste. Die Eisenbahn veränderte nicht zuletzt die Dauer eines Besuchs in einer fremden Stadt. Dem Typus des neuen Reisenden kam diese Entwicklung gelegen.

Diese Entwicklung konnte nicht ohne Einfluss auf die individuelle Wahrnehmung einer Stadt bleiben: Die Eisenbahn veränderte Erlebnis- und Beobachtungsmodalitäten grundlegend. Die Veränderungen, die die Eisenbahn nicht nur für das Reisen, sondern für das ganze Spektrum zwischenmenschlicher Beziehungen mit sich brachte, wurden auch von den Zeitgenossen wahrgenommen. So schrieb Friedrich Wilhelm Christian von Dachenhausen am 1. Dezember 1849 an seinen langjährigen Freund Georg Heinrich Olbers, Senator in Bremen: »Allermeistens wird uns die Eisenbahn um ein bedeutendes einander näher bringen und uns Gelegenheit geben einen persönlichen Besuch anzuknüpfen, der den Briefwechsel entbehrlich macht. – Ich freue mich in der That nicht wenig darauf, dann statt der Rede nach meiner Zeit greifen zu können, um in wenig Stunden in Deinen Armen zu seyn und mir selbst die Antwort auf meine Frage nach Deinem Befinden zu holen und damit befriedigt, am selbigen Tage wieder heim zu kehren.«⁶⁵ Aufgrund der bevorstehenden Eisenbahnverbindung zwischen Hannover und Bremen wird hier gar die Entbehrlichkeit eines Briefwechsels antizipiert, dieses wesentlichen Kommunikationsmittels des 19. Jahrhunderts. Die Reiseführer sind Ausdruck dieser immens im Wandel begriffenen Welt.

64 Vgl. Wolfgang Schivelbusch, *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2004 (3. Aufl.).

65 Christian Friedrich Wilhelm von Dachenhausen an Georg Heinrich Olbers, Hannover, 1. 12. 1849, Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, Nachlass Georg Heinrich Olbers, Of II d 79.

Resümee

Die Geschichte der bremischen Reiseführer im langen 19. Jahrhundert ist von Kontinuitäten und Diskontinuitäten gezeichnet. Reiseführer entstanden in der Freien Hansestadt Bremen (im Vergleich zu anderen Städten) tendenziell unsystematisch und eher spät, bei unterschiedlichen Verlagen mit verschiedenen Autoren. In der Frühzeit der bremischen Reiseführer scheinen diese manches Mal ein Nebenprodukt gewesen sein. Sie entstanden zunächst zu definierten Anlässen und erlebten nur eine Auflage. Ein offizielles Bild der Stadt sollte nicht vermittelt werden. Doch die zunächst anlassbezogenen Reiseführer zur Freien Hansestadt Bremen wurden im Verlaufe des 19. Jahrhunderts immer universeller, sie verstanden sich schließlich nicht (mehr) als reine Fremdenführer, sondern richteten sich auch an bremisches Publikum. Während das handliche Oktavformat beibehalten wurde (ermöglichte es doch sehr gut den Transport der Bände und ihre Nutzung unterwegs), veränderte sich der Umfang. Die ersten Bändchen waren sehr knapp gehalten, später nahm der Umfang immer mehr zu.

Dennoch kristallisierte sich schon früh ein Kanon der »bremischen Sehenswürdigkeiten« heraus, der insbesondere die Altstadt in den Blick nahm. Neustadt und Vorstädte wurden, wenn überhaupt, nur peripher gewürdigt und teilweise sogar abwertend beschrieben. Im Verlaufe der Zeit rückten der Bürgerpark, der Freihafen und der Bahnhof zunehmend in den Blick des Interesses. Zwei Richtungen von Reiseführern entstanden: Eine mehr schöngeistige, der humanistischen Bildung verpflichtete (insb. Schönemann-Verlag) und eine eher an praktischen Bedürfnissen des »Touristen« orientierte (insb. Scheller, Woerl).

Einheitlich waren jedoch, wenn sie denn zum Vorschein kamen, die Gründe für den Besuch der Altstadt und für die Wahl der Rundgänge: Diese wurden mit der Tradition, der Bedeutung des Alten und des Handels angegeben. Passend ist die Einschränkung der »Sehenswürdigkeiten« auf die Altstadt, in der nur knapp die Hälfte der Bevölkerung (jedoch die am meisten Begüterten) lebte. Die bremischen Reiseführer erweisen sich damit als Selbstdarstellungen und Berichte des Bürgertums par excellence: Als Selbstdarstellung eines (Bildungs-)Bürgertums, das, indem es seine eigenen Bauten mit seinen eigenen Werten beschreibt, sich dieser Werte kontinuierlich rückversichert; stets mit dem Anspruch, frei von Wertungen und objektiv über die Stadt zu berichten.

Arthur Heidenhain, der erste Bibliothekar der »Lesehalle in Bremen« von 1901–1933. Eine Würdigung

Von Erwin Miedtke

Der vorliegende Beitrag beleuchtet das facettenreiche Leben des Gründungsdirektors der Lesehalle in Bremen Arthur Heidenhain. In der Betrachtung sowohl der Person als auch des Historikers und vor allem auch des Bibliothekars werden dem bisher publizierten Bild durch Hinzuziehung wei-



Abb. 1: Direktor Arthur Heidenhain.
Stadtbibliothek Bremen

Spitze der Lesehalle in Bremen. Darüber hinaus war er einer der Pioniere der deutschen Bücherhallenbewegung. Bevor er nach Bremen kam, war er in Rom als Historiker mit einer längeren Forschungstätigkeit betraut. Seine ersten bibliothekarischen Erfahrungen erwarb er sich danach in der Lesehalle Jena. Ab 1901 war er der erste Bibliothekar der Lesehalle in Bremen, die unter seiner fachlichen Leitung über viele Jahre die modernste und vorbildlichste Volksbibliothek in Deutschland war.

Zu Heidenhains Leistungen liegen widersprüchliche Aussagen und Einschätzungen vor. So sieht ihn Werner Mevissen, der erste Direktor der Stadtbibliothek Bremen nach 1945, als »stillen, konservativen Mann von fester

terer Materialien neue Aspekte und Maßstäbe aus lokaler wie nationaler Perspektive hinzugefügt. Sie zeigen Arthur Heidenhain in bibliotheksfachlichen Angelegenheiten als umtriebigen Netzwerker sowie als fortschrittlich denkenden und handelnden Mann. Die wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen der 1920er und 30er Jahre betrafen Heidenhain sowohl beruflich und – als Enkel eines Großvaters jüdischer Herkunft – auch persönlich. Die erstmaligen Einblicke in seine Familie und in seinen Freundeskreis, die bereits auf frühe Verbindungen zu Bremer Persönlichkeiten hinweisen, helfen dabei, auch dem Menschen Arthur Heidenhain und seinen Wesenszügen näherzukommen.

Wer war Arthur Heidenhain? Der promovierte Historiker stand über drei Jahrzehnte als Bibliothekar an der

Haltung und hohem pädagogischen Verantwortungsgefühl«.¹ Die zusammenfassende Aussage »Vielleicht hatte er den Fehler gemacht, statt Gelehrter zu bleiben, eine Pionieraufgabe zu übernehmen, die größere Vitalität erforderte«², deutet fast auf ein Scheitern Heidenhains in Bremen hin, wobei Mevissen gleichzeitig Heidenhains Erfolg im Aufbau der »modernsten Anstalt ihrer Art in Deutschland«³ konstatiert und Heidenhains nationale Rolle in der deutschen Bücherhallenbewegung sowie seine vorzügliche fachliche Arbeit würdigt, die jedoch durch den Verlust der finanziellen Basis des Lesehallenvereins durch die Inflation »zu einem Kümmerdasein verurteilt«⁴ war.

Eine ausführliche Darstellung der Bedeutung Heidenhains stammt von dem ehemaligen Essener Bibliotheksleiter, Hans Joachim Kuhlmann, der um 1956 als Praktikant in den damaligen Volksbüchereien der Freien Hansestadt Bremen das dortige Archiv ordnete und sichtete. Er beschäftigte sich auch mit der umfangreichen Korrespondenz Heidenhains mit den Büchereileitern anderer deutscher Städte und arbeitete in seiner Darstellung Heidenhains »befruchtende und vermittelnde Tätigkeit« für die deutsche Bücherhallenbewegung heraus und dass er »eine entscheidende Phase in der Geschichte der deutschen Volksbüchereien beeinflusst hat.«⁵ Angesichts der NS-Rassenideologie und der entsprechenden Verordnungen und Gesetze irritiert zunächst Kuhlmanns Hinweis auf Heidenhains Ausscheiden aus dem Dienst 1933 mit der Formulierung »... zur gleichen Zeit nahm Heidenhain Abschied von seiner Lebensarbeit, um seine nervenaufreibende Tätigkeit mit dem verdienten Ruhestand zu vertauschen«.⁶

1. Der Sohn und Bruder

Nach seinem Tod wurde das Bild Heidenhains in den 1950er Jahren wesentlich durch seine Schwester Hildegard geprägt. Sie stammte aus der zweiten Ehe des Vaters und war 23 Jahre jünger als ihr Bruder. In den Jahren 1917–21 lebte sie in Bremen als Lehrerin.⁷ In dem »Erinnerungsbuch für die als Juden verfolgten Einwohner Bremens«⁸ wird sie als Fürsorgerin mit der Adresse

1 Werner Mevissen, Arthur Heidenhain, in: Wilhelm Lührs (Bearb.): *Bremische Biographie 1912–1962*, Bremen 1969, S. 216 f.

2 Ebd.

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Hans Joachim Kuhlmann, *Anfänge des Richtungsstreites. Arthur Heidenhain als Vermittler in den Auseinandersetzungen der Jahre 1909 bis 1914*, in: Beiheft zur Zeitschrift »Bücherei und Bildung«, Reutlingen 1961, S. 7.

6 Ebd., S. 24 f.

7 Lt. Bremer Adressbuch 1917 in der Wiesenstraße 17 gemeldet und von 1919 bis 1921 unter der Adresse ihres Halbbruders in der Ansgaritorstraße 4.

8 Günther Rohdenburg, Karl Ludwig Sommer (Bearb.), *Erinnerungsbuch für die als Juden verfolgten Einwohner Bremens, die während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wegen ihrer Zugehörigkeit zur jüdischen Glaubensgemeinschaft oder nach Kriterien der nationalsozialistischen Rassegesetzgebung als Juden verfolgt wurden*, Bremen [2006], S. 105.

Parkallee 31 aufgeführt, so dass sie abermals im Zeitraum 1933–45 in Bremen gelebt haben muss. Ab 1952 stand sie im brieflichen Austausch mit Werner Mevissen und später noch einmal auf dessen Bitte hin für den o. a. Beitrag.⁹ Mit ihren Informationen und den naturgemäß subjektiven Erinnerungen hat sie wesentlich Mevissens Bild von ihrem Halbbruder geprägt, wenn auch mit dem Hinweis, sie habe wegen des hohen Altersunterschieds zu ihrem Bruder erst in sehr viel späteren Jahren Anteil an dessen beruflicher Laufbahn genommen. Mevissens Artikel diene wiederum als Grundlage für spätere Angaben anderer Autoren über Heidenhain.¹⁰ Das Standardwerk »Das Große Bremen-Lexikon« weiß daher nur zu berichten: »Er war eher ein Mann der Studierstube als der Volksbildung«¹¹ und verzeichnet Heidenhain zudem noch falsch unter Heidenheim. Seine vielfältigen Leistungen bleiben unerwähnt.

Mevissens Beitrag vermerkt einleitend »Aus von Polen eingewanderter jüdischer Familie...«¹² Das entsprach dem Ansatz des damaligen Herausgebers, explizit die jüdische Herkunft Heidenhains zu erwähnen. Der Direktor des Staatsarchivs schreibt dazu unter der Adresse der Historischen Gesellschaft Bremen am 6. 7. 1961 »als ein Hinweis auf den Anteil des Judentums am geistigen Leben des deutschen Volkes (...), den man nicht ohne Not unterdrücken sollte, gerade in der heutigen Zeit.«¹³ Heidenhains jüdische Herkunft bezieht sich auf den Großvater väterlicherseits, dessen Vorfahren in Polen gelebt haben sollen.

Zu den Lebensdaten: Arthur Heidenhain wurde am 14. Februar 1862 in Breslau als 2. Sohn des Physiologen und Hochschullehrers Rudolf Peter Heinrich Heidenhain und dessen Frau Fanny geboren. Sein Vater, 1834 in Marienwerder geboren, entstammte einer preußischen Arztfamilie und war seinerseits ältester Sohn des in Fachkreisen bekannten Arztes und Kreisphysikus' Heinrich Jacob Heidenhain (1808–1868)¹⁴, der aus Königsberg in Preußen kam und im ehemaligen, ebenfalls zum Deutschen Reich zählenden Marienwerder in Westpreußen lebte. 1832 war er vom jüdischen zum evangelischen Glauben konvertiert. In erster Ehe war Rudolf Heidenhain mit Fanny Volkmann (1841–1867) verheiratet. Dieser kurzen Ehe entstammen sechs Söhne, darunter der Chirurg Lothar Heidenhain (1860–1940) und der Anatom Martin Heidenhain (1864–1949). Fanny war die Tochter des Anatomen und Physiologen Alfred Wilhelm Volkmann, bei dem Rudolf Heidenhain in Halle Vorlesungen hörte. Einer ihrer Brüder, der Chirurgie-Professor Richard von Volkmann, von König Wilhelm I. 1885 nobilitiert, veröffentlichte unter dem

9 Mevissen, Heidenhain (wie Anm. 1).

10 Vgl. Jüdische Lebenswege in Jena, hrsg. vom StA Jena in Zusammenarbeit mit dem Jenaer Arbeitskreis Judentum, Jena 2015, S. 289.

11 Herbert Schwarzwälder, Das Große Bremen-Lexikon, Bd. 1, Bremen 2003, S. 368 f.

12 Ebd.

13 Brief von Dr. Karl H. Schwebel an Werner Mevissen, StAB 4,112 Nr. 71.

14 Hubertus Averbeck, Von der Kaltwasserkur bis zur physikalischen Therapie. Betrachtungen zu Personen und zur Zeit der wichtigsten Entwicklungen im 19. Jahrhundert, Bremen 2012, S. 241.

Pseudonym Richard Leander auch literarische Arbeiten. Mit seinem Buch »Träumereien an französischen Kaminen« wurde er breiten Kreisen bekannt.

Der frühe Tod der künstlerisch talentierten Mutter im Jahre 1867 überschattete die Kindheit der Söhne. Arthur Heidenhain war künstlerisch vielseitig interessiert, literarisch versiert und besaß neben altsprachlichen auch sehr gute Kenntnisse der französischen Sprache. Nachweislich übertrug er Volkslieder nach Texten von Catulle Mendès aus dem Französischen ins Deutsche¹⁵, der als Repräsentant des Ästhetizismus des *fin de siècle* gilt und von Verlaine sehr geschätzt wurde. Später von Bremen aus hatte Heidenhain auch Kontakte nach Worpswede, und Heinrich Vogeler soll zu ihm gesagt haben: »Sie sind ja doch ein halber Dichter«.¹⁶

Nach Hildegard Heidenhains schriftlichen Informationen lässt sich ein Bild ihres Bruders entwerfen als ein Mann, der mit dem mehrfachen Wechsel der Studienorte und dem Aufenthalt in Rom darin erfahren war, sich auf neue Situationen und Personen einzustellen. Jemand, der sowohl in Arbeitszusammenhängen als auch in heiterer Freundesrunde im Umgang mit verschiedenen Menschen geschult war und besondere Freude daran hatte. Aber auch jemand, der seine eigene Gefühlswelt, zumindest vor der Familie, relativ verschlossen hielt. Auch die seit 1888 in Bremen lebende Mathilde Becker (1852–1926), Mutter der Malerin Paula Becker-Modersohn, habe »den Wunsch geäußert, einen Schlüssel zu seinem gar so schweigsam verschlossenen Herzen zu haben.«¹⁷ Der Bruder sei der zehn Jahre älteren Mathilde Becker innig verbunden gewesen.¹⁸ Es ist nicht ausgeschlossen, dass Mathilde Becker, die »... sich für die ganze Palette der schönen Künste (interessierte)«¹⁹ und vor allem für Literatur und Theater, Heidenhain bereits vor seiner Bremer Zeit während einer ihrer Rom-Reisen kennengelernt hat. Später verkehrte er dann in Bremen freundschaftlich in ihrem Haus, das sie zu »einem Ort regen kulturellen Austausches und zu einem Zentrum für einen großen Freundeskreis«²⁰ machte. Dort dürfte Heidenhain mit vielen verschiedenen, kulturell aufgeschlossenen Menschen aus Bremen sowie auswärtigen Gästen in Kontakt gekommen sein.

15 Catulle Mendès, Zwölf franz. Volkslieder aus: Les plus jolies chansons du pays de France (dt.), chansons tendres, choisies, par Catulle Mendès, Paris 1899. Mit den Notensätzen der Druckausgabe und mit deutschen Nachbildungen als Manuscript für seine Freunde vervielfältigt vom Uebersetzer Arthur Heidenhain. (SuUB Bremen, Sign. 01.k.5336).

16 Brief von Hildegard Heidenhain an Werner Mevissen vom 8. 9. 1961, StAB 4,112 Nr. 71.

17 Brief von Hildegard Heidenhain an Werner Mevissen v. 2. 7. 1962, ebd.

18 Ebd.

19 Barbara Beuys, Paula Modersohn-Becker. Oder: Wenn die Kunst das Leben ist, Frankfurt/M. 2007, S. 17.

20 Janina Kringe, Ästhetische Erfahrung im Teufelsmoor? Künstlerische Lebensformen um 1900. Der Worpsweder Kreis, Siegen 2012, S. 142.

2. Der Historiker in Breslau, Straßburg, Göttingen, Marburg und Rom

Heidenhains Weg zum Bibliothekar führte ihn über Umwege, die ihn in seinen humanitären und idealistischen Prinzipien festigten. Bereits mit 17 Jahren ging er in Breslau an die Universität und studierte zunächst Naturwissenschaften und Geschichte. Im 2. Semester verlegte er sich gänzlich auf das Studium der Geschichte, das er in Straßburg, Göttingen, Marburg und dann wieder in Breslau fortsetzte. Dort promovierte er über die Unionspolitik des Landgrafen Philipp von Hessen.²¹ Landgraf Philipp, der Großmütige, gilt als der politische Führer der Reformation im Deutschen Reich. Als Gegenspieler Kaiser Karls V. engagierte er sich europaweit für die protestantische Sache als einer der bedeutendsten und entschiedensten Verbündeten Martin Luthers. Er machte Hessen zu einem Zentrum der Reformation, die nahezu alle Bereiche des öffentlichen Lebens verändern sollte und bis heute nachwirkt. Heidenhain arbeitete am Thema weiter und veröffentlichte 1890 den Band »Die Unionspolitik Landgraf Philipps von Hessen der Jahre 1557–1562.«²² Er ist von der vorurteilslosen Humanität Philipps beeindruckt und würdigt die politisch liberale Seite des Landgrafen: »Von vornherein abweisen möchte ich die Auffassung, als sei die Forderung der Duldsamkeit bei dem Landgrafen nur ein Princip politischer Zweckmässigkeit gewesen: durch sein ganzes Leben, auch wo sie ihm politisch nicht dienlich sein, ja, sogar den Ruf seiner Rechtgläubigkeit gefährden konnte, hat der Landgraf eine vorurteillose Humanität bewiesen, die dem Zeitalter weit vorseilt: man denke an seine Milde gegenüber den Bauern, den Wiedertäufern, den Juden, dem überall verfolgten Schwenkfeld und seinen Genossen; an den Grundsatz, den er testamentarisch seinen Söhnen hinterliess: Niemanden um des Glaubens willen am Leben strafen.«²³ Im Kontrast zu dieser aufgeklärten Gesinnung musste Heidenhain 40 Jahre später selbst erfahren, dass in Deutschland Bürger und Bürgerinnen u. a. wegen ihres jüdischen Glaubens oder der jüdischen Herkunft ihrer Vorfahren Diskriminierungen, Drangsalierungen, der Verfolgung und der Vernichtung ausgesetzt waren.

Heidenhain, der sich auf eine akademische Laufbahn als Historiker vorbereitete, war ab 1890 über sechs Jahre mit einem Forschungsauftrag als Stipendiat am Preußischen Historischen Institut in Rom beschäftigt. Hier traf er auf zwei Bremer: den Leiter des Instituts und späteren Nobelpreisträger Ludwig Quidde (1858–1941) sowie den Historiker Karl Schellhaß (1862–1942), der wie Quidde in der Bremer Georgstraße aufgewachsen war.²⁴ Es ist nicht unwahrscheinlich, dass einer von beiden Heidenhains späteren Weg nach Bremen ebnete. Heidenhains Projektarbeit stand unter keinem guten Stern. Laut Mevissens Darstellung führte sie »... wegen der Unergiebigkeit des

21 Arthur Heidenhain, Die Unionspolitik Landgraf Philipp des Grossmüthigen von Hessen und die Unterstützung der Hugenotten im ersten Religionskriege, Breslau 1886.

22 Arthur Heidenhain, Die Unionspolitik Landgraf Philipps von Hessen der Jahre 1557–1562, Halle / S. 1890.

23 Ebd., S. 80.

24 Karl Holl, Ludwig Quidde (1858–1941), Düsseldorf 2007, S. 70.

Materials und wohl auch infolge übergewissenhafter Akribie zu keinem greifbaren Ergebnis.«²⁵ Heidenhain war mit der wissenschaftlichen Bearbeitung der kaiserlichen Nuntiaturkorrespondenzen in Prag und Wien aus dem letzten Jahrzehnt des 16. und dem ersten des 17. Jahrhunderts beauftragt. Das von ihm zusammengetragene Material war mit weit über 1000 Bänden an Akten so immens²⁶, dass eine Bearbeitung in der bisherigen Weise undurchführbar erschien. Statt in der Fülle unterzugehen, suchte Heidenhain zunächst nach einer gänzlich neuen und effizienteren Methode der wissenschaftlichen Bearbeitung, die einen Verzicht auf wörtlichen Textabdruck ermöglichen sollte.²⁷ Dem widersetzte sich Walter Friedensburg, der Nachfolger Quiddes, energisch. Dieser methodologische Gegensatz führte dazu, dass Heidenhain das Institut verließ und auch Rom, wo er sich eine schwere Augenerkrankung zugezogen hatte, die viele Jahre später in Bremen zur Erblindung auf einem Auge führen sollte.

Neben seiner Arbeit war Heidenhain wie schon als Student stets auch an Literatur und Kultur interessiert. Er verkehrte in Rom im Kreis des Deutschen Künstlervereins, in dessen Mittelpunkt standen damals u. a. der Schriftsteller Richard Dehmel sowie die beiden Bildhauer Artur Volkmann, Heidenhains Cousin, und Louis Tuillon.²⁸ Letzterer entwarf später im Auftrag des Bremer Kaufmanns Franz Schütte für Bremen die beiden Bronze-Freiplastiken »Der Rosselenker« und das Denkmal für Kaiser Friedrich III.

Finanziell unabhängig war Heidenhain nach Berlin gegangen, um sich privaten Studien zu widmen. Dort erreichte ihn 1897 ein Angebot aus Jena von Dr. Siegfried Czapski²⁹ (1861–1907), mit dem Heidenhain seit der ersten Breslauer Studentenzeit aus dem Akademisch-literarischen Verein eng befreundet war, bis zu Czapskis Tod in stetem Briefwechsel stand und Patenonkel seines Sohnes wurde. Czapski war zu der Zeit der engste Mitarbeiter Ernst Abbes und bot Heidenhain die Aufgabe an, für die am 1. 11. 1896 gegründete und sich im rasanten Aufschwung befindliche Lesehalle Jena die Leitung der »litterarischen als der äusseren Verhältnisse« zu übernehmen.³⁰

25 Mevissen, Heidenhain (wie Anm. 1).

26 Nuntiaturberichte aus Deutschland. nebst ergänzenden Actenstücken, Bd. 4, Ausgabe 1–2, hrsg. vom Deutschen Historischen Institut in Rom, Gotha 1911, S. V, und Walter Friedensburg, Das Königlich Preussische Historische Institut in Rom in den dreizehn ersten Jahren seines Bestehens 1888–1901, Abhandlung I., in: Abhandlungen der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften, darin: Philologische und historische Abhandlungen, Berlin 1903, S. 70, 71, 88 ff., 135 f.

27 Vgl. Felicitas Rottstock, Studien zu den Nuntiaturberichten aus dem Reich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Nuntien und Legaten in ihrem Verhältnis zu Kurie, Kaiser und Reichsfürsten, München 1980, S. 29 f.

28 Vgl. Fluchtpunkt Italien. Festschrift für Peter Ackermann, hrsg. von Johannes Volker Schmidt u. a., Hildesheim 2015, S. 275.

29 Vgl. Jüdische Lebenswege (wie Anm. 10), S. 192 ff.

30 Vgl. Briefe von Siegfried Czapski an Heidenhain vom 21. 4. und 25. 4. 1897, in: Andreas Flitner u. a. (Hrsg.), Optik – Technik – Soziale Kultur. Siegfried Czapski, Weggefährte und Nachfolger Ernst Abbes. Briefe, Schriften, Dokumente, Rudolstadt 2000, S. 256–261.

3. Bibliothekar in Jena

In Jena betrat Heidenhain berufliches Neuland. Die Lesehalle war dort bereits integraler Teil eines Volksbildungskonzepts und hatte bis 22 Uhr sowie am Wochenende geöffnet, damit die Arbeiter der Jenaer Betriebe das Angebot nutzen konnten. Sie wurde vor allem durch die laufende finanzielle Unterstützung Ernst Abbes ermöglicht. Abbe war Leiter der optischen Werkstätten Carl Zeiss, Bevollmächtigter der von ihm gegründeten Carl-Zeiss-Stiftung und sehr um soziale Reformen bemüht.³¹ Heidenhain war ab 1. Oktober 1897 aus Kostengründen formal nur als Volontär bei der Universitätsbibliothek angestellt. Unter einem ambitionierten und in der Stadt einflussreichen Vorstand war er aber der verantwortliche Bibliothekar der Lesehalle und zudem mit einem herausragenden Projekt beschäftigt: der Erstellung des ersten Katalogs einer öffentlichen Bibliothek überhaupt.

Überraschend für sein Umfeld kündigte Heidenhain seinen Dienst zum 1. Juli 1899. Anstoß dürften inhaltlich unüberbrückbare Meinungsverschiedenheiten mit Abbe gewesen sein. Heidenhain sah seine Haltung zu einem strikt auswählenden und bewusst politisch neutralen Bestandsaufbau verletzt und ein von ihm angebotener Kompromiss wurde von Abbe nicht akzeptiert. Ein Anlass war die Schenkung eines Jugendbuches mit klassenkämpferischem Inhalt, das Abbe im Bestand sehen wollte. Heidenhain votierte dagegen, noch nicht erwachsenen Lesern Bücher mit politischem Inhalt auszuleihen. Er schlug aber vor, eine »politisch unanstößige Sonderbibliothek für die Jugend einzurichten.«³² Abbe bestand auf der Annahme des angebotenen Lesestoffs. Er hatte bereits zuvor einen Konflikt mit der politischen Vertretung der Stadtgemeinde Jena durchgestanden, welche die Auslage sozialdemokratischer Werke und Zeitungen moniert hatte.³³ Heidenhain war dagegen, denn »... die völlige politische und religiöse Neutralität des Unternehmens«³⁴ war auch später stets sein fachliches Anliegen, das mit den liberalen und schon sozialdemokratisch ausgelegten Idealen Abbes kontrastieren musste.

Anzumerken ist noch, dass Heidenhain nach seinem Ausscheiden den Katalog³⁵ auf der Basis eines Bestands von 10.000 Büchern vollendete und damit das erste systematisch angelegte Verzeichnis einer deutschen öffentlichen Bibliothek vorlegte. Abbe dankte ihm dafür anerkennend mit einem Schreiben und einem persönlichen Sondersalär von 500 RM.

31 Jüdische Lebenswege (wie Anm. 10), S. 61.

32 Flitner, Optik, (wie Anm. 30), S. 43.

33 Ursula Mraja, Chronik der Ernst-Abbe-Bücherei und Lesehalle zu Jena 1896–1996, Jena 1996, S. 31.

34 Arthur Heidenhain, Lesehalle Jena, Sonderabzug aus den Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen, Nr. 7/8, 1900.

35 Arthur Heidenhain, Erstes Bücher-Verzeichniss der Oeffentlichen Lesehalle zu Jena, Jena 1899.

4. Heidenhains bibliothekspolitische Grundsätze

Heidenhain war nicht nur am Bestandsaufbau und dem Katalog der Bibliothek interessiert, sondern auch an deren verlässlicher Finanzierung. Er postulierte die Bereitstellung und stete Aktualisierung eines differenzierten Bücherbestandes, da »viele Leser ... nur einer bestimmten Neigung nach(gehen) und (...) daher in beschränkter Frist die ihnen zusagende Litteratur erschöpft (haben)... Reichliche Neuanschaffungen (...) von Lektüre würden sicher viel Ziffern wieder heben.«³⁶ Die verlässliche Sicherung der Mittel für die Bibliothek über eine Vereinsfinanzierung hinaus war bis in die letzten Bremer Jahre hinein sein stetes Thema. »Die grossen Erfolge der Lesehalle Jena beweisen, obwohl sie ein Vereinsinstitut ist, nur was alle anderen Vereinsinstitute dieser Gattung gelehrt haben: dass die Initiative und der gute Wille von Privatpersonen allein nicht instande ist, die Mittel aufzubringen, welche der Zweck der Anstalten erfordert.«³⁷

Heidenhains bibliothekspolitisches Ziel war es, der inhaltlichen Aufgabengestaltung und den gesellschaftspolitischen Zielen sowie der Bedeutung öffentlicher Bibliotheken ein ganz selbständiges, vom wissenschaftlichen Bibliothekswesen unbedingt unabhängiges Profil zu geben und dieses deutlich abzugrenzen. »Der Erfolg einer öffentlichen unentgeltlichen Bibliothek hängt (dagegen) rein von ihrer Ergiebigkeit und Bequemlichkeit ab, und darum, praktische Einrichtung und Verwaltung vorausgesetzt, steigt die relative Benutzung eines Bücherschatzes, auf die Seelenzahl am Ort berechnet, mit der relativen Größe der Mittel und der Arbeit, die auf Bücherei und Betrieb verwandt werden.«³⁸ Die Ergebnisse des »eingehendere(n) Studium(s) des statistischen Materials, das die Ausleihe liefert...«,³⁹ nutzte Heidenhain auch in Bremen, um die Bedeutung, Leistungsfähigkeit und auch den Finanzbedarf der Lesehalle zu beweisen und das im Vergleich mit Daten anderer Städte – natürlich auch mit Jena, seiner Vorgängerbibliothek: »Jena stellt auf je zwei Seelen einen Band gut gewählter Lektüre zur Verfügung, Bremen einen auf etwa zehn Einwohner.«⁴⁰ Ein Jahr darauf formuliert der neue Bibliothekar in Bremen fachliche Voraussetzungen und Standards. Deutschlandweit vernetzt mit vielen Bibliotheksleitern, hatte er diese den völlig übereinstimmenden Lehren der Reformen und Neugründungen von populären Bibliotheken in Berlin, Bonn, Breslau, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Frankfurt am Main, Freiburg i. Breisgau, Glatz, Hamburg, Jena, Osnabrück, Schöneberg bei Berlin, Straßburg, Stuttgart, Wien⁴¹ entnommen:

36 Heidenhain, Lesehalle Jena, (wie Anm. 34).

37 Ebd.

38 Arthur Heidenhain, Öffentliche Bibliotheken für Jedermann, in: Sonderdruck der WZ vom 24.–26. 6. 1903, S. 3.

39 Arthur Heidenhain, Über die Befähigung zum Dienst an populären Bibliotheken, in: Volksbildungsarchiv, H. 3/4, 1911, S. 15, Fußnote 1.

40 Ebd., S. 6.

41 Heidenhain, Öffentliche Bibliotheken (wie Anm. 38), S. 4.

»Schafft man in einer Bibliothek die veralteten Bücher ab und frischt den Bestand durch brauchbare neue Literatur auf oder, ganz allgemein zu sprechen, verbessert man die Auswahl, so steigt die Benutzung.
 Bessert man das Äußere, die Sauberkeit und Eleganz der Bücher auf, so steigt die Benutzung.
 Erweitert man die Dienstzeit und stellt mehr Beamte an, so steigt die Benutzung.
 Schafft man Unbequemlichkeiten im Ausleihverfahren ab und beschleunigt die Bedienung der einzelnen, so steigt die Benutzung.
 Vermehrt man den Bestand der Bibliothek, so steigt die Benutzung...
 Nie hört der Zudrang des Publikums auf zu steigen, so lange nicht die Bücherbretter erschöpft oder die Beamten der Anstalt am Ende ihrer Leistungsfähigkeit sind.«⁴²

5. Heidenhain und »Die Lesehalle in Bremen«

Heidenhain war, als er am 1. Juni 1901 mit 39 Jahren seine Stelle in Bremen antrat, sowohl ein vielgereister als auch ein vielseitig erfahrener Mann, der nun die Inbetriebnahme der neuen Lesehalle in die Hand nahm. Damit wurde ein ganz neues Kapitel der Bremer öffentlichen Büchereien aufgeschlagen, denn »bereits 1849 (wurde) mit der Einrichtung evangelischer Volksbibliotheken auf Vereinsbasis begonnen. Ein ungewöhnlicher Aufschwung setzte ein, als sich der Bremer Philologe und Pädagoge Dietrich August Noltenius (1841–1918) ab 1868 ihrer Organisation widmete.«⁴³ Weitere Vorläufer waren ab 1887 die von der Sparkasse in Bremen in Verwaltung übernommenen Volksbibliotheken des Volksbildungsvereins sowie die Bibliothek des Volksheims. Zu diesem Zweck gründete die Sparkasse in Bremen am 16. 8. 1886 den Verein für Volksbibliotheken mit der Praxis, dass bis 1899 Sparkassenbeamte in den Zweigstellen gegen eine Halbjahresgebühr von 50 Pfennig die Buchausleihe übernahmen.⁴⁴ Dieser Verein wird im Zuge der Gründung des Vereins Lesehalle in Bremen⁴⁵, die um die Jahreswende 1900/1901 erfolgte, aufgelöst. In dem Aufruf »Oeffentliche Lesehalle in Bremen« des Vorstands vom 19. 1. 1901 heißt es »Hat sich denn auch in Bremen vor wenigen Wochen ein ›Verein Lesehalle‹ gebildet...« Im Bremer Vereinsregister findet sich mit Datum vom 12. Januar 1901 unter der Nummer VR 13 die Eintragung des Vereins Lesehalle in Bremen. Die gedruckte und von den Vorstandsmitgliedern unterschriebene Satzung ist beigelegt.⁴⁶ Die erste

42 Ebd., S. 4.

43 Wolfgang Thauer u. a., Geschichte der öffentlichen Bücherei in Deutschland., 2., erw. Aufl., Wiesbaden 1990, S. 43.

44 Vgl. Erziehungs- und Kulturarbeit in Bremen, hrsg. im Auftrage des Senators für das Bildungswesen von Wilhelm Berger, Bremen u. a. 1956, S. 294.

45 Vgl. Erwin Miedtke, Für eine Kultur des Lesens und des Lernens: Vom »Verein Lesehalle« zu den »Freunden der Stadtbibliothek Bremen e. V.«, in: »With a little help from my friends«: Freundeskreise und Fördervereine für Bibliotheken: ein Handbuch., Bad Honnef 2005, S. 85–92.

46 Vgl. StAB 4,75 Nr. 5.

Mitgliederversammlung des Vereins findet am 6. 1. 1901 im Saal des Bremer Gewerbehuses statt.⁴⁷ Kurz darauf tagt die Generalversammlung der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung, auf der die Auflösung des von der Sparkasse gegründeten Vereins für Volksbibliotheken⁴⁸ beschlossen und das Vereinsvermögen sowie der Bücherbestand der bisherigen Centralbibliothek dem Verein Lesehalle vermacht wurden.⁴⁹ Hinzu kam noch im Bremer Westen die Bibliothek im Volksheim mit der Verpflichtung, diesen kleinen Betrieb fortzuführen.

Am 28. April 1901 wird Dr. Arthur Heidenhain als Bibliothekar der Lesehalle in Bremen bestellt. Es bleibt offen, wie der Vorstand und Heidenhain zusammengekommen sind. Es gab durch Ludwig Quidde, aber auf jeden Fall durch Karl Schellhaß, mit dem er während seiner sechs Jahre in Rom zusammengearbeitet hat, aber vielleicht auch schon durch Mathilde Becker oder durch die weit verzweigte Volkmann-Familie der Mutter diverse Verbindungen nach Bremen.

Die von dem Bremer Architekten Prof. Heinrich Mänz entworfenen und geleiteten Umbauarbeiten des von Senator Dr. Victor Marcus gestifteten Gebäudes gingen ebenso rasch voran wie der Aufbau des Bestandes und dessen Katalogisierung. Bereits ein knappes Jahr später findet die Eröffnung statt. Dazu schreibt der Vorstand des Vereins, Dr. Victor Marcus, am 1. Mai 1902 in seiner Einladung »An den Hohen Senat... Zur Eröffnung und Besichtigung der am Ansgarikirchhof No. 11 errichteten Lesehalle und Bücherei beehrt sich der Vorstand des Vereins Lesehalle in Bremen die Herren des Senats und ihre Damen auf Donnerstag, den 15. Mai, Mittag 12 Uhr, unter Beifügung einer Anzahl von Eintrittskarten hierdurch ergebenst einzuladen.«⁵⁰

Die Lesehalle bietet Erstaunliches: Großzügige Räumlichkeiten über zwei Etagen, allein 150 Sitzplätze werden im Lesesaal sowie im separaten Zeitungsleseraum angeboten; ein Bücheraufzug ist vorhanden. Der Vorstand, allein zuständig und verantwortlich für die wirtschaftlichen Belange des als freies gemeinnütziges Unternehmen geführten Vereins, dessen Angestellter Heidenhain ist, ist im Haus präsent und verfügt über eigene Räumlichkeiten im Erdgeschoss. Heidenhain selbst ist zu der Zeit im Bremer Adressbuch von 1904⁵¹ in der Dienstwohnung unter der Adresse Ansgaritorstraße 4 zu finden.⁵² Unter seiner Leitung entwickelt sich die Lesehalle Bremen zu einer der modernsten und vorbildlichsten Volksbibliotheken in Deutschland. Der Leserzuspruch

47 Ebd.

48 StAB 2-T.6.p.2.V. Nr. 7.

49 Berichte über Bibliotheken einzelner Städte, in: Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen, 3. Jg., Leipzig 1902, S. 123.

50 StAB 4,112 Nr. 5.

51 <http://adressbuecher.genealogy.net/addressbook/entry/547463f01e6272f5d0233304>, bis einschl. 1934 ist Heidenhain dort verzeichnet, zuletzt aufgerufen am 19. 3. 2017.

52 Das Gebäude hatte einen zweiten, nicht öffentlichen Zugang von der Ansgaritorstraße.

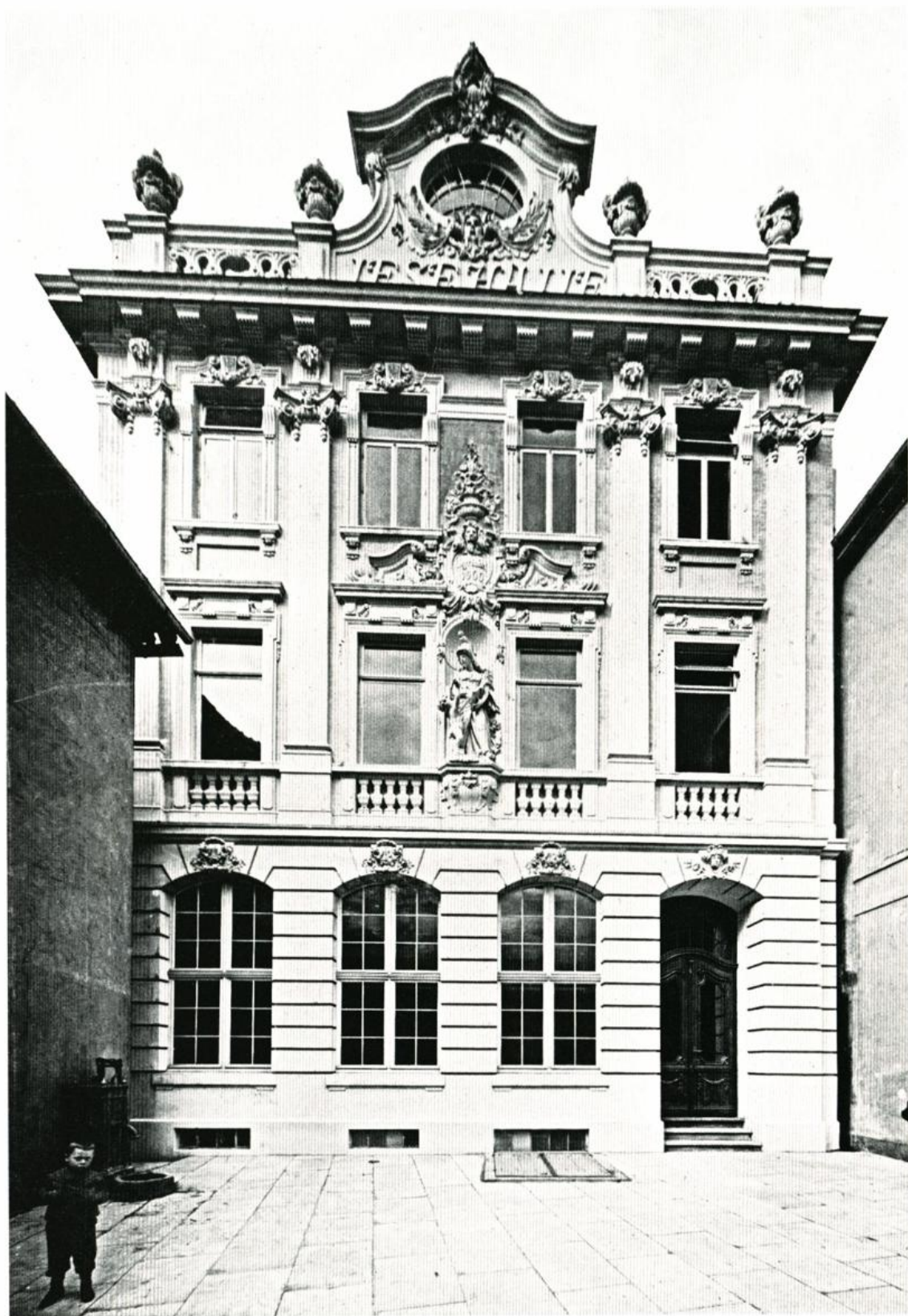


Abb. 2 (links): Lesehalle Ansgarikirchhof, um 1900. StAB 4,112-Nr.300 - 1

steigert sich stetig und der Buchbestand erhöhte sich von 7.000 Bänden bei der Eröffnung bis auf 17.000 Bände im Jahre 1906, wobei jeder Titel einzeln auf Eignung geprüft wurde. Englisch-, französisch- und sogar italienischsprachige Werke wurden ebenfalls angeboten. Dazu kamen 60 Zeitungen, 140 Zeitschriften sowie 700 Bände an Nachschlagewerken. Schreibzeug und Briefpapier standen offen zur Verfügung. Rund 8.000 eingetragene Leser wurden 1902 registriert, die ab 1904 eine Gebühr von 1 Mark für 12 Monate entrichten mussten, was einen Rückgang der Rekordausleihe von 137.000 im Jahr 1903 auf 90.000 im Jahr 1905 zur Folge hatte. 1907 wurde die erste Zweigstelle, die *Lesehalle im Westen* in der Nordstraße 300 eröffnet, die von einem weiteren Lesehallen-Verein getragen wurde. Mit findigen Ideen wurde um neue Leser geworben, z.B. 1909 mit einer Handzettel-Werbeaktion »Gutscheine für Lesekarten« als Weihnachtsgeschenk.⁵³

Heidenhain war zwar expliziter Gegner einer Lesegebühr, stimmt ihr aber aus wirtschaftlicher Notwendigkeit widerstrebend zu. »Die hohe Lesegebühr, die hier erhoben wird, ist m. E. der Sache schädlich; ich habe sie auch, wie der Vorstand weiß, von vornherein mißbilligt; ich war nur dafür, die Bibliothek durch eine kleine Schutzgebühr vor physischer und finanzieller Überanstrengung zu schützen, nicht aber die Lesegebühr als Einnahmequelle zu betrachten, und ich bin auch nicht der Meinung, dass man das Geld zu gering schätzt, wenn man meint, eine Mark im Jahr schrecke nur die im Grund ganz Interessenlosen ab. Sie jagt uns nicht nur eine Reihe sehr unbemittelter Erwachsener, sondern auch einen großen Teil der Jugend, die noch nichts verdient, davon...«⁵⁴

Wie war es um die wirtschaftlichen Belange der Lesehalle in Bremen bestellt? Anders als heute, wo öffentliche Bibliotheken im Auftrag der Kommunen arbeiten und finanziert werden, war sie einzig abhängig von den marginalen Einnahmen durch die Lesegebühr, von Spenden sowie den Zinserträgen des Stiftungskapitals, das vom Vorstand verwaltet und verantwortet wurde. Mit dem Tode Victor Marcus' im Jahre 1911, der immer wieder aus seinem Privatvermögen großzügig den Betrieb der Lesehalle sicherte und 1906 auch den notwendigen Anbau finanzierte, fiel der Lesehalle testamentarisch ein zweites Stiftungskapital zu, der sogenannte »Marcusfonds« mit 1/2 Mill. RM, dessen Zinsertrag den Finanzbedarf zunächst noch sicherte. Mit der rasanten Geldentwertung im Zuge der deutschen Inflation von 1914 bis 1923 war das Stiftungskapital aufgezehrt und die wirtschaftliche Entwicklung des Trägervereins drastisch rückläufig. 1920 machte der Verein erstmals deutliche Verluste. Grund dafür war die Fehlentscheidung des Vorstands, einen Großteil des noch vorhandenen Vermögens in Wertpapieren anzulegen. In der finanziellen Not wurde zwar verstärkt um Spender geworben, aber die Talfahrt war längst nicht mehr aufzuhalten. Der Lesesaal wurde geschlossen und an die Girozentrale vermietet. Der noch aufrecht gehaltene Ausleihbetrieb musste 1921 ebenfalls schließen und das Gebäude aufgegeben werden. Ebenso traf es die Zweigstelle im Bremer Westen. Heidenhain litt

53 StAB 4,112 Nr. 3.

54 Kuhlmann, Anfänge (wie Anm. 5), S. 36 f.



Abb. 3: Lesesaal der Lesehalle. Foto: Stadtbibliothek Bremen

schwer unter diesem Niedergang seines ehemals so mustergültigen Betriebs. Er hatte schon Jahre zuvor gefordert, dass statt einer realistisch nicht umzusetzenden »kaufmännischen Gebührenpolitik« die Stadt Bremen die Lesehalle übernehmen oder zumindest substantiell verlässlich fördern müsse. Marcus hatte das seinerzeit als Vereinsvorstand unterstützt, aber sein Tod vereitelte die Umsetzung. Seine Vorstandsnachfolger waren jedoch dagegen und sahen in der Unabhängigkeit von der Stadtverwaltung den richtigen Weg, um die Institution zu sichern und führten die Geschäfte eigenverantwortlich weiter – bis zur Liquidation des Vereins.

Doch zunächst wurde am 1. Mai 1922 der Ausleihbetrieb im Keller der Staatsbibliothek am Breitenweg wieder eröffnet. Einzige Unterstützung des Senats war nach längerer Verhandlung die Überlassung der Räumlichkeiten, allerdings gegen eine geringe Bezahlung. Ganz anders in Hamburg, wo der Senat die Öffentlichen Bücherhallen mit Millionenbeträgen förderte, bewegte sich die Lesehalle in Bremen in den Folgejahren am Existenzminimum, obwohl die Benutzerzahl trotz der nun ungünstigen Lage stetig stieg und in

den ersten vier Jahren fast 400.000 Ausleihen⁵⁵ erfolgten. 1925 konnte zwar die Zweigstelle im Bremer Westen wieder öffnen und Arbeitslose ab 1932 kostenlos Bücher entleihen, aber das finanzielle Desaster des Vereins war besiegelt. Am 19. Juni 1933 wurde der Verein von der Mitgliederversammlung aufgelöst⁵⁶ und dieses bereits am 22. 6. 1933 in den Bremer Nachrichten publiziert – versehen mit speziellem Dank an »Professor Dr. Heidenhain für die treue und hingebende Arbeit.«⁵⁷

Die nachfolgende Verstaatlichung geschah sicher nicht von ungefähr parallel zum Beginn der nationalsozialistisch gesteuerten organisatorischen Gleichschaltung des Kultur- und Literaturbetriebs, die auch besonders auf die Volksbüchereien zielte, die in ihrer Gesamtheit politisch als Propagandainstrument genutzt werden sollten. Der Vereinsvorstand meldet die Liquidation des Vereins dem Amtsgericht erst am 7. August 1933, die dort am 14. August 1933 im Vereinsregister unter der Nr. 13 als Löschung eingetragen wird.⁵⁸ Bereits im Juli 1933, wenige Wochen nach der auch in Bremen organisierten Bücherverbrennung, wurde die Lesehalle verstaatlicht, was dem Vereinsvorstand laut Protokoll der Mitgliederversammlung seitens der Stadt schon länger bekannt war. Ein neuer Verein wird am 9. November 1933 gegründet; jetzt nicht mehr als Trägerverein, sondern als Verein der Freunde der Volksbücherei Bremen (Bremer Büchereiverein) e.V. der nun in Volksbücherei umbenannten Lesehalle.

Nicht nur mit den öffentlichen Geldern ging es in der Inflationszeit bergab, sondern auch mit Heidenhains Privatvermögen, der bis dahin finanziell unabhängig war, wie Hildegard Heidenhain an Werner Mevissen schreibt. Der Bruder sei zudem bedürfnislos gewesen, immer offen für gute Zwecke und in der Krisenzeit habe er bei den Gehältern der Angestellten finanziell persönlich nachgeholfen.⁵⁹ Mit Stand vom 13. 6. 1933 werden in den Unterlagen zur Übergabe des Vereinsbesitzes an die Stadt die Gehälter aller Angestellten aufgelistet, u. a. mit dem Vermerk »Der Bibliothekar ist weder für Krankheit noch sonst versichert.«⁶⁰ So stand Heidenhain ohne jede Sicherheit da – nach mehr als drei Jahrzehnten im Dienst der Lesehalle in Bremen und im Dienst des deutschen Volksbüchereiwesens; für beides hatte er sich mit Verve und hohem Einsatz engagiert.

55 Bei einer durchschnittlichen Bestandsgröße von 30.000 Bänden.

56 Vgl. »Lesehalle in Bremen«, angezeigt unter »Kleine Mitteilungen«, in: Bücherei und Bildungspflege, Leipzig u. a. 1933, Bd. 13, S. 263. Die Mitgliederversammlung war jedoch formal nicht ordnungsgemäß einberufen worden und musste am 21. 7. 1933 wiederholt werden, vgl. StAB 4,75/7 Nr. 5.

57 StAB 4,112 Nr. 7.

58 StAB 4,75/7 Nr. 5.

59 Vgl. Brief von Hildegard Heidenhain an Werner Mevissen vom Mai 1961, StAB 4,112 Nr. 71.

60 Vgl. StAB 4,112 Nr. 67.



Abb. 4: Staatsbibliothek am Breitenweg 4. StAB 112-Nr.302 -1

6. Heidenhain als Vermittler im »Richtungsstreit« des Volksbüchereiwesens

Heidenhain stellte stets die Leser in den Mittelpunkt seiner Strategie. Er glaubte an die Macht des Lesens und des Lernens und orientierte das Bücherangebot der Lesehalle in Bremen auf eine breite Leserschaft aus allen Klassen. Mit einer Fragebogenaktion⁶¹ erhob er die Nutzungsgewohnheiten und Erwartungen der Leser bezüglich des Angebots von Zeitschriften und Zeitungen. Er sah im Zugang zur Literatur keine Hindernisse durch Status oder Schulbildung und trat für gehobene Leseansprüche ein, ohne dabei die Leser bevormunden zu wollen. Damit stellte er sich zwischen die Fronten des sogenannten Richtungsstreits der Bibliothekare an öffentlichen Bibliotheken, der von dem umtriebigen Autodidakten und »Bibliotheks-Außen-seiter« Walter Hofmann aus Dresden polarisiert wurde. Der über zwei Jahrzehnte geführte Disput entzündete sich am Umgang mit dem Leser und der Rolle des Bibliothekars. Hofmann prägte den pädagogisch definierten Begriff des »Hinauflesens«, womit er die vom »allwissenden« Bibliothekar systematisch angeleitete Fortbildung jedes einzelnen Lesers im Sinne der Bildung eines ästhetischen Bewusstseins meinte. Dazu dienten als technische Unterstützung der Buchkarten-Präsenzkatalog und das erstmals von

61 StAB 4,112 Nr. 109.

Heidenhain in Bremen eingesetzte Leseheft⁶², mit dem der Benutzer im obligaten Beratungsgespräch an anspruchsvollere Lektüre herangeführt werden sollte. Die Gegenseite gestand dem Leser dagegen Entscheidungsfreiheit bei der Buchauswahl zu, wollte diese durch ein breites Angebot fördern und setzte sich zudem für altersgerechte Kinderbücher im Bestand ein. Gleichzeitig wandte sie sich aber auch gegen »Vielleserei«, obwohl sie auch zu Konzessionen im Bestand – »Kitsch ja, Schund nein« – bereit war, da man auf keinen Leser verzichten wollte.

Heidenhain nahm zwar eine »mehr zum Führen neigende Haltung«⁶³ ein, machte aber auch deutlich klar: die »...bescheidenste Lektüre ist oft besser als gar keine! Der Krieg kann nur den wirklich schlechten Büchern gelten; die leidlichen dulden wir; für den einen sind sie Schutz vor Müßiggang, Wirtshaus und verderblichen Büchern, für den anderen Vorstufe zu besseren... Oft genügt es, einen guten Schriftsteller einem Dutzend Leser in die Hand zu drücken und schon bildet sich eine dauernde Nachfrage.«⁶⁴ Wobei er dann eine Reihe von Autorinnen und Autoren aufzählt, von denen Storm und Uhland ihm als die damalig Modernsten erscheinen. Naturalisten wie Sudermann und Gerhart Hauptmann, Zola und Ibsen rechnete er dagegen »nur halb zur guten Lektüre«. Laut seiner Schwester Hildegard war für ihn im Bücherbestand »nur das Beste gut genug. Ich hatte manchmal sogar den Eindruck, dass seine Assistentinnen hierin bei ihm etwas mehr unbesorgte Weitherzigkeit gewünscht hätten.«⁶⁵ Besonders wichtig waren ihm im Angebot »belehrende Bücher«, deren Anteil am Gesamtbestand er bei ca. 25 % bemaß. Geschichtliche Werke sah er quantitativ ganz oben, »politische Disziplinen und Religion« mengenmäßig dagegen ganz unten, obwohl das »Interesse an beiden Gebieten größer ist, als die Ausleihziffern verraten; nur werden politische Interessen vornehmlich in Zeitungen und auf der Bierbank befriedigt, die Erbauungsbedürftigen aber halten sich meist an den Gottesdienst.«⁶⁶ Heidenhain bedauert, dass überhaupt zu wenig Fachliteratur für gewerbliche Arbeiter auf dem Buchmarkt vorhanden sei. Bei »Frauen aus dem Volk«, die in der Leserschaft nur schwach vertreten waren, thematisierte er die Problematik der »doppelten Belastung durch Erwerbs- und Hausarbeit«⁶⁷ als zeitlichen Hinderungsgrund, Bücher zu lesen.

Heidenhain hatte Hofmann wohlwollend und ganz ohne Dünkel in die bibliothekarische Fachwelt eingeführt. Diese über Jahre im persönlichen Austausch gewachsene Beziehung, aber insbesondere Heidenhains erforschende Art, offen an die Dinge heranzugehen und gegenseitig wertschätzend auf den Austausch von Argumenten zu setzen, dürfte für ihn Motivation gewesen sein, im Richtungsstreit zwischen den z. T. unerbittlichen Kontrahenten

62 Ein Leseheft befindet sich in den Archivalien im StAB Bestand 4,112 – Stadtbibliothek (4112-3).

63 Thauer, Geschichte (wie Anm. 43), S. 111.

64 Heidenhain, Öffentliche Bibliotheken (wie Anm. 38), S. 9 ff.

65 Brief Hildegard Heidenhain (wie Anm. 59).

66 Heidenhain, Öffentliche Bibliotheken (wie Anm. 38), S. 12 f.

67 Ebd., S. 14.

deutschlandweit zu vermitteln. Ggf. erinnerte er sich auch eigener Erfahrungen als junger Wissenschaftler in Rom, der sich von den Altvorderen bei den von ihm vorgeschlagenen Neuerungen ausgebremst sah. Er hielt der Gegenseite vor, dass man »ihn (d.i. Hofmann, Anm. d. Verf.) aus Eifersucht totschweigen wolle; man scheint ihm meist mit Schweigen und hochnäsigeringschätzigen Mienen begegnet zu sein und... Daß bei einem oder dem anderen auch wirklich die Eifersucht, die Angst, von einer jungen Intelligenz überstrahlt zu werden (die bei einem und dem anderen wirklich gerechtfertigt war) mitgespielt hat, ist mir, wie ich die Menschen im allgemeinen kenne, nur zu wahrscheinlich.«⁶⁸ Allen Bemühungen zum Trotz scheiterte Heidenhain an der Unversöhnlichkeit der Kontrahenten.

7. Heidenhain als Förderer des Berufsbilds des Bibliothekars an öffentlichen Büchereien

Heidenhain schaute bei allen fachlichen Herausforderungen stets über den Bremer Tellerrand hinaus. Er korrespondierte, reiste und suchte dabei aktiv das fachliche Gespräch. In Absprache mit Hofmann erarbeitete er einen Entwurf zur Schaffung einer zentralen Dienstleistungsinstanz für das öffentliche Büchereiwesen als »Deutsche Büchereigesellschaft«⁶⁹, u. a. auch bezüglich der Möglichkeit einer gemeinsamen Literatursichtung und -auswahl der deutschen Bibliotheken aus Gründen einer effektiveren Organisation und Verteilung der Aufgabenbereiche⁷⁰, um mehr Zeit für das Kerngeschäft, der Arbeit mit den Lesern, zu haben. Der Richtungsstreit vereitelte diese zukunftsweisenden Entwicklungen, die erst nach 1945 umgesetzt wurden.

Seine weitere wichtige Forderung war die eigenständige, professionelle Leitung von öffentlichen Bibliotheken und eine spezielle Berufsausbildung dafür. Heidenhain definiert »die zweckmäßige Bedienung der Menschen, die Bücher suchen«⁷¹, als oberstes Ziel der bibliothekarischen Aufgabe, nach der sich alle anderen Tätigkeiten zu richten haben. »... daß sie (gemeint sind die Bibliothekar/innen, Anm. des Verf.) unter der bescheidenen Rolle der Bedienung Auskunftserteilung, Beratung und Suggestion unauffällig und unaufdringlich vereinigen sollen, daß sie zu alledem gute Allgemeinbildung, Bücherkenntnis, Verständnis für die Unterschiede der Bildungsstufen, persönliche Reife brauchen.«⁷² Und »daß der Bibliothekar nicht nur Dinge zu treiben hat, die seinem Beruf vor anderen eigentümlich sind; er hat sich auch mit einer Reihe von Tätigkeiten zu befassen, die man im kaufmännischen Kontordienst, in Rechnungsbureaus und in Kanzleien wiederfindet; sie werden

68 Kuhlmann, Anfänge (wie Anm. 5); S. 90 f.

69 Ernst Fischer u. a., Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jh., Bd. 2: Die Weimarer Republik 1918–1933, Berlin 2007, S. 208.

70 Vgl. Otto-Rudolf Rothbart, Lektoratskooperation. Idee und Wirklichkeit, Wiesbaden 1995, S. 4.

71 Heidenhain, Befähigung (wie Anm. 39), S. 10.

72 Ebd.

in der Bibliothek nur dem besonderen Zweck angepaßt.«⁷³ »Neben seiner engeren Berufstätigkeit drängt sich dem Bibliotheksleiter häufig zeitraubende Teilnahme an der Tätigkeit der Bildungsvereine, am öffentlichen Vortragswesen und anderen, dem Bibliothekswesen zwecksverwandten Bestrebungen unabweisbar auf... Weder Leiter noch Assistenten werden dabei jemals dazu gelangen, vor einem erledigten Schreibtisch zu stehen, schon weil in populären Bibliotheken nirgends mehr Menschen als eben zur knappen Bewältigung des Unerläßlichen gebraucht werden.«⁷⁴ Er sieht zwar, dass es einzelne Elemente des Wissens und des Könnens gibt, die Beamte der populären Bibliotheken mit denen der wissenschaftlichen gemein haben, aber er warnt angesichts der Vielfalt, Buntheit und Besonderheit der Anliegen der Benutzerschaft öffentlicher Bibliotheken eindringlich davor, davon auszugehen, dass Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die für den Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken ausgebildet wären, per se auch für den Einsatz in populären Bibliotheken geeignet wären.

8. Der Ruhestand

Bei Auflösung des Vereins Lesehalle in Bremen 1933 war Heidenhain 71 Jahre alt. Aus diversen, heute im Staatsarchiv Bremen befindlichen Unterlagen, die wohl auch Hans Joachim Kuhlmann seinerzeit im Magazin der Volksbüchereien zur Verfügung standen und auf denen seine Einschätzung zum Ausscheiden Heidenhains beruhte, geht hervor, dass er schon länger aus Alters- und gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand treten wollte. Heidenhain war nach einem Unfall 1926 sowie durch seine Augenerkrankung gesundheitlich sehr geschwächt. Er bekundete mit der Hoffnung, es gebe einen Nachfolger, 1932 mit 70 Jahren aus dem Dienst ausscheiden zu wollen. Dazu kam verstärkend sein Widerwille gegen die Qualität der zeitgenössischen Belletristik. Bereits am 24. 1. 1928 schreibt der Vereinsvorstand, Notar Hugo Gebert, dass er sich um einen Sonderbeitrag der Sparkasse zum Zwecke der Neuerwerbungen bemühe und stellt dabei fest »...dass offenbar Herr Dr. Heidenhain nur mit einem gewissen Widerstreben sich gewissen Anregungen fügt, die von dritter Seite bezüglich der Anschaffung moderner Werke der schönen Literatur an ihn ergehen... In seinem letzten Brief schreibt mir Herr Dr. Heidenhain wörtlich »Mir persönlich verärgert die Bindungslosigkeit der jüngeren Romanschriftsteller die Arbeit an der Belletristik dermassen, dass ich dankbar sein werde, wenn ich mein Amt niederlegen und mich dadurch dieser Aufgabe entziehen kann.«⁷⁵

Es findet sich kein Hinweis darauf, dass der Vereinsvorstand Heidenhain entlassen hat. Aber sicher ist ebenso, dass alle entrechtenden Maßnahmen, Verordnungen und Gesetze der nationalsozialistischen Regierung nicht vor Bremen Halt machten. Ausgrenzungen und Berufsverbote waren auch hier der Alltag. Der Bremische Lehrerverein wurde z.B. bereits am 15. April 1933

73 Ebd., S. 12.

74 Ebd., S. 14.

75 StAB 4,112 Nr. 70.

»in geistiger und organisatorischer Hinsicht gleichgeschaltet.«⁷⁶ So stellt sich wohl kaum die Frage, ob ein »Nicht-Arier« an der Spitze der Lesehalle in Bremen resp. angesichts der nun parteilich gelenkten und als Volksbüchereien firmierenden länger geduldet worden wäre. Dennoch ist nach der Beschäftigung mit den Vorgängen zur Ruhestandssetzung Heidenhains festzuhalten, dass sich in seinem Fall keine direkte NS-Verfolgungsgeschichte belegen lässt, obwohl bereits zu Beginn der NS-Herrschaft die Mehrzahl der Entlassungen und Ruhestandssetzungen aus rassistischen Gründen vollzogen wurden. Grundlage dafür war das am 11. April 1933 eingeführte NS-Berufsbeamten-gesetz (BBG), das sinngemäß auch für Angestellte und Arbeiter im öffentlichen Dienst galt. In § 3 Abs. 1 des BBG hieß es: »Beamte, die nicht arischer Abstammung sind, sind in den Ruhestand (§ 8 ff.) zu versetzen.« Die »nicht-arische« Abstammung bestand, sobald ein Großelternanteil jüdischer Herkunft war. Heidenhains Bruder Martin, der bis dato hoch gerühmte Anatom, wurde 1934 in Tübingen emeritiert.⁷⁷ In Bremen traf es in den Bibliotheken 1937 Ilse Schunke, die damalige stellvertretende Direktorin der Staatsbibliothek Bremen und spätere Einbandforscherin, der »wegen ihres Eintretens für jüdische Bibliotheksbenutzer aus politischen Gründen gekündigt wurde.«⁷⁸ Die Übersicht über 250 Lebensläufe wissenschaftlicher Bibliothekarinnen und Bibliothekare als Opfer der NS-Diktatur seit dem Jahr 1933⁷⁹ führt zudem für die Lesehalle in Bremen auf: »Leiter Dr. Arthur Heidenhain (1862–1943, VDB, r)«⁸⁰, wobei das »r« für Entlassung aus rassistischen Gründen steht, was Heidenhains Schwester Hildegard auch in einem Brief an Werner Mevissen 1952 bestätigt. »Mein Bruder ist aus ›rassistischen Gründen‹ entlassen worden, da unsere Familie nur 3/4 ›arisch‹ ist. Freilich hatte er ohnehin schon das Pensionsalter erheblich überschritten...«⁸¹ Diese Einschätzung steht im Kontrast zu den dokumentierten Vorgängen, die auf einen formal korrekten und eher verantwortungsvollen Umgang mit Heidenhain hinsichtlich der Regelung seines Ruhestands schließen lassen.

Im Bericht und Zugangsverzeichnis der Staatsbibliothek zu Bremen im Rechnungsjahr 1933 vom 30. Juli 1934 formuliert deren Leiter, Dr. Joh. Hinrich

76 Wilhelm Lührs, »Reichskristallnacht« in Bremen: Vorgeschichte, Hergang und gerichtliche Bewältigung des Pogroms vom 9./10. Nov. 1938, Bremen 1988, S. 30.

77 Joseph Walk (Hrsg.), Kurzbiographien zur Geschichte der Juden. 1918–1945, hrsg. v. Leo Baeck Institute, München u. a. 1988, S. 143.

78 Nicole Völtz, Ilse Gertrud Schunke, Artikel in: Sächsische Biografie (2009), [http://saebi.isgv.de/biografie/Ilse_Schunke_\(1892-1979\)](http://saebi.isgv.de/biografie/Ilse_Schunke_(1892-1979)), zuletzt aufgerufen am 19. 3. 2017. Zum Fall Ilse Schunke hat Thomas Elsmann weitergehend recherchiert. Vgl. Elsmann, Thomas, Die Bremer Bibliothekartage 1954 und 1977: Themen – Tendenzen – Verpasste Chancen?, in: Brem. Jb. 93, 2014, S. 252 f.

79 Ulrich Hohoff, Wissenschaftliche Bibliothekarinnen und Bibliothekare als Opfer der NS-Diktatur. Eine Übersicht über 250 Lebensläufe seit dem Jahr 1933, Teil 1: Die Entlassungen, <https://www.o-bib.de/article/view/2015H2S1-32/2445#footnote-40237-20>, zuletzt aufgerufen am 19. 3. 2017.

80 Ebd., als Todesjahr wird fälschlich 1943 angegeben.

81 Brief von Hildegard Heidenhain an Werner Mevissen vom 16. 3. 1952, StAB 4112 Nr. 71.

Knittermeyer, seit Mai 1933 Mitglied in der NSDAP, höflich: »Zum 1. Januar 1934 schied der Begründer der Lesehalle, Dr. phil. Arthur Heidenhain, aus seinem Amt, das er seit dem 1. Juni 1901 innegehabt hatte. An dieser Stelle ist nur dankbar der beratenden Mitwirkung bei der Überführung der Lesehalle in die Staatsbibliothek zu gedenken.«⁸² Knittermeyer, nun auch kommissarischer Leiter der Lesehalle von 1933–1936, sichtete den von Heidenhain konzipierten Bestand und reduzierte diesen um 25 % von 29.000 auf 22.000 Bände. Politisch unerwünschte Literatur verbrachte er in ein sogenanntes »Giftzimmer« im Dachgeschoss der Bibliothek und die darüber hinaus aus seiner Sicht besser für den Bestand der Staatsbibliothek geeigneten Bücher inventarisierte er dort.⁸³

Heidenhains Ausscheiden aus dem Amt weist für die Zeit insofern ungewöhnliche Züge auf, dass sich u. a. auch lokale NSDAP-Gruppen dafür einsetzen, dass Heidenhain ein Ruhegehalt erhält, obwohl er keinen Rechtsanspruch darauf hat. Mit dem Verein war vertraglich nichts geregelt worden. Der wirtschaftliche Niedergang des Vereins bot somit keine Perspektive, und Heidenhain wollte dem Verein definitiv auch nicht zur Last fallen. Senator Bömers (1864–1932), Mitglied der DVP, schreibt bereits 1930⁸⁴ an den Vereinsvorstand, dass Heidenhains ehemals nicht unbeträchtliches privates Vermögen in Folge der Inflation aufgebraucht sei, er keinen Pfennig mehr habe und man sich über dessen Altersversorgung Gedanken machen müsse. Heidenhains monatliches Gehalt betrug 1930 500 RM, das seiner engsten Mitarbeiterin, der Bibliothekarin Tony Rohland, 300⁸⁵. Bömers, der sehr an einer Neubesetzung der Lesehallen-Leitung interessiert war und hoffte, damit auch die zunehmenden Eingriffe des Leiters der Staatsbibliothek Bremen, Dr. Joh. Hinrich Knittermeyer, in das Geschäftsfeld der Lesehalle zu unterbinden, sah sich als Vorstand des Vereins in der auch von ihm schriftlich bekundeten Verantwortung, für Heidenhain die Altersversorgung sicherzustellen. Seit 1930 drängte er die Stadt zur Übernahme einer Pensionszahlung und forderte dieses vehement als moralische Verpflichtung ein. Doch erst im Zuge der Verstaatlichung der Lesehalle erklärte sich der damalige zweite Bürgermeister Flohr, Mitglied der NSDAP, damit einverstanden, dass »Herr Heidenhain... eine Pension von etwa 300 RM monatlich bekommt.«⁸⁶ Nach Hildegard Heidenhain hat »der Staat Bremen angesichts des hohen Werts« der Leistung ihres Bruders für Bremen »den Hauptanteil des Ruhegehalts ... übernommen...«⁸⁷. De facto war es ein widerruflicher Zuschuss, der aber bis zu seinem Tod gezahlt wurde.

82 StAB 4,112 Nr. 46.

83 Vgl. Köster, Christoph, Die ganze Welt der Medien: Ein Jahrhundert Stadtbibliothek Bremen, Bremen 2002, S. 49 f.

84 StAB 3-S. 19.No. 30 (11), 20.

85 Vgl. StAB 4,112 Nr. 67.

86 StAB 3-S. 19.No. 30 (11), 21.

87 Brief Hildegard Heidenhain (wie Anm. 81).

9. Die letzten Jahre

Wie verliefen die letzten Jahre Heidenhains im Ruhestand? Bis 1934 war er noch in Bremen gemeldet. »Er zog im Winter 1933/34 nach Tübingen, wo er in den letzten Lebensjahren einsam und von Krankheit gezeichnet bei der Familie seines jüngeren Bruders lebte.«⁸⁸ Seine Schwester schreibt dazu, dass ihr Bruder übergesiedelt sei, »um seinem jüngeren Bruder und dessen Kindern und Enkeln nahe zu sein und auch darum, weil er das Tübinger Klima besser zu vertragen hoffte. Er ist aber in Tübingen sehr einsam geblieben und hat keinerlei Anschluss an die Universitätskreise gefunden.«⁸⁹ Wie schon 1926 in Bremen sei er dort ebenfalls von einem Motorrad angefahren worden und war durch den Beinbruch des bis dato unbeschädigten Beins gezwungen, an zwei Stöcken zu gehen und durch »eine lebensbedrohende Blutung (offenbarte) sich ein Magengeschwür, das einen langen Krankenhausaufenthalt forderte... Er ist am 13. 2. 1941 an einer Bronchopneumonie gestorben.«⁹⁰ Am 14. Februar 1941 wäre Arthur Heidenhain 79 Jahre alt geworden.

Auf die Todesnachricht schreibt der neue Leiter der Bremer Volksbüchereien und eifrig vorpreschende NSDAP-Aktivist, Dr. Kurd Schulz, der sich zuvor als »Bestandssäuberer« der Thüringer öffentlichen Bibliotheken einen Namen bei den neuen politischen Machthabern gemacht hat und sich selbst mit Blut- und Boden-Elaboraten als Heimatschriftsteller betätigte, an Hildegard Heidenhain am 2. 4. 1941: »Wenn ich auch meinen Herrn Amtsvorgänger nicht mehr gekannt habe, so habe ich doch aus vielen Äusserungen meiner älteren Mitarbeiter Gelegenheit gehabt, mir von seiner gütigen und vornehmen Persönlichkeit ein Bild zu machen. Es ist tragisch gewesen, dass die von ihm so sinnvoll aufgebaute ›Lesehalle in Bremen‹ in dem letzten Jahrzehnt seines Wirkens nur noch schwer sich behaupten konnte, und dass ihm also nichts übrig geblieben ist, als die alte einst bewährte Form zu liquidieren. Sein Wirken für diese Einrichtung und sein unermüdliches Interesse für den gesamten Beruf sichern ihm nicht nur bei den älteren Mitarbeitern sondern auch in Bremen und in der Fachwelt ein ehrendes Gedenken.«⁹¹

Auch wenn Arthur Heidenhain als sogenannter »Vierteljude« nicht direkt verfolgt wurde, denn wer »nur ein jüdisches Großelternteil« hatte, konnte mit gewissen Einschränkungen, wie z.B. keinen Beamtenstatus, in die »deutsche Volksgemeinschaft« aufgenommen werden und musste nicht den »Judenstern« tragen, so musste er dieses in der Familie seines Bruders erleben. Auf der Liste »der 101 Tübingerinnen und Tübinger jüdischen Glaubens, die in der NS-Zeit ausgegrenzt, entrechtet, verfolgt, aus unserer Stadt vertrieben oder ermordet wurden«⁹², wird der Name Heidenhain nicht

88 Jüdische Lebenswege (wie Anm. 10), S. 289.

89 Brief Hildegard Heidenhain (wie Anm. 81).

90 Ebd.

91 StAB 4,112 Nr. 71.

92 https://www.tuebingen.de/Dateien/tuebingen_buergerinnern_und_buerger_juedischen_glaubens.pdf, zuletzt aufgerufen am 19. 3. 2017.

verzeichnet. Aber auch in Tübingen »änderte sich das Klima in der Stadt wie an der Hochschule. Es kam zu judenfeindlichen Hetzereien und Misshandlungen. Mit Beginn des NS-Regimes beraubten gesetzliche Diskriminierung, soziale Ächtung und wirtschaftlicher Boykott schrittweise die Juden ihrer bürgerlichen Existenz und zwangen sie in die Emigration.«⁹³ Martin Heidenhain, der dem neuen Regime bekanntlich mit erheblicher Reserve gegenüberstand⁹⁴, traf 1933 das Vorgehen des württembergischen Kultusministeriums, nicht mehr genehme Professoren zu entlassen und die freiwerdenden Stellen durch parteiloyale Kandidaten zu ersetzen, und der speziell darauf begründete Erlass, die Altersgrenze für Hochschullehrer von 70 auf 68 Jahre herabzusetzen.⁹⁵ Er wurde emeritiert, konnte aber dennoch bis 1939 jeweils im Wintersemester ein historisches Kolloquium abhalten, bis er sich angeblich aus Krankheitsgründen zurückzog.⁹⁶ Er starb 1949 ebenfalls in Tübingen.

Arthur Heidenhain (1862–1941) und sein jüngerer Bruder Martin (1864–1949) sind mit Blick auf Arthur Heidenhains Sterbeort Tübingen und Martin Heidenhains Sterbedatum 1949 der Deportation und Ermordung entgangen, weil sie nach den Rassekriterien des NS-Staates sogenannte »jüdische Mischlinge zweiten Grades«⁹⁷ waren. Dass sie die Schikanen und Entrechtungen im Alltag miterleben mussten, ist wahrscheinlich. Ein geruhsamer Lebensabend nach den Jahrzehnten des engagierten Dienstes wird es angesichts der politischen Entwicklung in Deutschland und der Ausgrenzungsmaßnahmen ganz gewiss nicht gewesen sein. An der Tübinger Universität, deren Lehrkörper bekanntlich stark antisemitisch war, vereitelte z.B. der Dozentenvertreter der Medizinischen Fakultät, der Mitglied der NSDAP war, 1934 unwidersprochen die Übertragung einer Professur an den Sohn Martin Heidenhains, den Privatdozenten Siegfried Adolf Heidenhain, wegen dessen jüdischer Herkunft.⁹⁸ Arthur Heidenhain musste im Mai 1933 die Bücherverbrennung in Bremen erleben und auch die »Säuberung« des von ihm aufgebauten Buchbestandes um 25 % sowie die staatlich gelenkte Hinwendung zur völkisch-nationalen Bauern- und Heimatliteratur und die Instrumentalisierung der öffentlichen Bibliotheken zur gezielten politischen Beeinflussung. Sicher werden beide Brüder auch Nachrichten von ihrer Schwester Hildegard erhalten haben, die in Bremen als Verfolgte des Nazi-Regimes dokumentiert ist⁹⁹ und die mit dem ebenfalls in Breslau geborenen Klaus

93 Vgl. <https://www.tuebingen.de/147.html#144>, zuletzt aufgerufen am 19. 3. 2017.

94 Vgl. dazu: Uwe-Dietrich Adam, Hochschule und Nationalsozialismus: die Universität Tübingen im Dritten Reich, Tübingen 1977, S. 123.

95 Ebd.

96 Klaus D. Mörke, Geschichte der Tübinger Anatomie, Tübingen 1988, S. 71 f.

97 1939 lebten in Deutschland noch 42.000 »jüdische Mischlinge zweiten Grades« mit einem jüdischen Großelternanteil. Vgl. Beate Meyer: »Jüdische Mischlinge« – Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, 2. Aufl., Hamburg 2002, S. 162.

98 Adam, Hochschule (wie Anm. 94), S. 128.

99 Rohdenburg/Sommer, Erinnerungsbuch (wie Anm. 8), S. 105.

Bonhoeffer (1901–1945), dem Bruder des Theologen Dietrich Bonhoeffer, in Verbindung stand.¹⁰⁰

10. Arthur Heidenhain – was bleibt?

Es bleiben Arthur Heidenhains wichtige Beiträge zur Entwicklung des öffentlichen Bibliothekswesens in Deutschland und des volksbibliothekarischen Berufsbilds. Heute würde man ihn wegen seiner vielseitigen Aktivitäten und persönlichen Verbindungen als Networker charakterisieren, als einen modernen Kommunikator, der in Auseinandersetzungen zudem »stets ein toleranter, sachlicher, zur Versöhnung strebender, unermüdlicher Vermittler«¹⁰¹ war.

Es bleiben seine Forschungsarbeiten als Historiker, die die Zeiten überdauert haben. Seine Arbeit über die Unionspolitik Landgraf Philipps von Hessen wird auch heute noch zitiert und ist 2015 als Reprint erschienen.¹⁰² Seine Sammlung hinsichtlich der Erschließung der Nuntiaturkorrespondenzen führte mit Hinweis auf seine Vorarbeiten zur Veröffentlichung durch seinen Projektnachfolger.

Es gilt, sich seines Idealismus' und Humanismus' zu erinnern ebenso wie seines Engagements für die vom ihm unterstützten Ideen und Projekte, an denen er sich auch finanziell großzügig beteiligte, so wie er auch Mitarbeiterinnen während der Inflationszeit finanziell unterstützte.

Er war ein guter Freund seiner Freunde mit einer großen Freude am geistvollen freien Verkehr des akademischen wie kulturellen Lebens und dagegen nur wenig interessiert an der steifen Geselligkeit kaufmännisch-hanseatischer Kreise.

Und es bleibt ganz wesentlich das Zeugnis aller, die Arthur Heidenhain privat wie beruflich kannten, die sich seiner persönlichen Integrität erinnern, seiner Großzügigkeit und Großherzigkeit, die ihn menschlich gleichermaßen auszeichneten.

100 Vgl. Heinz Roth, *Widerstand im Dritten Reich*, Odenhausen/Lumda 1976. Vgl. auch: https://archive.org/stream/Roth-Heinz-Widerstand-im-Dritten-Reich/RothHeinz-WiderstandImDrittenReich197672S.Text_djvu.txt, zuletzt aufgerufen am 19. 3. 2017.

101 Gertrud Gelderblom in ihrer Rezension zu Kuhlmann, *Anfänge* (wie Anm. 5), in: *Libri*, Vol. 12, Nr. 3, 1962, S. 284/285.

102 Vgl. Helmar Junghans (Hrsg.), *Die sächsischen Kurfürsten während des Religionsfriedens von 1555 bis 1618: Symposium anlässlich des Abschlusses der Edition »Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen« vom 15. bis 18. Sept. 2005 in Leipzig*; veranstaltet von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und des Theologischen Arbeitskreis für Reformationsgeschichtliche Forschung Berlin, Stuttgart 2007, S. 57.

**Adam Frasunkiewicz –
Schuhmacher, Kriegsgegner, Häftling,
Revolutionär, Parteisekretär, Lagerhalter:
Eine politische Biografie**

Von Ulrich Schröder

1. Einleitung

Am Abend des 6. November 1918 hielt er vom Balkon des Bremer Rathauses eine Rede. Er kündigte die Bildung eines Arbeiter- und Soldatenrats an und forderte die versammelten Soldaten und Arbeiter dazu auf, ihre Vertreter zu wählen und in das Revolutionsorgan zu entsenden. Sein Name – Adam Frasunkiewicz – ist seitdem mit dem Ausbruch der Novemberrevolution in der Hansestadt eng verknüpft und findet sich in zahlreichen Veröffentlichungen.¹ »Was er so geleistet hat, ist so viel, daß der Schreiber der Geschichte der Bremer Sozialdemokratie an der Gestalt Adam Frasunkiewicz' nicht vorübergehen kann.« Diese Vorhersage Alfred Henkes hat sich bislang nicht bestätigt.² Emil Theil, wie Frasunkiewicz ehemals führendes Mitglied der Bremer Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD), beurteilte ihn im Gespräch mit dem Historiker Erhard Lucas leicht abschätzig: »Er war ein außerordentlich radikaler Agitator und guter Organisator, damit allerdings

- 1 Vgl. Paul Müller, Die Geschichte der Umwälzung, November – Januar, in: Wilhelm Breves (Hrsg.), Bremen in der deutschen Revolution, Bremen 1919, S. 9–61, hier S. 12; David W. Morgan, The Socialist Left and the German Revolution, A History of the German Independent Social Democratic Party, 1917–1922, Ithaca, London 1975, S. 165; Eberhard Kolb, Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918–1919, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1978, S. 79; Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 3., Bremen in der Weimarer Republik (1918–1933), Bremen, erw. u. verb. Aufl., 1995, S. 21; Gerrit Brüning, Novemberrevolution und Räterepublik in Bremen, in: Marxistische Blätter, 6–2016, S. 87–95, hier S. 90; Peter Kuckuk, unter Mitarbeit von Ulrich Schröder, Bremen in der Deutschen Revolution 1918–1919, Revolution, Räterepublik, Restauration, Bremen, 2. erw. Aufl., 2017, S. 54; https://de.wikipedia.org/wiki/Bremer_Räterepublik [23.01.2017].
- 2 Zit. nach Bremer Volkszeitung (BVZ) v. 6. 8. 1923. Der Bremer Reichstagsabgeordnete der USPD traf sie am 4. 8. 1923 während einer Trauerrede für den Verstorbenen im Krematorium des Riensberger Friedhofs. Zu Einzelheiten s. u., und zu Henke vgl. Gerhard Engel, Radikal, gemäßigt, vergessen: Alfred Henke (1868–1946), Erster Teil (1868–1918), in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung (JbzG) Hft. 2015/II, S. 67–85, zweiter Teil (1918–1946), in: JbzG Hft. 2015/III, S. 78–97.

erschöpften sich auch seine Fähigkeiten.«³ Ein vollends negatives Bild zeichnete Wilhelm Kaisen in seinen Memoiren: »Dieser Mann hatte durch sein Verhalten sehr viel zu dem Wirrwarr beigetragen und nur zu oft bewiesen, daß auf ihn kein Verlaß war.«⁴ Dass Frasukiewicz klein war und an einer Rückgratverkrümmung litt, wird häufiger erwähnt,⁵ wie sehr er im politischen Meinungskampf polarisierte, verdeutlichte der bürgerliche Präsident der Bremischen Bürgerschaft Richard Dunkel (DDP) in einem kurzen Nachruf: »Besonders wenn es galt, seine politischen Ansichten zu verfechten, war er einer der schärfsten Gegner Andersdenkender. Seine Freunde haben in ihm einen ihrer tüchtigsten Streiter verloren.«⁶

Der »Schuster aus Hemelingen«⁷ gehörte in den Jahren 1919 bis 1922 zu den einflussreichsten Politikern der Bremer Massenpartei USPD und somit im politischen Geschehen der Hansestadt. Über sein Leben ist bislang nur wenig bekannt.⁸ Sein Wirken in Hemelingen während des Ersten Weltkrieges habe ich bereits in einem Aufsatz behandelt.⁹

Mit dem vorliegenden Beitrag möchte ich schwerpunktmäßig auf seine politische Karriere in Bremen eingehen. Während sich sein Leben bis zu seinem Sturz als bremischer Volksbeauftragter am 4. Februar und nachfolgenden Gefängnisaufenthalten im Frühjahr und Frühsommer 1919 (Kapitel 2 bis 7) noch chronologisch darstellen ließ, habe ich für die Zeit danach ein abweichendes Gliederungsprinzip gewählt. In Frasukiewicz' Leben spiegelt sich seitdem noch deutlicher als in den zwei Jahren zuvor die bewegte Geschichte der USPD wider, zumal er seit August 1919 als Bezirksparteisekretär

- 3 Erhard Lucas, Die Sozialdemokratie in Bremen während des Ersten Weltkrieges, Bremen 1969, S. 35. Lucas stützte sich auf ein Interview mit dem ehemaligen Fraktionsvorsitzenden der USPD (seit 1921) bzw. SPD in der Bremischen Bürgerschaft.
- 4 Wilhelm Kaisen, Meine Arbeit, mein Leben, München 1967, S. 88. Kaisen spielte auf das Ende der Bremer Räterepublik an.
- 5 Vgl. z.B. Karl Jannack, Wir kämpften in Bremen für die Räterepublik, in: Vorwärts und nicht vergessen, Erlebnisberichte aktiver Teilnehmer der Novemberrevolution 1918/19, hrsg. vom Institut für Marxismus- Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1958, S. 163–187, hier S. 182, und Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 1), S. 21.
- 6 Verhandlungen der Bremischen Bürgerschaft vom Jahre 1923, Stenografisch aufgezeichnet, Sitzung vom 1. 8. 1923, S. 488 (Verh.BrBürg.).
- 7 Kaisen, Meine Arbeit (wie Anm. 4), S. 87.
- 8 Kurze biografische Hinweise finden sich bei Lucas, Sozialdemokratie (wie Anm. 3), S. 35, und Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 1), S. 21. Vgl. ferner die tabellarischen Kurzbiografien in Sabine Roß (Bearb.), Biographisches Handbuch der Reichsrätekongresse 1918/19, Düsseldorf 2000, S. 127 f. und Kuckuk, Bremen (wie Anm. 1), S. 469 f.
- 9 Ulrich Schröder, Adam Frasukiewicz und die Spaltung der Hemelinger Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, in: JBzG, Hft. 2015/II, S. 128–143. Dieser Aufsatz enthält leider fehlerhafte Angaben zum Geburtsjahr und zum genauen Sterbedatum Frasukiewicz'. Ich habe sie zwar aus der Literatur übernommen, hätte sie aber überprüfen und korrigieren müssen. Ich bitte um Entschuldigung für meinen Fehler.

in Nordwestdeutschland erhebliche organisatorische und politische Verantwortung für sie trug. Eine entscheidende Zäsur bildete die Parteisplaltung auf dem Hallenser Parteitag im Oktober 1920. Drei in sich chronologische Erzählstränge strukturieren die Darstellung des Zeitabschnitts zwischen Frühjahr/Sommer 1919 bis zum Spätherbst 1920: 1. Die Entwicklung des Bezirks Bremen-Nordwest, 2. Frasunkiewicz' politisches Agieren in Partei- und öffentlichen Versammlungen sowie 3. seine Tätigkeit als Abgeordneter der Bremischen Bürgerschaft, die mit ihrer Auflösung im Januar 1921 vorläufig endete. Es handelt sich also um den Versuch, unterschiedliche Rollen des Protagonisten innerhalb etwa desselben Zeitraums zu akzentuieren, was Überschneidungen nicht ausschließt.

Nach der Parteisplaltung blieb die »Rest-USPD« im Großraum Bremen immer noch die stärkste Arbeiterpartei, war aber politisch geschwächt. Mit der Vereinigung mit den Mehrheitssozialisten zur »Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands« (VSPD) im September/Oktober 1922 endete ihre Geschichte als selbständige Partei. Die Darstellung dieses knapp zweijährigen Zeitabschnitts erfolgt in nur zwei Strängen, weil Frasunkiewicz der Bürgerschaft bis zum April 1922 nicht angehörte. Auch die kürzeren Kapitel 13 bis 15 folgen noch diesem Gliederungsprinzip, jedoch spiegeln sie vor allem den politischen Abstieg des Protagonisten wider. Auf die Entwicklung der regionalen VSPD hat er keinen Einfluss mehr nehmen können. Mit knapp gefassten Kapiteln zu seinem Privatleben und zu seinem Tod endet der Aufsatz.

Die Quellenlage ist recht günstig. Frasunkiewicz' Wortbeiträge im Arbeiter- und Soldatenrat sowie im Rat der Volksbeauftragten sind stenografisch aufgezeichnet, ebenso die in der Bremischen Bürgerschaft. Viele seiner zahlreichen Reden, die er auf Parteiversammlungen und in der Öffentlichkeit gehalten hatte, sind von Polizeispitzeln protokolliert worden.¹⁰ Ebenso veröffentlichten die Parteiorgane der USPD, anfangs die »Bremer Bürger-Zeitung« (BBZ)¹¹ und später die »Bremer Arbeiter-Zeitung« (BAZ), zahlreiche Berichte über seine politische Tätigkeit, darunter auch Artikel aus seiner Feder. Für die Zeit ab Anfang Oktober 1922 ist die Bremer Volkszeitung (BVZ), das Organ der VSPD, die maßgebliche Pressequelle. Ergänzend wurden Beiträge in der Presse der konkurrierenden Arbeiterparteien Sozialdemokratische Partei – Mehrheit (MSPD)¹² und Kommunistische Partei Deutschlands (KPD)¹³ sowie der bürgerlichen Lokalpresse¹⁴ punktuell ausgewertet. Während also genügend Quellenmaterial für eine politische Biografie Frasunkiewicz' zur Verfügung steht, ließ sich über sein Privatleben nur wenig herausfinden. Erfolglos blieb auch die Suche nach einem Foto.

10 Diverse Bestände im Staatsarchiv Bremen (StAB), Nachrichtenstelle der Polizeidirektion Bremen: StAB 4,65.

11 21. 12. 1918 bis 4. 2. 1919 Organ der USPD.

12 BBZ (10. 12. 1916 – 20. 12. 1918) und Bremer Volksblatt (BVB) ab 6. 2. 1919.

13 Nordwestdeutsches Echo, Organ der KPD/Bezirk Nordwest. (Die Zeitung erschien 1921–1924 unter diesem Titel.)

14 Bremer Nachrichten (BN) und Weser-Zeitung (WZ).

2. Kindheit und Adoleszenz bis 1897

Adam Frasunkiewicz wurde am 23. Dezember 1873 in Bromberg als Sohn des Schuhmachers Victor Frasunkiewicz und seiner Ehefrau Catharina Brzezinska geboren. Sein Großvater Stanislaus F. war Tischler und ebenfalls in Bromberg ansässig gewesen.¹⁵ Adams Geburtsstadt (heute Bydgoszcz) zählte im Jahre 1875 30308 Einwohner, war stark industrialisiert und Sitz einer Bezirksregierung in der preußischen Provinz Posen.¹⁶ Einige Hinweise, die wohl auf Erzählungen des Protagonisten zurückgehen, deuten auf eine streng katholische Erziehung hin, die ihn lange Zeit prägte. Er erlernte den Beruf seines Vaters und begab sich als Geselle auf Wanderschaft, die ihn u. a. nach Stettin führte. Dort trat er einer christlichen Gewerkschaft bei. Im Jahre 1897 kam er nach Bremen und wurde dort Mitglied der Freien Gewerkschaft und der SPD.¹⁷ Seinen katholischen Glauben legte er ab. Er bekannte sich später vehement als Atheist.¹⁸ Etwa 1903 machte er sich selbständig. Bis Ende 1908 oder Anfang 1909 führte er ein Schuhmachergeschäft im Stadtteil Utbremen.¹⁹

3. Karriere in der SPD bis 1914

Kaum der SPD beigetreten, »gab [es] keine Versammlung, keine Aktion der Bremer Arbeiterbewegung, an der Adam Frasunkiewicz nicht mitgewirkt hätte«, hieß es im Nachruf der Partei.²⁰ So gehörte er 1904 zu den Mitbegründern des Arbeitergesangvereins Bremen,²¹ und im Februar 1906 wählte ihn die Generalversammlung des Bremer Parteivereins als Vertreter des radikalen Parteiflügels in die einflussreiche Presskommission, die die politische Linie des Parteiorgans »Bremer Bürger-Zeitung« (BBZ) und die Zusammensetzung der Redaktion bestimmte.²²

15 Stadtarchiv in Bromberg (Bydgoszcz), Akte der römisch-katholischen Gemeinde in Bydgoszcz, sygn. 40, str. 245–246, poz. 12. Ich danke Anna Czech vom Staatsarchiv Bremen für die Vermittlung dieses Dokuments.

16 <https://de.wikipedia.org/wiki/Bydgoszcz> [25. 1. 2017] und <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/orte/bromberg-bydgoszcz/> [25. 1. 2017].

17 Nachruf in der BVZ-Ausgabe v. 1. 8. 1923. Auf seine Vergangenheit als geradezu fanatischer Katholik spielten seine mehrheitssozialdemokratischen Gegner (BVB v. 17. 7. 1919) und auch Alfred Henke in seiner bereits erwähnten Trauerrede an.

18 Siehe unten.

19 Adressbücher Bremen 1902–1909. Die Wohnung und das Geschäft befanden sich bis 1906 in der nicht mehr existierenden Schröderstraße Nr. 20, danach in der Schröderstraße Nr. 32.

20 BVZ v. 1. 8. 1923.

21 Ebd. Auch im Arbeiter-Abstinentenbund soll er aktiv gewesen sein und sich als »Sittenwächter« aufgespielt haben, s. BVB v. 17. 7. 1919.

22 Vgl. Karl-Ernst Moring, Die Sozialdemokratische Partei in Bremen 1890–1914, Reformismus und Radikalismus in der Sozialdemokratischen Partei Bremens, Hannover 1968, S. 90; zur Bedeutung und Funktion der Presskommission siehe ebd., S. 88–91. In dieser Funktion war er mit Unterbrechungen mehrere Jahre lang tätig, vgl. Lucas, Sozialdemokratie (wie Anm. 3), S. 35.

Anfang 1909 ließ er sich in Hemelingen nieder. Am 7. Januar übernahm er die Filialexpedition der BBZ im damals preußischen Industrievorort Bremen.²³ Bereits im Oktober kandidierte er dort für den Gemeindeausschuss und gewann die Wahl mit 253 von 259 abgegebenen Stimmen.²⁴ Die drei sozialdemokratischen Mitglieder bildeten dort aufgrund des undemokratischen Sechsklassenwahlrechts eine verschwindende Minderheit, vertraten aber die proletarische Bevölkerungsmehrheit gegen 15 bürgerliche Gemeindevertreter. Bei der Reichstagswahl vom 12. Januar 1912 entfielen 62,9 % der abgegebenen Stimmen auf den Kandidaten der SPD.²⁵ Bei den monatlichen Sitzungen des Gemeindeparlaments fehlte Frasunkiewicz fast nie, und bereits am 12. November 1909 meldete er sich als Neuling zu Wort. Das geschah häufiger, aber die bürgerliche Mehrheit lehnte die meisten seiner Anträge ab.²⁶

Im Zeitraum zwischen September 1913 bis März 1914 war er »ortsabwesend«.²⁷ Er besuchte gemeinsam mit Helene Schweida²⁸ und Wilhelm Kaisen den siebten (und letzten) Kursus der zentralen Parteischule in Berlin.²⁹ Ein halbes Jahr lang unterrichteten Rosa Luxemburg, Hermann Dunker und sechs weitere Dozenten H. Schweida und 30 männliche Sozialdemokraten in Fächern wie Nationalökonomie, Geschichte des Sozialismus, Grundlagen des Erfurter Programms und Zeitungstechnik. Die von den Bezirksorganisationen vorgeschlagenen Teilnehmer sollten zu Redakteuren, Parteisekretären und Agitatoren ausgebildet werden und zählten somit zur künftigen Parteilite.³⁰

23 BBZ v. 7. 1. 1909. Er wohnte in der Karlstraße Nr. 53 I und zog in den folgenden Jahren noch mehrere Male um, blieb aber stets in der Karlstraße, Adressbücher Achim und Sebaldsbrück bzw. Hemelingen und Sebaldsbrück 1910, 1911 und 1913, Wählerlisten für die Wahlen zum Gemeindeausschuss 1911–1913/15, Staatsarchiv Bremen (StAB) 6,6/1-VI b 8, 9, 10.

24 Sitzungsprotokolle Gemeindeausschuss Hemelingen, Laufzeit 31. 10. 1905–9. 9. 1910, Wahlversammlung am 21. 10. 1909, zit. Prot. GA Hem., StAB 6,6/1 Akz.2-Bd. 5, S. 421.

25 Vgl. Schröder, Frasunkiewicz (wie Anm. 9), S. 128 f.

26 Prot. GA Hem., StAB 6,6/1 Akz.2-Bd. 5, und Bd. 6, (Laufzeit 30. 9. 1910–3. 10. 1916); lediglich der Antrag der Gewerkschaftskommission auf Überlassung des Marktplatzes für das Gewerkschaftsfest fand am 16. 6. 1910 einstimmige Zustimmung (Bd. 5, S. 488).

27 Prot. GA Hem., StAB 6,6/1 Akz.2-Bd. 6, Anwesenheitslisten.

28 Helene Kaisen, geb. Schweida (1889–1973), gelernte Buchhalterin, 1907 SPD, 1917 USPD; sie lernte auf der zentralen Parteischule ihren späteren Ehemann Wilhelm Kaisen aus Hamburg kennen.

29 Landesarchiv Berlin, Akte A Pr. Br. Rep. 030 Nr. 15943, Registerkarte Frasunkiewicz, und Meldung des 3. Kommissariats v. 12. 11. 1913. Zum 7. Kursus vgl. Hartmut Müller, Bei Rosa Luxemburg lernten sie Nationalökonomie – Helene Schweida und Wilhelm Kaisen 1913/1914 auf der Parteischule in Berlin, eine Zeitreise, in: Bremisches Jahrbuch (Brem. Jb.), Bd. 82 (2003), S. 205–223. Frasunkiewicz wird in dem Aufsatz nicht erwähnt.

30 Vgl. Bernd Braun, Eine sozialistische Universität? – Die Parteihochschule der SPD 1906 bis 1914, in: Armin Kohnle und Frank Engehausen (Hrsg.), Zwischen Wissenschaft und Politik, Studien zur deutschen Universitätsgeschichte, Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2001, S. 173–193.

Etwa zwei Wochen nach seiner Rückkehr, am 17. April 1914, wählte die Generalversammlung des Hemelinger Parteivereins Frasunkiewicz zum 1. Vorsitzenden und bestimmte ihn zum Leiter der Bildungskommission.³¹ Der Ortsverein zählte zu dem Zeitpunkt 869 Mitglieder, darunter 228 Frauen, und 880 Abonnenten der Bremer Bürger-Zeitung.³²

4. Kriegsgegnerschaft, Parteispaltung und Schutzhaft im Ersten Weltkrieg

Knapp dreieinhalb Monate später, am 29. Juli 1914, beteiligten sich ca. 1000 Personen an der örtlichen Antikriegskundgebung und verabschiedeten einstimmig eine scharfe Resolution gegen die Kriegsvorbereitungen.³³ Anders als die SPD-Reichstagsfraktion, die am 4. August 1914 geschlossen die Kriegskredite befürwortete und sich auf den sog. Burgfrieden einließ, blieben Frasunkiewicz und seine beiden SPD-Genossen im Gemeindeausschuss demonstrativ bei ihrer Kriegsgegnerschaft. Als am 7. August die erste Sitzung im Krieg stattfand, verspäteten sie sich. Sie betraten den Sitzungssaal erst, nachdem die bürgerliche Mehrheit das Kaiserhoch ausgebracht hatte, um sich danach an der Aussprache über die Unterstützung von zum Krieg Eingezogenen beteiligen zu können.³⁴

Es spricht viel für die Annahme, dass auch die meisten einfachen Parteimitglieder bei ihrer kriegsablehnenden Haltung blieben, zumal die BBZ, die nach wie vor viel gelesen wurde, trotz militärischer Vorzensur an ihrem kritischen Kurs festhielt.³⁵ Frasunkiewicz bekannte sich schon frühzeitig zur Opposition. Er unterschrieb den von Karl Liebknecht entworfenen und am 9. Juni 1915 von führenden Parteilinken redigierten »offenen Brief« an den Parteivorstand und den Vorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Elf weitere Hemelinger SPD- und Gewerkschaftsfunktionäre, darunter sein Stellvertreter Georg Deilecke, schlossen sich ihm an. Mit ihrer Unterschrift bekundeten sie ihren Zorn über die »immer schroffere Abkehr« der führenden Genossen von den »bisherigen Grundsätzen« der Sozialdemokratie und deren Anpassung an die Politik des annektonistischen Bürgertums.

31 BBZ v. 18. 4. 1914. Ob F. erstmals als Vorsitzender gewählt oder bereits wiedergewählt wurde, ließ sich nicht feststellen, weil zu den Generalversammlungen der vorausgegangenen Jahre keine bzw. unvollständige Berichte vorliegen oder sie nicht aufgefunden werden konnten.

32 BBZ v. 17. 4. 1914, Stand vom 1. 4. 1914.

33 BBZ v. 31. 7. 1914. Zu Einzelheiten vgl. Schröder, Frasunkiewicz (wie Anm. 9), S. 131.

34 Prot. GA Hem., StAB 6,6/1 Akz.2 – Bd.6, S. 368–370.

35 Es gab zwar auch Redakteure, die sich mit der Politik der Kriegskreditbewilligung einverstanden erklärten, jedoch stachen die kritischen Beiträge, für die insbesondere der Reichstagsabgeordnete Alfred Henke verantwortlich zeichnete, stärker hervor, vgl. Lucas, Sozialdemokratie (wie Anm. 3), S. 25–27. Einen guten Überblick über die Berichterstattung der BBZ bietet Holger Böning, Kriegsalltag in der Bremer Presse – einige Schlaglichter und Beobachtungen, in: Lars U. Scholl, (Hrsg.), Bremen und der Erste Weltkrieg, Kriegsalltag in der Hansestadt, Bremen 2014, S. 50–98, passim.

Gleichzeitig unterstützten sie die Forderung, den Burgfrieden aufzukündigen und zum Klassenkampf zurückzukehren.³⁶

Wohl wegen seiner Rückgratverkrümmung konnte der Ortsvereinsvorsitzende nicht zum Kriegsdienst einberufen werden. Für die BBZ arbeitete er nicht nur als Expedient, sondern er betätigte sich unermüdlich als kritischer Lokalberichterstatter und veröffentlichte mehrfach Feldpostbriefe von Hemelinger Genossen, die ein vergleichsweise ungeschminktes Bild von der Front vermittelten.³⁷ Seine Einstellung geht deutlich aus einem Augenzeugenbericht von der Mitgliederversammlung (MV) des Sozialdemokratischen Parteivereins Bremen hervor, die am 17. Juli 1915 im Parteihaus stattfand. Nachdem Henke die Kriegsunterstützung der Parteimehrheit scharf kritisiert und vor den sozialen Folgen gewarnt hatte, polemisierte der Parteirechte Karl Deichmann, ebenfalls Reichstagsabgeordneter und persönlicher Freund Friedrich Eberts, gegen die Minderheit, die er mehrfach als »vaterlandsverräterisch« bezeichnete. Der Beobachter Wilhelm Eildermann notierte in sein Tagebuch: »Frasunkiewicz, ein kleiner, aber energischer Mann, lehnte mit der einen Hand an der Wand, die andere hatte er in der Hosentasche. Starr richtete er den Blick auf den Redner und machte ganz treffende Zwischenrufe, zum Beispiel: ›Wir haben kein Land von unserem Vater!‹«³⁸

Am 19. November 1915 demonstrierten ca. 700 »Kriegerfrauen« vor dem Hemelinger Rathaus, weil ihnen die Kriegsunterstützung, auf die sie ein Anrecht hatten, nicht in voller Höhe ausgezahlt worden war. Die »Berner Tagwacht«, das international beachtete Organ der Sozialdemokratischen Partei des Kantons Bern, stellte die wahrscheinlich von Frasukiewicz organisierte Aktion in eine Reihe mit Demonstrationen, die in Berlin, Dresden und Leipzig stattgefunden hatten, und kommentierte: »Noch steckt die rein ökonomische Protestbewegung in ihren Anfängen, noch sind die in ihr enthaltenen Kräfte nicht entfaltet, und schon schwingt sich die Bewegung auf eine höhere Stufe.«³⁹

Am 11. Dezember reichte Johann Knief, der führende Kopf der Bremer Linksradiكالen,⁴⁰ die Zeitung bei einem Treffen des »Indianerklubs«, einem

36 Abgedruckt in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II, Bd. 1: Juli 1914 – Oktober 1917, Berlin 1958, S. 169–173 (Protestschreiben), und 175, 177f. sowie 185 (Unterschriften aus Hemelingen). Zum Vergleich: Unter den etwa 1000 Unterzeichnern befanden sich nur drei Bremer, Alfred Henke, Johann Knief und Karl Klawitter, und in Hamburg und Altona unterschrieben insgesamt 11 Genossen, siehe dazu Gerhard Engel, Johann Knief – ein unvollendetes Leben, Berlin 2011, S. 225, und Volker Ullrich, Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution, Beiträge zur Sozialgeschichte Hamburgs und Norddeutschlands im Ersten Weltkrieg 1914–1918, Bremen 1999, S. 37.

37 Auf Einzelbelege wird hier verzichtet.

38 Wilhelm Eildermann, Jugend im ersten Weltkrieg, Tagebücher, Briefe, Erinnerungen, Berlin 1972, S. 251.

39 Berner Tagwacht v. 8. 12. 1915. Zu Einzelheiten vgl. Schröder, Frasukiewicz (wie Anm. 9), S. 133 ff.

40 Zu dessen Biografie vgl. Engel, Knief (wie Anm. 36).

Diskussionszirkel linker Bremer Sozialdemokraten, herum. Frasunkiewicz, der dem Zirkel ansonsten nicht angehörte, war anwesend und äußerte sich pessimistisch: »Es bedürfte eines Heldenmutes, um etwas zu tun. [...] Der Militarismus hat seine Krallen so tief ins Volk geschlagen, dass keiner sich losmachen kann, ohne dass Fleisch sitzen bleibt. Es liegt nicht nur am Nichtwollen, sondern auch am Nichtkönnen.« Sein Nachredner Martin Boldt beurteilte die Aktion jedoch als außerordentlich ermutigend.⁴¹

Nachdem am 21. Dezember 1915 20 Mitglieder der SPD-Reichstagsfraktion, darunter der Bremer Alfred Henke, gegen die fünfte Kreditvorlage gestimmt hatten, spitzten sich die Gegensätze zwischen der den Burgfrieden befürwortenden Parteimehrheit und der Opposition zu, deren Vertreter sich trotz divergierender politischer Auffassungen in einem Punkt einig waren: Der Krieg sollte so schnell wie möglich und ohne Annexionen beendet werden. In Bremen befand sich die Parteimehrheit in der Minderheit. Am 9. Januar 1916 erschien unangekündigt die »Bremische Correspondenz«, mit der örtliche Parteirechte der Bremer Bürger-Zeitung Konkurrenz machen wollten, weil diese den Standpunkt der Opposition unterstützte.⁴² Dies löste in der Mitgliederschaft große Empörung aus. Die Presskommission wählte am 27. Januar ihren bisherigen Vorsitzenden Karl Deichmann ab und ersetzte ihn durch Frasunkiewicz.⁴³ Die Generalversammlung des 6. hannoverschen Wahlkreises, in der Vertreter der Mehrheit dominierten, entzog ihm wiederum am 12. März das Mandat im Gremium, das er lange Zeit ausgeübt hatte.⁴⁴

Unter Frasunkiewicz' Führung zählten die Hemelinger Sozialdemokraten wie ihre Bremer Genossen mehrheitlich zur Parteiopposition. Den »Sozialpatrioten« der Parteimehrheit warf ihre MV am 14. Januar 1917 vor, sie hätten »durch ihre Politik wohl die Interessen der kapitalistischen Gesellschaft, aber nicht die des auf dem Boden des Klassenkampfes stehenden Proletariats vertreten.« Darum lehne sie »grundsätzlich die Politik des Parteivorstandes und seiner Vertrauten ab.« Sie griff trotz prinzipieller Befürwortung nur deshalb nicht zum in Bremen praktizierten Mittel der Beitragssperre, weil diese nur Wirkung zeige, wenn »sie systematisch im ganzen Reiche von der gesamten Opposition organisiert und beschlossen« werde.⁴⁵

Nachdem die zentrale Parteiführung am 18. Januar 1917 nach der ersten Reichskonferenz der Opposition deren Parteiausschluss verfügt hatte, begrüßte

41 Eildermann, Jugend (wie Anm. 38), S. 291 f.

42 Vgl. Lucas, Sozialdemokratie (wie Anm. 3), S. 43 ff.

43 Ebd., S. 46, und Engel, Knief (wie Anm. 36), S. 259. Als Ludwig Waigand, der Sekretär des Parteibezirks Nordwest, sich mit Deichmann solidarisch erklärte, verlor auch er sein Amt als zweiter Vorsitzender und Schriftführer.

44 BBZ v. 16. 3. 1916. (Dem Wahlkreisverein gehörten u. a. die SPD-Ortsvereine in den Kreisen Achim, Verden, Hoya und Syke an. Mehrheitlich waren sie während des Krieges kaum noch in der Lage, Vertreter zu entsenden, was die Position des rechten Bezirksvorstandes Nordwest stärkte.)

45 BBZ v. 18. 1. 1917. Zur Beitragssperre in Bremen vgl. Lucas, Sozialdemokratie (wie Anm. 3), S. 78 ff.

der Vorstand des Parteibezirks Nordwest diese Maßnahme.⁴⁶ Auf der nur schwach besuchten Vorstandskonferenz des 6. hannoverschen Wahlkreises am 4. März 1917 scheiterten die Hemelinger Vertreter mit ihrem Versuch, einen Anschluss an die Opposition zu bewirken. Als sich die Mehrheit gar hinter das Votum des Bezirksvorstandes stellte, erklärten sie, »daß sie die Scheidung vollzogen haben und sie ihrer eigenen Wege gehen würden.«⁴⁷ Am 25. März begründete Frasunkiewicz den Bruch in der Mitgliederversammlung der Hemelinger Sozialdemokraten. Diese schloss sich der Entscheidung ihres Vorstandes offenbar ohne Gegenstimmen an.⁴⁸

Anfang April 1917 (6.–8.) wurde in Gotha die USPD gegründet.⁴⁹ Es ist wahrscheinlich, jedoch nicht völlig gesichert, dass Frasunkiewicz zu den 143 Teilnehmern des Gründungsparteitags gehörte, auf dem Bremen (Bezirk Nordwest) mit vier Delegierten aus zwei Wahlkreisen vertreten war.⁵⁰ Der Hemelinger Parteiverein schloss sich der neuen Partei an. Ende Juli oder Anfang August 1917 zählte er nach eigenen Angaben mehr als 300 Mitglieder, wobei die zum Militär eingezogenen Genossen nicht berücksichtigt seien. Diese stünden aber hinter der Politik des Ortsvorstandes.⁵¹ Ende Mai oder Anfang Juni konstituierte sich die Hemelinger Minderheit als »Ortsverein« und wählte den Schlosser Heinrich Vogel als Vorsitzenden.⁵² Dass die Neugründung, wie Frasunkiewicz behauptete, nur drei Mitglieder zählte, erscheint untertrieben, doch veranschaulichen die übermittelten Mitgliederzahlen das grundsätzliche Kräfteverhältnis vor Ort. Die Streitigkeiten zwischen den ehemaligen Genossen – es ging u. a. um das Vereinsvermögen – hatten zunehmend gehässige Formen angenommen. Man werde mit dem »Parteischädling« schon »fertig werden«, drohten seine Gegner in der BBZ.⁵³

Frasunkiewicz wurde Mitte August 1917 in Schutzhaft genommen und saß 444 Tage im Bremer Untersuchungsgefängnis ein, aus dem man ihn erst am

46 BBZ v. 10. 2. 1917. Zur Entwicklung auf Reichsebene vgl. Hartfried Krause, USPD, Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Frankfurt a. M., Köln 1975, S. 79.

47 BBZ v. 6. 3. 1917.

48 BBZ v. 25. 3. 1917. Die Redaktion der mittlerweile von der Parteimehrheit kontrollierten BBZ merkte an, dass einige Genossen die Versammlung bereits vor der Abstimmung verlassen hätten und nicht feststellbar gewesen sei, ob auch Stimmenthaltung geübt wurde.

49 Vgl. Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 86 ff.

50 Protokoll über die Verhandlungen des Gründungsparteitags der U. S. P. D. vom 6. bis 8. April in Gotha, hrsg. v. Emil Eichhorn, Berlin 1921, S. 38. Nur 58 Teilnehmer lassen sich anhand der Sprechliste eindeutig identifizieren, laut Nachruf der Partei (BVZ v. 1. 8. 1923) war Frasunkiewicz jedoch in Gotha dabei.

51 Partei-Mitteilungen für die Organisationen der Unabhängigen Sozialdemokratie Deutschlands, Bezirk Wasserkante, vom 11. 8. 1917, S. 8; Archiv der Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts im Universitätsarchiv Bremen (SfS), III. 26, Sammlung Volker Ullrich, 7. 9. (1) USPD: Hamburg, Wasserkante 1917–1920.

52 BBZ v. 2. 6. 1917.

53 BBZ v. 30. 4. 1917.

31. Oktober 1918 entließ.⁵⁴ Er zog sich dort ein rheumatisches Leiden zu.⁵⁵ Im Übrigen ist nur wenig über seine Haftbedingungen bekannt.

Ab dem Zeitpunkt seiner Inhaftierung liegen auch zur Tätigkeit der Hemelinger USPD keine Quellen vor, zumal die Partei insgesamt seit dem Sommer 1917 dem Verfolgungsdruck der Militärbehörden ausgesetzt und in ganz Nordwestdeutschland ihrer Möglichkeiten beraubt war, legal zu publizieren.⁵⁶ Eine Lockerung der Repression machte sich erst bemerkbar, nachdem sich am 3. Oktober 1918 das Reichskabinett des Prinzen Max von Baden unter Beteiligung der Mehrheitssozialdemokraten (MS) gebildet hatte und eine Parlamentarisierung des bisherigen Regimes einsetzte. Am 30. d. M. führte der Hemelinger Ortsverein der frisch gebackenen Regierungspartei eine öffentliche Volksversammlung im »Lüers Tivoli« durch, in der auch Georg Deilecke, der Stellvertreter Frasunkiewicz' im USPD-Ortsvorstand, zu Wort kam und »die sofortige Amnestie aller wegen politischer Vergehen in Schutzhaft Befindlichen« fordern konnte.⁵⁷

Am 4. November trat Frasunkiewicz erstmals nach der Haftentlassung öffentlich auf. In der ersten Volksversammlung der bislang unterdrückten Bremer USPD sprach er nach Alfred Henke vor fast 5000 Zuhörern.⁵⁸

5. Tätigkeit im Aktionsausschuss des Arbeiter- und Soldatenrats

Zwei Tage später hatte er seinen berühmten Auftritt auf dem Balkon des Bremer Rathauses: Nachdem aufständische Matrosen die Garnisons-Kaserne in der Bremer Neustadt erobert hatten, versammelte sich am frühen Abend eine große Anzahl von Marinern, Soldaten und Arbeitern auf dem Marktplatz.⁵⁹ Frasunkiewicz hielt eine längere Ansprache vom Rathausbalkon. Er ging zunächst auf die politische und militärische Lage ein, um dann die Bildung eines Arbeiter- und Soldatenrats (AuSR) anzukündigen. Die Arbeiter forderte er auf, in den Betrieben weiterzuarbeiten und Vertrauensleute zu wählen. Jede Kompanie der Garnison solle zwei Vertreter entsenden. »Sämtliche öffentliche Ämter würden unter die Kontrolle des Arbeiter- und Soldatenrates gestellt werden. Die Lebensmittelverteilung werde besonders geregelt. Die Diktatur irgend eines anderen Staates könnte nicht schlimmer werden, als was man bisher erlitten habe.« Er rief die Versammelten dazu

54 Vgl. Adam Frasunkiewicz, Vor zwei Jahren, in: BAZ v. 5. 11. 1920. »Schutzhaft« war als besondere Form der Sicherheitshaft Ende 1916 eingeführt worden, die von Militärbefehlshabern auf unbestimmte Zeit angeordnet werden konnte. Sie setzte keine strafbare Handlung voraus, vgl. Engel, Knief (wie Anm. 36), S. 342.

55 Protokoll der Sitzungen des Arbeiter- und Soldatenrats in Bremen. o. O. u. J. (1918/19), (Prot. AuSR Bremen), Prot. v. 23. 12. 1918, S. 3.

56 Vgl. Volker Ullrich, Augusterlebnis (wie Anm. 36), S. 72 ff.

57 BBZ v. 2. 11. 1918.

58 Vgl. Frasunkiewicz, Vor zwei Jahren (wie Anm. 54). Zur Bremer USPD vgl. Lucas, Sozialdemokratie (wie Anm. 3), S. 93 f., und Engel, Radikal, Teil 2 (wie Anm. 2), S. 78.

59 Vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 1), S. 53 ff.

auf, am folgenden Tag eine Kundgebung auf dem Spielplatz Nordstraße zu besuchen, wo erste Beschlüsse verkündet werden sollten, und schloss mit einem »Hoch auf die sozialistische deutsche Republik«. ⁶⁰

Im Anschluss daran trafen sich Vertreter der USPD, der Linksradiكالen⁶¹, der MSPD und des vorläufigen Soldatenrats im Gewerkschaftshaus, um erste Beschlüsse – etwa zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung – zu fassen und einen Aktionsausschuss zu wählen. Ihm gehörten die unabhängigen Sozialisten Henke, Frasukiewicz, Albert Herold und Emil Sommer sowie die Linksradiكالen Hans Brodmerkel, Adolf Dannat und Carl Stockhinger an. Mehrheitssozialisten ließ man nicht zu.⁶² Nach Abschluss der gewaltigen Massenkundgebung am 7. November erweiterte sich der Aktionsausschuss auf fünfzehn Personen. Unabhängige und Linksradiكالen waren darin im Verhältnis 2 : 1 vertreten. Henke blieb Vorsitzender und Frasukiewicz gehörte dem sechsköpfigen Vorstand als Beisitzer an. Als am 8. November sechs Unterausschüsse als Organe für die fachliche Arbeit eingerichtet werden sollten, stellte sich heraus, dass die unabhängigen Sozialisten und die Linksradiكالen zu wenig Fachleute in ihren Reihen hatten. Deshalb sahen sie sich gezwungen, fachlich qualifizierte Gewerkschafter drittelparitätisch hinzuzuziehen, die fast durchweg Mehrheitssozialisten waren.⁶³ Frasukiewicz trat an die Spitze des Ausschusses »für auswärtige Angelegenheiten«, dem außerdem Johann Klima (IKD) und Karl Winkelmann (MSPD) angehörten.⁶⁴

In den Plenumssitzungen des AuSRs meldete sich Frasukiewicz vorerst nicht zu Wort, umso intensiver trat er in Versammlungen außerhalb Bremens auf, so in seinem bisherigen Wohnort Hemelingen⁶⁵ und in Osterholz-Scharmbeck⁶⁶ bereits am 8. und im Marinestandort Cuxhaven in schlichtender Funktion etwa am 12. November.⁶⁷ Möglicherweise gehörten diese auswärtigen

60 Vgl. Paul Müller, *Umwälzung* (wie Anm. 1), S. 11 f.

61 Am 23. 11. 1918 benannten sich die Bremer Linksradiكالen in »Internationale Kommunisten (Deutschlands)« um. Als IKD vereinigten sie sich am 31. 12. 1918 mit der Spartakusgruppe zur Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD). Im vorliegenden Beitrag werden sie als »Linksradiكالen« bzw. (für die Zeit ab 1. Januar 1919) als »Kommunisten« bezeichnet.

62 Vgl. Frasukiewicz, *Vor zwei Jahren* (wie Anm. 54), und ausführlich Kuckuk, *Bremen* (wie Anm. 1), S. 55 f.

63 Ebd., S. 61 ff.

64 *Weser-Zeitung* v. 10. 11. 1918.

65 Vgl. Schröder, Frasukiewicz (wie Anm. 9), S. 142.

66 *BBZ* v. 9. 11. 1918. Hier wirkte er an der Wahl eines vorläufigen Arbeiterrates mit, der sich überwiegend aus Arbeitern der Frerichswerft zusammensetzte und mit dem Bremer AuSR zusammenarbeiten wollte. Zum AuSR für den Kreis Osterholz vgl. Ulrich Schröder, *Rotes Band am Hammerand, Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Osterholz von den Anfängen bis 1933*, S. 70 ff., 113 ff.

67 *Cuxhavener Zeitung* v. 13. 11. 1918, zit. nach Johann Lüken, *Revolutionäre Strömungen und Ereignisse in Cuxhaven von November 1918 bis Februar 1919*, in: *Jahrbuch der Männer vom Morgenstern*, Bd. 53 (1973), S. 135–182, hier S. 175.

Auftritte zu seinen Ressortaufgaben. Auf die Bildung und Zusammensetzung des Hemelinger AuSRs hatte er wohl bereits am 6. November starken Einfluss genommen,⁶⁸ und noch Mitte Dezember 1918 warb er unter seiner Hemelinger Anschrift um Abonnenten für die »Bremer Arbeiter-Zeitung«, das neu herausgegebene Organ der USPD.⁶⁹

In der Reichshauptstadt stimmten die führenden Vertreter der MSPD und der USPD in dem Ziel, eine Verfassungsgebende Nationalversammlung einzuberufen, überein, nur über den Zeitpunkt der kommenden Wahl war man unterschiedlicher Meinung.⁷⁰ Demgegenüber traten die Bremer Linksradi- kalen für die Räteherrschaft und die Diktatur des Proletariats ein. Die Wahl einer Nationalversammlung lehnten sie grundsätzlich ab.⁷¹ Während Alfred Henke in einer gemeinsamen Sitzung der Arbeiter- und Soldatenräte Nord- westdeutschlands am 24. November von dieser ursprünglich geteilten Posi- tion abrückte, blieb Frasunkiewicz ein Verbündeter der Linksradi- kalen und stimmte mit ihnen gegen die Einberufung einer Nationalversammlung: »Man solle sich von dem Wort Bürgerkrieg nicht schrecken lassen. Bürgerkrieg heiÙe Klassenkampf, und den wollten alle. Die Forderung der Demokratie passe gar nicht in den Rahmen der Weltrevolution hinein.«⁷²

Über die »Rechtssozialisten, denen die Revolution über den Kopf gewach- sen ist«, spottete er. Sie stünden »noch mit beiden FüÙen in der alten Welt. In der Welt der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie.«⁷³ In einer Volks- kundgebung am 7. Dezember bezeichnete er die Nationalversammlung »als den Totengräber der Nation« und empfahl eine »Verbindung Deutschlands mit Rußland, um so die sozialistische Republik fester zu verankern.«⁷⁴ So war es nicht verwunderlich, dass die Linksradi- kalen ihn als engen Verbündeten und Verbindungsmann zur USPD betrachteten.⁷⁵ Diese Position verschaffte ihm parteiübergreifende Zustimmung auf der Linken. Der Arbeiterrat (AR) wählte ihn am 13. Dezember mit 89 Stimmen zum Delegierten auf der ersten Reichskonferenz der Arbeiter- und Soldatenräte. Sein Parteigenosse Franz

68 Bericht Frasunkiewicz' in BAZ v. 8. 5. 1919. Zum AuSR Hemelingen vgl. Ulrich Schröder, Der Arbeiter- und Soldatenrat Hemelingen (November 1918 – Februar 1920) – Sein Weg zwischen revolutionärem Aufbruch und Selbstaufgabe, in: Peter Kuckuk, Bremen (wie Anm. 1), S. 343–365.

69 BAZ v. 14. 12. 1918. Er wohnte zu der Zeit in der Karlstraße 73.

70 Vgl. Morgan, Socialist Left (wie Anm. 1), S. 127 ff.; Susanne Miller, Die Bürde der Macht, Die deutsche Sozialdemokratie 1918–1920, Düsseldorf 1978, S. 104 ff., und Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin, Bonn 1984, S. 91 ff.

71 Vgl. Kuckuk, Bremen (Anm. 1), S. 137 ff.; Gerhard Engel, Demokratie in Theorie und Praxis der Bremer Linksradi- kalen, in: Rainer Holze, Siegfried Prokop (Hrsg.), Basisdemokratie und Arbeiterbewegung, Günter Benser zum 80. Geb- urtstag, Berlin 2012, S. 98–106.

72 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 24. 11. 1918, S. 14 f. (Zitat S. 15).

73 BAZ v. 13. 12. 1918.

74 BBZ v. 9. 12. 1918.

75 Vgl. Jannack, Wir kämpften (wie Anm. 5), S. 171.

Manthey gewann mit 79 Stimmen das zweite Mandat, während die Mehrheitssozialisten Karl Deichmann und Wilhelm Dammer mit jeweils 50 Stimmen weit abgeschlagen blieben.⁷⁶

Frasunkiewicz kehrte enttäuscht vom Räte-Kongress zurück, der vom 16. bis 21. Dezember in Berlin getagt und den 19. Januar 1919 als Wahltermin für die Nationalversammlung bestimmt hatte.⁷⁷ Er und Manthey befanden sich dort mit ihrer ablehnenden Haltung in der absoluten Minderheit. Zwei Tage nach Beendigung des Kongresses berichtete Frasunkiewicz dem AuSR sehr ausführlich und sparte auch nicht mit Kritik an führenden Vertretern seiner Partei wie Hugo Haase, Wilhelm Dittmann und Rudolf Hilferding. Trotz der politischen Niederlage gab er sich überzeugt, »daß die Arbeiter- und Soldatenräte in den größeren Städten Deutschlands, die eine politische Schulung erfahren haben, sich nicht das wegnehmen lassen werden, was sie unter Gut- und Blutopfern erkämpft haben.«⁷⁸ Nachdem sich in der USPD eine Mehrheit dafür entschieden hatte, zu der in Berlin beschlossenen Wahl anzutreten,⁷⁹ passte er sich allerdings an. Am 27. Dezember wendete er sich in einer MV des Ortsvereins Bremen mit Erfolg gegen zwei zum Wahlboykott auffordernde Anträge,⁸⁰ und am folgenden Abend bestritt er eine Wahlkampfveranstaltung in Hemelingen.⁸¹

Im AuSR setzte er sich in den dreitägigen Beratungen über ein Regelwerk zur Neuwahl des ARs für das Wahlrecht von »Kopfarbeitern« wie z.B. Buchhaltern sowie Post- und Bahnbeamten ein. In Betrieben sollte das Mehrheitswahlrecht gelten.⁸² In einer Debatte, ob und wie ehemalige politische Häftlinge finanziell entschädigt werden sollten, hielt er sich als Betroffener zurück: »Also, prüfen Sie, lehnen Sie ab oder stimmen Sie zu!«⁸³ Am 3. Januar 1919 stimmte das Plenum mit großer Mehrheit zu. In derselben Sitzung plädierte er für den Beschluss des Aktionsausschusses, die Unterstützungssätze für Erwerbslose anzuheben. Das Bürgertum werde sich darüber aufregen. »Da packen wir die Bourgeoisie am besten und empfindlichsten, nämlich im Geldschrank, denn da schlägt ihr das Herz.«⁸⁴

Im bereits abgesetzten Senat, der immer noch als Verwaltungsorgan tätig war und – in Gestalt der Finanzdeputation – nach wie vor die Finanzhoheit ausübte und exklusiv Staatsanweisungen ausstellen durfte, regte sich Widerstand gegen die vom AuSR beschlossenen Ausgaben.⁸⁵ Während einige

76 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 13. 12. 1918, S. 5, 7.

77 Zum Verlauf des Kongresses vgl. Winkler, *Revolution* (wie Anm. 70), S. 100 ff.

78 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 23. 12. 1918, S. 5–12, (Zitat S. 8).

79 Zu den internen Auseinandersetzungen vgl. Morgan, *Socialist Left* (wie Anm. 1), S. 208 ff.

80 BBZ v. 28. 12. 1918.

81 Vgl. Schröder, *AuSR Hemelingen* (wie Anm. 68), S. 346.

82 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 13. 12. 1918, S. 7, 15. Zu den Beratungen insgesamt vgl. Kuckuk, *Bremen* (wie Anm. 1), S. 143 ff.

83 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 23. 12. 1918, S. 2–4, (Zitat S. 3).

84 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 3. 1. 1919, S. 8–10, (Zitat S. 10). Zu den Beratungen insgesamt vgl. Kuckuk, *Bremen* (wie Anm. 1), S. 168 ff.

kommunistische Vertreter in der AR-Sitzung vom 5. Januar die endgültige Entmachtung des Senats forderten, verlangte Frasunkiewicz die sofortige Einberufung des paritätisch besetzten »Zwölfer-Ausschusses«. Auf diesem Wege solle der Senat gezwungen werden, Farbe zu bekennen, und dem AR könne nicht nachgesagt werden, er habe »nicht ordnungsgemäß gehandelt.« Geld sei genug vorhanden.⁸⁶

Drei Gründe führten laut Peter Kuckuk zum Entschluss der Bremer Kommunisten, die Räterepublik zu proklamieren: 1. Der Machtkampf mit dem Senat um die Finanzhoheit, 2. der beabsichtigte Ausschluss der Mehrheitssozialisten aus dem AR, bei dessen Neuwahl am 6. Januar sie gut abgeschnitten hatten, und 3. die Solidarität mit der revolutionären Linken in Berlin, deren Niederlage in den Berliner Januarunruhen sich bereits abzuzeichnen begann.⁸⁷ Wie besorgt man war, verdeutlicht die Mission des Kommunisten Karl Jannack und Frasunkiewicz' am 4. Januar. Man schickte die beiden nach Berlin, um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg nach Bremen einzuladen, weil sie dort in Sicherheit seien.⁸⁸

Jannack, der sich sein Büro mit Frasunkiewicz teilte, war es auch, der den Unabhängigen am 9. Januar im Parteauftrag auf die geplante Ausrufung der Räterepublik vorbereitete: »Bei der ersten Unterredung war Frasunkiewicz erschrocken und fragte mich sofort, was Henke zu dem Plan sagen würde. Ich konnte nur erklären, daß Henke gar nicht unterrichtet sei, daß er, Frasunkiewicz, diese Aufgabe übernehmen solle.« Der Soldatenrat sei für die Proklamierung der Rätewacht, und bewaffnete Formationen würden den Marktplatz sichern. »Ich hatte den Auftrag zu versprechen, daß Henke den Vorsitz übernehmen solle, daß wir einverstanden seien, wenn Adam Frasunkiewicz sein Vertreter werde. Weiter hatte ich zugesagt, daß er selbst die Rätewacht ausrufen solle.« Frasunkiewicz war, so Jannack, mit der Eile nicht einverstanden, aber er rief schließlich Henke an und »bestimmte eine Uhrzeit um ihn vorzubereiten.«⁸⁹ Erst am folgenden Tag gelang es schließlich, den sich immer noch sträubenden Henke zu überreden.⁹⁰

85 Es ging nicht nur um die Erhöhung der Unterstützungssätze und um Haftentschädigung, sondern vor allem um die Besoldung des aus Arbeitern gebildeten Wachbataillons.

86 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 5. 1. 1919, S. 4 f. (Zitat S. 5). Vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 1), S. 172 ff.

87 Vgl. ebd., S. 186. Frasunkiewicz selbst führte in seinem Rückblick in der BAZ vom 5. 11. 1920 (wie Anm. 54) nur den Finanzkonflikt als Grund an.

88 Vgl. Jannack, Wir kämpften (wie Anm. 5), 179 f. Liebknecht und Luxemburg lehnten ab, und Frasunkiewicz bekam die beiden gar nicht zu sehen, weil er bei dem Versuch, den linken Polizeipräsidenten Emil Eichhorn (USPD) am Tage seiner Absetzung zu besuchen, von Regierungstruppen festgehalten wurde. »Er mußte sich dann aus dem Staube machen, um Bremen überhaupt wieder zu erreichen.« Ebd.

89 Ebd., S. 180 f.

90 Vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 1), S. 191.

6. Die Räterepublik

Am 10. Januar lief alles wie wohl geplant. Nachmittags bekannten sich Tausende auf dem Marktplatz versammelter Demonstranten per Resolution dazu, »geschlossen auf dem Boden des Rätensystems zu stehen«, und verlangten vom AuSR, »daß er kein Mittel unversucht lassen darf, um die ganze Macht in seine Hände zu bekommen.«⁹¹ Der Aktionsausschuss beriet und übernahm die Forderungen. Danach proklamierte Frasunkiewicz vom Rathausbalkon aus die Räterepublik: Das Proletariat habe »über Bremen das Standrecht verhängt, den Senat abgesetzt und an dessen Stelle den Rat der Volksbeauftragten eingesetzt.« Dieser nehme »die Regierungsgeschäfte des Senats in die eigene Hand.« Die in den neuen AR gewählten Unabhängigen und Kommunisten beschlossen anschließend, die Mehrheitssozialisten auszuschließen und vereinten sich anschließend mit den Mitgliedern des Soldatenrats zum neuen AuSR. Dieser wählte die Mitglieder des Rates der Volksbeauftragten (RdV), darunter Frasunkiewicz, besetzte neun Volkskommissariate und bildete einen 15-köpfigen Vollzugsrat, der sich aus den Leitern der Volkskommissariate und sechs weiteren Mitgliedern zusammensetzte.⁹² Henke und Frasunkiewicz gelang es, den zuvor verhängten Belagerungszustand wieder abzumildern. In den frühen Morgenstunden konstituierte sich der achtköpfige RdV und wählte Henke zum ersten und Frasunkiewicz zum zweiten Vorsitzenden. Letzterer führte überwiegend die Geschäfte und leitete die Sitzungen, weil Henke häufig fehlte.

Am 13. Januar unterbreitete Frasunkiewicz dem AuSR-Plenum eine vom RdV und Vollzugsrat bei sechs Gegenstimmen gemeinsam beschlossene Beschlussvorlage. Die Vorbereitungen zur Wahl der Nationalversammlung sollten demnach in Bremen unterbunden werden. In seinem vehementen Plädoyer für den Antrag griff er auf seine ursprüngliche Argumentation zurück, die Nationalversammlung sei der Totengräber des Rätensystems, und stellte sich damit gegen die Mehrheit seiner eigenen Fraktion.

Er griff namentlich seinen politischen Weggefährten Henke an, der vor einer Kreditsperre gewarnt hatte: »Ich war früher immer der Anschauung, Henke sei ein Dialektiker. Henke hat heute bewiesen, daß er an der Wissenschaft zehrt, die er früher einmal von anno dazumal sich angeeignet hat, und jetzt in Revolutionen ein politisches Kind ist.« Der Antrag wurde mit 88 zu 101 Stimmen abgelehnt. Zur unterlegenen Minderheit gehörten die Kommunisten und einige linke Unabhängige, darunter Frasunkiewicz.⁹³ Wenige Tage später geriet die Räterepublik durch die von den Banken verhängte Kreditsperre unter Druck, und der RdV gab der Forderung nach Einberufung einer Bremischen Nationalversammlung notgedrungen

91 Zit. ebd., S. 187, daraus auch das Folgende, (S. 187 ff.).

92 Der RdV fungierte als Exekutive, der Vollzugsrat als Kontrollinstanz und beiden Gremien unterstanden die Volkskommissariate, die an die Stelle der verwaltenden Deputationen traten, vgl. ebd, S. 191.

93 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 13. 1. 1919, S. 2 f., 8 ff. (Zitat S. 10). Zum Wandel Henkes »vom Antreiber zum Getriebenen der Revolution« vgl. Engel, Radikal, Teil 2 (wie Anm. 2), S. 79 f.

nach.⁹⁴ Im AuSR-Plenum, dem der Handel zur Abstimmung vorgelegt wurde, warb Frasunkiewicz am 21. Januar um die Zustimmung der Kommunisten: »[...] ich als überzeugter Anhänger des Rätessystems werde mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln wie bisher für das Rätessystem eintreten [...]. Wenn wir aber gezwungen werden, durch die Verhältnisse, die stärker sind als unser Wille, dann heißt es, zwei Schritte zurückzuhüpfen.«⁹⁵ Die KPD-Fraktion zog im Verlauf der stürmischen Debatte ihre Vertreter aus dem RdV zurück, stellte sich aber schließlich mehrheitlich ihrer Regierungsverantwortung und ersparte ihren Abweichlern einen Gesichtsverlust, indem sie bei der Abstimmung den Fraktionszwang aufhob.⁹⁶

Bei aller Prinzipientreue erwies sich Frasunkiewicz als ein Politiker mit Sinn für reale Machtverhältnisse und war bereit, Umwege zu gehen, wenn er den direkten Weg versperrt sah. In den bewegten Tagen der Räterepublik, als putschistische Elemente Unruhe stifteten, trat er in seiner Funktion als stellvertretender Vorsitzender des RdV für Disziplin ein und setzte die Autorität der Exekutive auch gegen die Aufrührer durch.⁹⁷

Nachdem die Division Gerstenberg Ende Januar 1919 in Verden aufmarschiert war, entsandte die bedrohte Bremer Räterepublik nacheinander drei Verhandlungsdelegationen ins militärische Hauptquartier.⁹⁸ Die Wahl einer Konstituante hatte sie bereits beschlossen. Sie war zu weiteren Konzessionen bereit, um ein Blutbad abzuwenden. Frasunkiewicz gehörte der zweiten Delegation an, die in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar in Verden mit den Militärs verhandelte. Sie musste nicht nur der Entwaffnung der Arbeiter zustimmen, sondern auch die Bereitschaft der Volksbeauftragten erklären, »auf Verlangen der Reichsregierung zurückzutreten.«⁹⁹ Das einzige Zugeständnis der Militärs bestand darin, nicht bereits am 2. Februar in Bremen einmarschieren zu wollen. Die Delegierten hatten keine Wahl, und Frasunkiewicz' Charakterisierung des Verhandlungsergebnisses im Rückblick ist sicherlich zutreffend: »Gerade, weil wir kein Blutbad wollten, haben wir aber auch alles geschluckt.«¹⁰⁰

94 Vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 1), S. 220 ff.

95 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 21. 1. 1919, S. 44 ff., (Zitat S. 45, vermutlich eine Anspielung auf die 1904 entstandene Lenin-Schrift »Einen Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück«).

96 Vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 1), S. 225.

97 Das war besonders beim sog. Jörn-Putsch der Fall, Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 20. 1. 1919, S. 30–36, und Prot. v. 21. 1. 1919, S. 50–53. Zum Hintergrund vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 1), S. 205 ff.

98 Zur Niederschlagung der Bremer Räterepublik und den Verhandlungen vgl. ebd., S. 262 ff.

99 »Verdener Abkommen« vom 2. 2. 1919, abgedr. ebd., S. 457.

100 Adam Frasunkiewicz, Ruhe und Ordnung? In: BAZ v. 8. 3. 1919. Wilhelm Kaisens Urteil ist diffamierend und völlig ungerechtfertigt, zumal auch Mehrheitssozialisten der Verhandlungsdelegation angehörten: Frasunkiewicz habe sich als »letzter Redner« der Räterepublik bereit gefunden, »um Gnade zu winseln. [...] Daß er nur ein verächtliches Achselzucken fand, ist verständlich.« Kaisen, Meine Arbeit (wie Anm. 4), S. 87 f.

Am frühen Morgen des 3. Februar forderte die Reichsregierung die Volksbeauftragten telegrafisch zum sofortigen Rücktritt auf und verlangte, dass unverzüglich eine neue Regierung »auf Grund des Stimmenverhältnisses der Nationalratswahlen« gebildet werde. Über sie sollten die Waffen der Arbeiter an die Division Gerstenberg abgeliefert werden. Obwohl es sich um ein Ultimatum handelte, beschloss der RdV in seiner Vormittagssitzung einstimmig Gegenvorschläge, die Frasunkiewicz dem AuSR-Plenum am frühen Nachmittag unterbreitete: 1. Annahme der Rücktrittsforderung, jedoch Bildung einer neuen Regierung aus den drei sozialistischen Parteien »nach dem Verhältnis der abgegebenen Stimmen zur Wahl des Arbeiter- und Soldatenrates«, 2. Abgabe der Waffen an Hamburger und Bremerhavener Truppen, die im Auftrag und unter Führung ihrer jeweiligen Soldatenräte einrücken sollten, Übernahme der Sicherheitsaufgaben durch diese Einheiten, 3. Verbleib der Gerstenberger in ihren Stellungen und Abrücken nach Einmarsch der Hamburger und Bremerhavener Truppen. Frasunkiewicz beschwor die Versammelten in einer langen und wohl sehr bewegenden Rede zur proletarischen Einheit über die Parteigrenzen hinweg. Er hoffte wahrscheinlich, die wieder teilnehmenden Mehrheitssozialisten auf seine Seite ziehen und dadurch die Reichsregierung doch noch zum Einlenken bewegen zu können. Sollte das Militär dennoch einmarschieren, so würde das einen »Sturm der Entrüstung in ganz Deutschland entfachen. Hunderttausende und Hunderttausende Arbeiter würden gerade in den wirtschaftlich wertvollsten Betrieben ihre Arbeit einstellen.«¹⁰¹ Das AuSR-Plenum nahm die Vorschläge einstimmig an und beauftragte Vertreter der drei Arbeiterparteien, in für den Abend einberufenen Massenversammlungen für sie zu werben. Frasunkiewicz redete in den Zentralhallen vor einer großen Zuhörerschaft. Obwohl einige Teilnehmer ihm entgegenhielten, dass die »Herausgabe der Waffen eine Preisgabe der Erregenschaften der Revolution überhaupt bedeuten würde«, vermochte er die Mehrheit mit seiner Argumentation zu überzeugen. Er »schloß mit einem Ausblick auf die Weltrevolution unter dem großen Beifall der Versammelten.«¹⁰² Bekanntlich war der zivile Oberbefehlshaber der Regierungstruppen Gustav Noske (MSPD) zu keinerlei Kompromiss bereit und befahl den Angriff. Am 4. Februar rief der RdV die Arbeiter gegen Mittag zur Aufgabe des Kampfes auf und seine Mitglieder verließen das Rathaus.¹⁰³

101 Prot. AuSR Bremen, Prot. v. 3. 2. 1919, S. 81 ff., Zitat S. 83. Der Groß-Hamburger Soldatenrat Rusch, der auch der Verhandlungsdelegation in Verden angehört hatte, bemängelte, dass das Referat »wieder in recht verschleierter Art gehalten war.« Vgl. Volker Stalman (Bearb.) und Jutta Stehling (Hrsg./Bearb.), Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat, Quellen zur Geschichte der Rätebewegung in Deutschland, Bd. 4, hrsg. von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der Politischen Parteien, Düsseldorf 2013, Dokument 96 b, S. 837.

102 Bremer Nachrichten v. 4. 2. 1919.

103 Vgl. Kuckuck, Bremen (wie Anm. 1), S. 261.

7. Belagerungszustand und Haft

Unter militärischem Schutz etablierte sich am 5. Februar 1919 die aus fünf Mehrheitssozialisten bestehende Provisorische Regierung und verhängte den Belagerungszustand über Bremen.¹⁰⁴ Die neuen Machthaber hatten eine Liste von zu verhaftenden Personen aus Verden mitgebracht, und nach Frasunkiewicz wurde gefahndet.¹⁰⁵ Laut Herbert Schwarzwälder hatte er Bremen verlassen und war »untergetaucht«.¹⁰⁶ Nachdem die Belegschaften der Bremer Großbetriebe am 3. März mit einem Generalstreik die Freilassung fast aller politischen Gefangenen durchgesetzt hatten,¹⁰⁷ fühlte er sich wahrscheinlich wieder sicher. Die USPD rief auf Handzetteln zum Besuch einer großen öffentlichen Volksversammlung am 8. März auf. Als Redner war Frasunkiewicz angekündigt.¹⁰⁸ Man verhaftete ihn auf dem Weg zum Versammlungslokal. Die Teilnehmer forderten seine sofortige Freilassung.¹⁰⁹ Es ist nicht überliefert, wann genau er wieder freikam, jedoch wurde er am 22. April erneut in Schutzhaft genommen, als er den Lagerhalter der Konsumgenossenschaft »Vorwärts« aufforderte, ihm Lebensmittel auszuhändigen. Da der Stadtkommandant den verschärften Belagerungszustand verhängt hatte, war dies streng verboten.¹¹⁰ Am 30. April verwarf das Landgericht die zwischenzeitlich erhobene Anklage, er habe sich zur Aufgabe gemacht, die Verfassung des bremischen Staates gewaltsam zu ändern, und verfügte Haftentlassung. Als Frasunkiewicz und sein ebenfalls inhaftierter Genosse Franz Starker¹¹¹ bereits ihre Entlassungspapiere in der Hand hielten, wurden sie jedoch auf telefonischen Befehl des Stadtkommandanten erneut in Haft genommen.¹¹² Am 9. Mai debattierte die

104 Vgl. ebd., S. 303 f.

105 Zu den vorbereitenden Verhandlungen, an denen Mehrheitssozialisten unter dem Vorsitz von Hermann Rhein (MSPD) die ehemaligen Senatoren Dr. Theodor Spitta und Hermann Apelt, Major Walter Caspari und Offiziere des Stabs von Oberst Gerstenberg teilnahmen, vgl. ebd., S. 257. Gefahndet wurde nach drei buckligen Männern, Frasunkiewicz und zwei kommunistischen Funktionären, vgl. ebd., S. 307 f. (allerdings ohne Nachweis).

106 Vgl. Schwarzwälder, *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 92 (ebenfalls ohne Nachweis).

107 Vgl. Ulrich Albert, *Der 21er-Ausschuß im Kampf gegen die provisorische Regierung – Von der militärischen Niederschlagung der Räterepublik bis »Stacheldraht-Ostern«* (Frühjahr 1919), in: *Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte*, Heft 20 (Dezember 2007), S. 5–38, hier S. 14 f.

108 Handzettel, StAB 4,65-220. Es ging um die Wahl zur Bremischen Nationalversammlung am folgenden Tag.

109 BAZ v. 8. 3. 1919.

110 BAZ v. 8. 5. 1919, zu den sog. Stacheldrahtostern vgl. Albert, *21-er-Ausschuß* (wie Anm. 107), S. 23 ff.

111 Franz Starker (1881–1937), gelernter Steinmetz, seit 1899 SPD, seit 1913 in Bremen wohnhaft, USPD, während der Räterepublik Leiter des Volkskommissariats für Bau- und Wohnungswesen, am 2. 6. 1919 noch während der Haftzeit als Parteisekretär des Ortsvereins Bremen der USPD gewählt.

112 BAZ v. 8. 5. und 28. 6. 1919 sowie Verhandlungen der verfassungsgebenden Bremischen Nationalversammlung vom Jahre 1919/20, Sitzung 1–56, stenographisch aufgezeichnet, S. 216–220 (Verh.BrNV).

Bremische verfassungsgebende Nationalversammlung über die Gefangenschaft der beiden. Die USPD-Redner Alwin Kerrl und Karl Vögeding forderten ihre sofortige Freilassung,¹¹³ die jedoch erst am 7. Juni erfolgte.¹¹⁴

Das Telefon des USPD-Parteibüros in der Obernstraße 33 wurde von der Regierungsschutztruppe abgehört. So erfuhr die Abteilung 1 c am 19. Juni von dem Vorschlag Frasunkiewicz', eine große Demonstrationsveranstaltung unter dem Motto »Persönliche Sicherheit ohne Gewähr, denn Schutzhaft« möglichst unter freiem Himmel durchzuführen. Starker wies ihn darauf hin, dass dies wegen des Belagerungszustandes nicht möglich sei,¹¹⁵ aber neun Tage später berichteten die beiden in einer Saalversammlung über ihre Haft.¹¹⁶

Frasunkiewicz wurde als »Führer« polizeilich überwacht und wechselte seine Wohnung in Bremen.¹¹⁷ Ab Anfang Juli trat er in Bremer Distrikt-, Mitglieder- und öffentlichen Versammlungen sowie in Verden, Syke und Aumund-Vegesack als Redner auf.¹¹⁸ Am 13. d. M. entschied sich der Parteitag des neu gebildeten USPD-Bezirks Nordwest für die Einstellung eines Bezirkssekretärs.¹¹⁹ Am 23. August meldete die BAZ, dass Frasunkiewicz dafür ausgewählt worden sei.

8. Der Bezirk Nordwest und sein Bezirkssekretär (Mai 1919 bis November 1920)

Am 4. Mai 1919 beschloss die Bezirkskonferenz des Bezirks Wasserkante, der von Schleswig-Holstein über Hamburg und Bremen bis zum ehemaligen Großherzogtum Oldenburg reichte, seine Teilung in zwei Bezirke.¹²⁰ Der Parteibezirk Nordwest, für den Frasunkiewicz nunmehr die Geschäfte führen sollte, umfasste bei seiner Gründung das Bremer Staatsgebiet und war von den Orten Visselhövede, Syke, Rotenburg, Bremervörde, Brake, Hude und Blumenthal begrenzt.¹²¹ Bereits Mitte August war der Anschluss weiterer oldenburgischer Ortsvereine wie Varel an den Bezirk im Gespräch, und man wollte die Verbreitung der BAZ bis Oldenburg und Osnabrück ausdehnen.¹²² Der Bezirk zählte Mitte Juli rund 14000 Mitglieder, davon lebten mehr als die Hälfte in Bremen.¹²³ Den Vorsitz führte Emil Sommer, der dem gemäßigten

113 Ebd.

114 BAZ v. 20. 6. 1919.

115 Abhörprotokoll, StAB 4,65 - 220.

116 BAZ v. 28. 6. und BN v. 29. 6. 1919.

117 Liste der Führer vom 21. 6. 1919, Bl. 7 und 21, StAB 4,65 - 45.

118 BAZ v. 1. 7., 7. 7., 14. 7., 24. 7. und 2. 8. 1919; Reinhard Dietrich, Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte im Altkreis Achim – eine chronologische Dokumentation, Verden 2008, S. 75; Polizeiberichte (PB) v. 6. 7. und 23. 7. 1919, StAB 4,65 - 220.

119 BAZ v. 16. 7. 1919.

120 BAZ v. 7. 5. 1919; zur Vorgeschichte des Bezirks Wasserkante vgl. Ullrich, August-erlebnis (wie Anm. 36), S.78 ff.

121 PB v. 22. 8. 1919, StAB 4,65 - 220, s. auch BAZ v. 16. 7. 1919.

122 BAZ v. 16. 8. 1919.

123 Ebd. (die dort angegebene Mitgliederzahl von 14.000 wurde bereinigt); der Bremer Ortsverband zählte am 30. 8. 1919 7210 männliche und 1257 weibliche Mitglieder, s. BAZ v. 6. 9. 1919.

Parteilflügel angehörte.¹²⁴ Frasukiewicz residierte gemeinsam mit dem Bremer Orts-Parteisekretär Starker im Parteibüro in der Obernstraße 33, nahm mit beratender Stimme an den Vorstandssitzungen teil und bezog nun wieder ein geregeltes Gehalt.¹²⁵ Bereits am 30. August leitete er eine Bezirks-Distrikt-Konferenz mit Delegierten aus Achim, Arbergen, Hemelingen, Hülssen, Mahndorf und Visselhövede, in der statuarisch geregelt wurde, dass die Ortsverbände 60 Prozent der eingezogenen Mitgliederbeiträge abzuliefern hatten. Davon sollten 10 % an den Distrikt gehen, 30 % an den Bezirk und 20 % an die Zentrale. Man plante die Einteilung der Ortsverbände in Agitationsbezirke und die Einrichtung von örtlichen Bildungsräten und einer Rednerschule.¹²⁶ Der Bezirkssekretär trat nach wie vor als Redner in zahlreichen Partei- und öffentlichen Versammlungen in der Hansestadt sowie im Umland auf, in denen er zur jeweiligen politischen Lage sprach und immer wieder das Räteresystem propagierte.¹²⁷ Nach einer Gedenkrede am Grab der Gefallenen der Räterepublik am 4. Februar 1920 leitete die Staatsanwaltschaft ein Verfahren gegen ihn ein, weil er auf einer ungenehmigten Versammlung Hetzreden gegen die Regierung gehalten habe.¹²⁸

Er bemühte sich um Hebung der Beitragsdisziplin und der Qualität des Bezirksorgans. Säumigen Beitragspflichtigen drohte er an, ihre Namen in der BAZ zu veröffentlichen, und er forderte die Ortsvereine auf, Pressefondsmarken zu verkaufen, damit die Zeitung besser werde.¹²⁹ Auf dem außerordentlichen Bezirksparteitag am 9. Mai 1920 verkündete er stolz, dass der Bezirk innerhalb von achteinhalb Monaten 4000 Mitglieder und zwölf Ortsvereine hinzugewonnen habe. Offenbar äußerten Delegierte Kritik an seiner Amtsführung. Ein Rönnebecker Vertreter vermisste ein persönliches »Entgegenkommen« und Friedrich Radecke aus Hemelingen befand, es mangle »am organisatorischen Ausbau der Bezirksdistrikte.« Frasukiewicz stellte gegen Ende der Aussprache »aufgetauchte Irrtümer richtig« und wies »alle Angriffe zurück. Wo keine Fehler gemacht werden, wird auch nichts Neues geschaffen.« Am Nachmittag nominierte die Konferenz die Kandidaten für die kommende Reichstagswahl und besprach den Wahlkampf.¹³⁰ Einer Bezirks-Frauenkonferenz versprach er am folgenden Tag, »allen dargelegten Wünschen nachzukommen.«¹³¹ Mit großer Wahrscheinlichkeit hat er die Berichte, die in der BAZ erschienen, selbst verfasst. Darin konnte er kritische

124 BAZ v. 16. 7. 1919. Emil Sommer (1882–1937), gelernter Gelbgießer, seit 1901 in Bremen wohnhaft, SPD, 1917 USPD, in der Räterepublik Mitglied des Kommissariats für Fabrik- und Arbeitswesen, ab 1919 Vorsitzender des Gewerkschaftskartells Bremen, 1928–1933 Senator für das Ressort Wohnungswesen.

125 Organisationsstatut, §§ 6, 7, abgedr. in BAZ v. 16. 7. 1919.

126 BAZ v. 2. 9. 1919.

127 Auf zahlreiche Einzelbelege wird verzichtet; zu seinen Auftritten in Bremen selbst s. u.

128 BAZ v. 13. 2. 1920. Gegen den Kommunisten Josef (Sepp) Miller wurde wegen desselben Tatvorwurfs ermittelt.

128 BAZ v. 23. 10. 1919 und 5. 1. 1920.

130 BAZ v. 10. 5. und 11. 5. 1920.

131 BAZ v. 12. 5. 1920.

Stimmen nicht völlig übergehen, aber er legte Wert darauf, stets das letzte Wort zu haben.

Die für den Reichstagswahlkampf zur Verfügung stehende Frist war knapp bemessen, denn die Reichsregierung schrieb den 6. Juni 1920 als Wahltermin erst am 30. April aus. Am gleichen Tag sollte auch die neue Bremische Bürgerschaft gewählt werden.¹³² Der Bezirk Nordwest erstreckte sich über die beiden Reichstagswahlkreise Weser-Ems und Osthannover, was die Wahlkampfführung erschwerte.¹³³ Im Unterschied zu Bremen war das platte Land für die USPD noch weitgehend politisches Entwicklungsgebiet. Die meisten Ortsverbände, soweit sie überhaupt schon existierten, waren jeweils erst kürzlich gegründet worden,¹³⁴ und im Unterwesergebiet erfolgte ein Zusammenschluss zu einem Unterbezirk erst am 13. Mai.¹³⁵ Frasunkiewicz bestritt den Wahlkampf sowohl in Wahlversammlungen gegnerischer Parteien als auch der USPD. Am 16. und 17. Mai trat er nacheinander in DDP-Versammlungen in Kirchweye und Syke auf,¹³⁶ und am 22. Mai gelang es ihm, auf einer MSPD-Veranstaltung mit Bürgermeister Karl Deichmann in Habenhausen eine eineinhalbstündige Rede zu halten.¹³⁷ Überliefert sind weitere Wahlkampfauftritte in Worpswede, Delmenhorst, Hambergen und Leeste.¹³⁸

In Bremen erzielte die USPD bei der Reichstagswahl 31,5 % der Wählerstimmen und gewann somit gegenüber der Wahl zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 12,5 Prozentpunkte hinzu, während die MSPD nur 17,8 % erreichte, was einem Verlust von 23,7 Prozentpunkten entsprach. Für die Bürgerschaft fielen die Wahlergebnisse ähnlich aus.¹³⁹ Die Stimmengewinne im Umland lassen sich schwer beziffern, weil die Wahlkreisergebnisse insgesamt wenig aussagekräftig sind. Der Bezirksvorstand teilte mit, dass die USPD in Ortschaften, wo sich mittlerweile Ortsgruppen gebildet hätten, große Wahlerfolge erzielt habe.¹⁴⁰ Dies trifft z.B. für die ländliche Gemeinde

132 Vgl. zum Reich Miller, *Bürde* (wie Anm. 70), S. 408, und zu Bremen Schwarzwälder, *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 266.

133 Der Wahlkreis Weser-Ems umfasste das bremische Staatsgebiet, das oldenburgische Gebiet des Freistaats Oldenburg sowie die beiden preußischen Regierungsbezirke Aurich und Osnabrück, und der Wahlkreis Osthannover umfasste die beiden preußischen Regierungsbezirke Stade und Lüneburg. Die Kreise Syke und Grafschaft Hoya gehörten sogar zu einem weiteren Wahlkreis: Südhannover-Braunschweig.

134 Zum Gründungsprozess von Ortsverbänden im Kreis Osterholz vgl. z.B. Schröder, *Rotes Band* (wie Anm. 66), S. 73 ff.

135 BAZ v. 17. 5. 1920.

136 BAZ v. 18. 5. 1920.

137 BAZ v. 26. 5. 1920.

138 BAZ v. 26. 5., 27. 5., 1. 6. und 4. 6. 1920.

139 Gewinner waren die USPD mit 37 und die rechtsbürgerliche DVP mit 25 Sitzen, während vor allem die MSPD (22 Sitze) und die linksliberale DDP (17 Sitze) starke Stimmenverluste hinnehmen mussten. Zu den Wahlergebnissen 1919 und 1920 vgl. Schwarzwälder, *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 67, 267.

140 BAZ v. 9. 6. 1920.

Hambergen zu. Dort gab es am 19. 1. 1919 nur zwei USPD-Wähler (= 0,5 %), knapp eineinhalb Jahre später waren es 52 an der Zahl (= 12,5 %).¹⁴¹

Die Kasseneinnahmen des Bezirks waren durch die hohen Wahlkampfausgaben nicht gedeckt, sodass er im Sommer vom mitgliederstarken Ortsverein Bremen einen Vorschuss von 15000 Mk und von der Arbeiter-Zeitung E.G.m.b.H. von 10000 Mk in Anspruch nehmen musste.¹⁴² Der im November vorgelegte Kassenbericht wies einen Fehlbetrag von 50000 Mk aus, und Frasukiewicz bezifferte die Wahlkampfkosten mit 32000 Mk. Er warf den meisten Ortsgruppen vor, mit ihren Beiträgen für das dritte Quartal im Rückstand zu sein. Der Vorsitzende Sommer erklärte, dass insbesondere der »verhältnismäßig vernachlässigte [...] Parteibezirk Osnabrück-Münster« habe unterstützt werden müssen.¹⁴³ Vermutlich deshalb und wegen der mangelnden Deckung des Wahlkreises Weser-Ems mit dem Bezirk Nordwest beschlossen Delegierte aus dem Regierungsbezirk Osnabrück am 15. August 1920 den Anschluss an den Bremer Bezirk.¹⁴⁴ Der bisherige Bezirk Oldenburg-Ostfriesland folgte diesem Schritt, behielt aber seinen eigenen Parteisekretär Franz Nevermann.¹⁴⁵

Der ordentliche Bezirksparteitag, auf dem die finanzielle Schieflage diskutiert wurde, fand am 15. November – einen Monat nach der Parteispaltung auf dem Hallenser Parteitag – statt. Die Nerven der Funktionäre lagen blank. Als Frasukiewicz die Ortsvereine tadelte, sie hielten das für die Bezirksarbeit fehlende Geld »mit Händen und Füßen fest«, rief Franz Starker ihm zu: »Adam, Du lügst!« Er und der zweite Bremer Ortssekretär Josef Böhm¹⁴⁶ warfen ihm vor, er nehme »stets die kleinen Unterbezirke in Schutz« und lasse die großen »fallen«. Es fielen Wörter wie »Krämergeist« und »niederträchtige Handlungsweise«. Als der Bezirkssekretär bei seinem Schlusswort mehrfach von Starker unterbrochen wurde, drohte er laut Polizeibericht: »Starker sei ruhig, ich habe Material gegen dich faustdick in der Tasche.« Darauf habe jener gekontert, »dass er auch genug über ihn wisse.«¹⁴⁷

Bereits am 12. November hatte ein Polizeispitzel angemerkt, die »Zerrissenheit im Vorstand« sei »augenblicklich noch grösser als unter den Arbeitern«.¹⁴⁸ Im politischen Meinungskampf hatten die beiden Parteilinken Frasukiewicz und Starker zumeist an einem Strang gezogen.¹⁴⁹ Im November 1920 steckte

141 Vgl. Schröder, Rotes Band (wie Anm. 66), S. 92. Vergleichbare Stimmengewinne waren auch in Ritterhude, Osterholz-Scharmbeck und Lilienthal zu verzeichnen.

142 PB v. 9. 7. 1920, StAB 4,65 - 221/2104, Bl. 120.

143 BAZ v. 15. 11. 1920 und PB v. 16. 11. 1920, StAB 4,65 - 221, Bl. 168 - 170.

144 BAZ v. 16. 8. 1920.

145 Ebd. und BAZ v. 15. 11. 1920.

146 Josef Böhm (1887–1954), Tischler, 1905 SPD, 1917 USPD, seit dem 29. 4. 1920 ebenfalls Sekretär des USPD-Ortsvereins Bremen.

147 StAB 4,65 - 221, Bl. 168 - 170. Es handelt sich bei diesem Polizeibericht um den BAZ-Bericht vom 15. 11. 1920, dem in Form einer Synopse die Beobachtungen des Spitzels maschinenschriftlich gegenübergestellt worden waren.

148 StAB 4,65 - 222, Bl. 147.

149 Siehe unten.

die Partei jedoch in der tiefsten Krise seit ihrem Bestehen, und die finanziellen Mittel reichten kaum noch aus. Im Streit um deren Verteilung scheuten die beiden vor gegenseitigen Beschimpfungen und selbst Drohungen nicht zurück.

9. Der Parteiaktivist und Agitator (September 1919 bis Oktober 1920)

Während dieses Zeitabschnitts wuchs die Mitgliederzahl der USPD rasant an, und es entfaltete sich eine ungewöhnlich lebhafte Versammlungstätigkeit. Um die Stoffmenge zu strukturieren, erfolgt hier eine Untergliederung in drei Unterkapitel.

9.1. Anschluss an die Dritte Internationale? Der innerparteiliche Meinungskampf bis zum Leipziger Parteitag (Dezember 1919)

Frasunkiewicz war auf Mitgliederversammlungen des Bremer Parteivereins und Massenkundgebungen äußerst präsent. Er nahm zu nahezu allen politischen Ereignissen und Themen Stellung, die in der Partei und in der proletarischen Öffentlichkeit diskutiert wurden. Es soll im Folgenden nur auf die wichtigsten Punkte eingegangen werden.

Am 9. und 10. September 1919 nahm er in seiner Eigenschaft als Bezirkssekretär an der Reichskonferenz seiner Partei in Berlin teil, in deren Verlauf sich Rudolf Hilferding, der Chefredakteur des Zentralorgans »Die Freiheit«, für den Verbleib in der Zweiten Internationale aussprach. Dagegen warb der neu berufene Sekretär der Zentralleitung Walter Stoecker in seinem viel beachteten Korreferat für den Anschluss an die Dritte (Kommunistische) Internationale, die sieben Monate zuvor gegründet worden war.¹⁵⁰ Seine Absicht, eine lebhafte Diskussion in der Partei auszulösen, erfüllte sich. Frasunkiewicz berichtete am 18. d. M. in der MV des Bremer Ortsvereins über die kontroversen Positionen der beiden Exponenten des rechten und linken Parteiflügels.¹⁵¹

Eine Entscheidung sollte auf dem Parteitag herbeigeführt werden, der vom 30. 11. bis 6. 12. 1919 in Leipzig stattfand. Die USPD war mittlerweile zu einer Massenpartei mit über 750 000 Mitgliedern herangewachsen, die sich zunehmend radikalisierten. Eine »Strömung nach links« in Bremen vermerkte

150 Vgl. Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 145 ff., und Robert F. Wheeler, USPD und Internationale, Sozialistischer Internationalismus in der Zeit der Revolution, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1975, S. 122 ff. Zur Gründung der Komintern vgl. ebd., S. 74 ff., und Hermann Weber, Zum Verhältnis von Komintern, Sowjetstaat und KPD, Eine historische Einführung, in: Deutschland, Russland, Komintern I., Überblicke, Analysen, Diskussionen: Neue Perspektiven auf die Geschichte der KPD und die deutsch-russischen Beziehungen (1918–1941), hrsg. von Hermann Weber, Jakov Drabkin, Bernhard Bayerlein und Alexandr Galkin (Archive des Kommunismus – Pfade des XX. Jahrhunderts, 5), Berlin, Boston 2014, S. 10–139, hier S. 10 f.

151 BAZ v. 20. 9. 1919; zur Debatte an der Basis der Gesamtpartei vgl. Wheeler, USPD (wie Anm. 150), S. 132 ff.

auch ein Polizeileutnant in seinem Bericht vom 4. Oktober 1919: »Augenblicklich haben Starker, Frasunkiewicz und Lindau die Radikalen hinter sich, während Dr. Künkler, Henke und Hackmack die gemäßigte Richtung vertreten.«¹⁵² Am 4. und 6. November stand das Thema »Zweite oder Dritte Internationale« auf der Tagesordnung der Bremer MV. Frasunkiewicz betonte in seinem Eingangsreferat, es sei falsch zu glauben, das Thema Internationale sei unwichtig, denn die kapitalistische Wirtschaftsweise schaffe in den davon erfassten Ländern »gleiche ökonomische und soziale Verhältnisse« und bringe sie »miteinander in Berührung«. Deshalb könne die sozialistische Gesellschaft nur auf »internationaler Grundlage erstehen«. Er ging auf die Geschichte der internationalen Arbeiterverbindungen seit Marx' Inauguraladresse¹⁵³ ein, und konstatierte nur Misserfolge, »wenn es zur Entscheidung kam, so z.B. beim Ausbruch von Kriegen.« Er fragte: »Kann man mit Leuten, die die Beschlüsse der internationalen Kongresse gebrochen haben, jemals in einer Internationale wieder zusammensitzen? Das müsse man als internationaler Sozialist verneinen.« Er erklärte, »der 3. Internationale sympathisch gegenüberzustehen und glaubt[e], mit den Sozialimperialisten die Weltrevolution nicht ins Rollen bringen zu können.« Jedoch könne man sich »nicht vorbehaltlos zu der dritten Internationale bekennen, allein weil sie nicht unter Hinzuziehung aller revolutionären Sozialisten und verfrüht gegründet worden ist.« An der Gründung seien nahezu ausschließlich Kommunisten beteiligt gewesen, die USPD jedoch nicht. Daher solle die Parteileitung »vom Parteitag den Auftrag erhalten, eine internationale Konferenz aller auf dem Boden des revolutionären Klassenkampfes stehenden Arbeiterparteien einzuberufen.« In diesem Sinne brachte er einen Resolutionsentwurf ein.

Emil Sommer bekannte sich in seinem Koreferat dazu, »auf dem Boden der 2. Internationale zu stehen. [...] Wir haben uns bei der Entscheidung nach unseren Grundsätzen zu richten und da müssen wir sagen, wir stehen auf dem Boden der Diktatur der Mehrheit.« Man müsse sich bei der Entscheidung nach ökonomischen Verhältnissen richten, Voraussetzung für den Sozialismus sei »Industrialismus« (Westen) und nicht »Landwirtschaft« (Russland). Russland stehe vor einem »Fiasko«. Man könne »den russischen Bolschewismus nicht einfach kopieren.«

Als erster Debattenredner lehnte Henke sowohl den Anschluss an die Dritte Internationale unter russischer Hegemonie als auch die Rückkehr zur Zweiten Internationale ab. Die neu zu gründende Internationale müsse der

152 StAB 4,65-225. Otto Lindau, gelernter Schornsteinbauer, führendes Mitglied des Bremer Arbeiterrates, 1921 Expedient; Dr. Rudolph Künkler (1873–1961), Jurist, Syndikus des Bremer Senats, 1918 USPD, Vorsitzender der USPD-Fraktion in der Bremischen Nationalversammlung und der Bürgerschaft 1919–1921; Hans Hackmack (1900–1970), kaufmännische Lehre, 1918 USPD, seit Januar 1919 in Bremen, BAZ-Redakteur.

153 Die Internationale Arbeiterassoziation (Erste Internationale) verabschiedete den von Karl Marx verfassten Text im Oktober 1864 in London als Gründungsdokument.

Zusammenschluss aller Revolutionäre sein – insbesondere aus den Ländern der Entente – sowie mit den Parteien der bestehenden 3. Internationale. Er forderte deshalb die Teilnahme an einer für Genf geplanten Konferenz sozialistischer Parteien.¹⁵⁴ In der zwei Tage später fortgesetzten Debatte unterstützten nur drei Redner die Position Frasunkiewicz', während sechs Redner sich für den von Henke eingebrachten Resolutionsentwurf aussprachen. In seinem Schlusswort kommentierte Frasunkiewicz alle Diskussionsbeiträge. In Henkes Antragstext vermisste er »die Sympathieerklärung für Sowjetrußland«. Die Mehrheit der Versammelten stimmte daraufhin für seinen Resolutionsentwurf.¹⁵⁵ Im Polizeibericht hieß es dazu: »Frasunkiewicz verstand es ausgezeichnet, die scheinbar umgeschlagene Stimmung durch persönliche Angriffe wieder für sich zu gewinnen und dadurch seine in der Zeitung bereits abgedruckte Resolution durch allgemeine Abstimmung durchzudrücken.«¹⁵⁶

Der Parteitag, an dem Frasunkiewicz als einer von drei gewählten stadtbremischen Delegierten teilnahm, entschied sich nach langen und heftigen Auseinandersetzungen mehrheitlich für einen Kompromiss. Er brachte den Bruch mit der Zweiten Internationale, sah jedoch nicht den bedingungslosen Anschluss an die Dritte Internationale vor. Statt dessen sollten Verhandlungen mit allen sozialrevolutionären Parteien stattfinden. Als Ziel galt ein gemeinsamer Beitritt. Erst im Falle eines Scheiterns sollte die USPD diesen Schritt allein vollziehen.¹⁵⁷

In der Bremer USPD-MV am 11. Dezember erstattete Frasunkiewicz Bericht vom Parteitag. Die Spaltung der USPD sei dort nur knapp vermieden worden. Sie stehe jedoch nunmehr geschlossen da. »Die Richtung derjenigen, die nach Genf gehen wollen, hat Schiffbruch erlitten, während die Richtung, zu der auch wir Bremer uns am 6. November bekannt haben, den Sieg davongetragen hat.« Er und die übrigen Genossen hätten »sich nach allen Kräften eingesetzt, um beim Punkte Internationale eine Spaltung zu vermeiden.« Die Mehrheit der Versammelten stimmte dem Ergebnis zu, zumal das in Leipzig beschlossene Aktionsprogramm ein Bekenntnis zur Diktatur des Proletariats enthielt.¹⁵⁸

9.2. Betriebsrätegesetz, Kapp-Lüttwitz-Putsch, Wahlkämpfe und Solidarität mit Sowjetrußland – Diskussionsthemen und Aktionen (Januar bis August 1920)

In den folgenden Monaten bestimmten andere Themen die politische Tagesordnung, so Anfang 1920 der Protest gegen die Verabschiedung des Betriebs-

154 BAZ v. 5. 11. 1919. Die Genfer Konferenz fand im Juli 1920 unter Beteiligung der MSPD statt. Die USPD sowie weitere linkssozialistische und zentristische Arbeiterparteien wie z.B. die SPÖ lehnten die Teilnahme ab, vgl. Julius Braunthal, *Geschichte der Internationale*, Bd. 2., Hannover 1963, S. 177 ff.

155 BAZ v. 7. 11. 1919.

156 PB v. 7. 11. 1919, StAB 4,65 - 220, Bl. 226.

157 Vgl. Wheeler, USPD (wie Anm. 150), S. 146 ff., und Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 148 ff.

158 BAZ v. 12. 12. 1919.

rätegesetzes durch den Reichstag,¹⁵⁹ und vor allen Dingen der am 13. März begonnene Kapp-Lüttwitz-Putsch.¹⁶⁰ Die bewaffneten Sicherheitsorgane in Bremen putschten nicht bzw. wurden davon abgehalten, und die Arbeiterschaft beteiligte sich nicht am Generalstreik. Die drei sozialistischen Parteien bildeten zwar einen gemeinsamen Aktionsausschuss und forderten die Bewaffnung der Arbeiter, scheiterten aber letztlich trotz Zugeständnissen der bürgerlichen Mitte in der Bremischen Nationalversammlung am Widerstand des mehrheitssozialistischen Senatsflügels und an ihrer eigenen Uneinigkeit.¹⁶¹ In einer Bremer MV der USPD am 16. März schloss der Fraktionsvorsitzende Dr. Rudolph Künkler einen möglichen Regierungseintritt aus, und Frasnukiewicz erklärte: »Das augenblickliche Zusammengehen mit den übrigen sozialistischen Parteien darf uns nicht an klarer Kritik und an ganz eifrigem Werben für unsere Partei hindern, denn zahlreichen Arbeitern sind heute die Augen geöffnet und wir müssen die endlich Erwachten in unsere Reihen bringen. Auf Bewaffnung des Proletariats müssen wir auch weiterhin konsequent bestehen.« Zum Abschluss der Debatte verabschiedeten die Versammelten eine Resolution, die revolutionäre Gemeinplätze dieser Art enthielt, aber eine klare Orientierung vermissen ließ.¹⁶²

Eine weitere MV am 29. März befasste sich mit der Forderung nach einer reinen Arbeiterregierung. Carl Legien, der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB), hatte sie erhoben, um den Abbruch des Generalstreiks zu kompensieren und die sich radikalisierende USPD politisch einzubinden. Die Bremer Unabhängigen debattierten das Thema, nachdem Reichspräsident Ebert zwei Tage zuvor bereits eine personell leicht veränderte Reichsregierung (MSPD, DDP, Zentrum) eingesetzt hatte. Frasnukiewicz kritisierte nachträglich, dass die Bremer sich nicht am Generalstreik beteiligt hatten. »Die Zentralparole zur Errichtung einer sozialistischen Arbeiterregierung halte er für richtig und zeitgemäß. Dabei müßten selbstverständlich die Kommunisten einbegriffen sein.« Was die Zustimmung zu einer Arbeiterregierung betraf, so teilte die Versammlung einstimmig seine Meinung. Zunächst müsse sie im Reich gebildet werden, bevor man in Bremen vergleichbare Schritte einleiten könne.¹⁶³ Die Diskussion

159 Vgl. dazu Winkler, *Revolution* (wie Anm. 70), S. 288 ff. Am 18. 1. 1920 nahm Frasnukiewicz in einer Mahndorfer Volksversammlung scharf gegen das Gesetz Stellung, während Waigand es verteidigte. Auf einer Bremer Revolutionsfeier am 4. 2. 1920 wiederholte er seine Kritik; BAZ v. 20. 1. 1920 und PB v. 5. 2. 1920, StAB 4,65-22, Bl. 40.

160 Vgl. dazu Miller, *Bürde* (wie Anm. 70), S. 375 ff.; Morgan, *Socialist Left* (wie Anm. 1), S. 320 ff.; Winkler, *Revolution* (wie Anm. 70), S. 295 ff.

161 Vgl. Schwarzwälder, *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 251 ff., und – sehr knapp – Karl-Ludwig Sommer, *Weltkrieg, Revolution und Streiks, Die SPD-Bürgerschaftsfraktion in unruhigen Zeiten*, in: Klaus Wedemeier, Hrsg., *Gewollt und durchgesetzt, Die SPD-Bürgerschaftsfraktion des Landes Bremen von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart*, Opladen 1983, S. 205–219, hier S. 216.

162 BAZ v. 17. 3. 1920.

163 BAZ v. 30. 3. 1920.

blieb folgenlos, und wahrscheinlich hätte ein Regierungseintritt die Partei zerrissen.¹⁶⁴

Es folgte der bereits beschriebene Reichs- und Bürgerschaftswahlkampf, der den Parteifunktionären vollen Agitationseinsatz abverlangte. Bei der Reichstagswahl verlor die Weimarer Koalition aus MSPD, DDP und Zentrum ihre Mehrheit. Die USPD, die nunmehr die zweitgrößte Fraktion stellte, schlug ein Koalitionsangebot der MSPD aus, sodass ein rein bürgerliches Kabinett gebildet wurde.¹⁶⁵ In der Bremischen Bürgerschaft stand der USPD als der mit Abstand wählerstärksten Partei der erste Zugriff bei der Senatsbildung zu. Sie verweigerte sich jedoch, obwohl die MSPD für eine Koalitionsregierung warb.¹⁶⁶ Die meisten Redner auf der MV des Bremer USPD-Ortsvereins – auch Frasunkiewicz – stimmten sechs Tage nach der Wahl darin überein, dass die Unabhängigen als an die Verfassung gebundene Regierungspartei ihr Programm nicht würden verwirklichen können.¹⁶⁷ Folglich bildete sich ein rein bürgerlicher »Geschäftssenat« ohne parlamentarische Mehrheit, den die MSPD zunächst tolerierte.¹⁶⁸ Die politische Gesamtkonstellation hatte sich geändert: Beide Parteien – MSPD und USPD – befanden sich nunmehr sowohl im Reich als auch in Bremen in der Opposition, hätten aber ohne kommunistische oder bürgerliche Unterstützung nicht gemeinsam regieren können. Das war zu dem Zeitpunkt illusorisch.

Ab Juli 1920 bestimmte wieder der Internationalismus die politische Agenda. Im russisch-polnischen Krieg war Polen nach anfänglichen Erfolgen in die Defensive geraten und bat die Entente und Deutschland um Waffenhilfe.¹⁶⁹ Die west- und mitteleuropäische Arbeiterbewegung sah die russische Revolution bedroht und reagierte mit Massenprotesten, so auch am 28. Juli in Bremen.¹⁷⁰ Frasunkiewicz und der Kommunist Sepp Miller traten auf einer Demonstration, an der sich etwa 4000 Arbeiter beteiligten, als Hauptredner auf und beschworen die Solidarität der Versammelten mit Sowjet-Russland.¹⁷¹ Nachdem der ADGB-Vorstand am 7. August die Arbeiter dazu aufgerufen hatte, Truppendurchzüge der Entente zu verhindern und Munitionstransporte zu kontrollieren, schlossen sich die Mehrheitssozialisten der Bewegung an. Auf Solidaritätskundgebungen sprachen nunmehr Vertreter aller drei Arbeiterparteien, so in Bremen am 14. August.¹⁷² In Osterholz-Scharmbeck trat Frasunkiewicz drei Tage später gemeinsam mit Sepp Miller

164 Vgl. Morgan, *Socialist Left* (wie Anm. 1), S. 329 f.

165 Vgl. Miller, *Bürde* (wie Anm. 70), S. 415 ff., und Winkler, *Revolution* (wie Anm. 70), S. 359 ff.

166 Vgl. Sommer, *Weltkrieg* (wie Anm. 161), S. 217. Siehe auch unten.

167 BAZ v. 14. 6. 1920.

168 Vgl. Schwarzwälder, *Geschichte* (wie Anm. 1), S. 268 ff.

169 https://de.wikipedia.org/wiki/Polnisch-Sowjetischer_Krieg[10.02.2017]

170 Vgl. Hermann Potthoff, *Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation*, Düsseldorf 1979, S. 287 ff. Zur breiten und äußerst erfolgreichen Solidaritätsbewegung in Großbritannien vgl. Braunthal, *Internationale* (wie Anm. 154), S. 204 ff.

171 BAZ und PB v. 29. 7. 1920, StAB 4,65 - 221.

172 BAZ v. 16. 8. und PB v. 17. 8. 1920, StAB 4,65 - 221.

und dem Mehrheitssozialisten Friedrich Bormann auf.¹⁷³ Ende des Monats bildeten die drei Arbeiterparteien, das Gewerkschaftskartell, die Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände (AfA), der Verband und der Betriebsrat der Eisenbahner einen gemeinsamen Aktionsausschuss »zu dem Zwecke, alle Waffen- und Munitionstransporte anzuhalten und zu organisieren.« Der Bezirkssekretär der USPD übernahm darin den Vorsitz.¹⁷⁴

9.3. Der Parteistreit um die 21 Bedingungen der Dritten Internationale (August 1920 bis zur Parteispaltung auf dem Hallenser Parteitag im Oktober 1920)

Die zentrale Parteileitung war nach dem Leipziger Parteitag nicht untätig geblieben und hatte im Sinne der dort beschlossenen Resolution sowohl Kontakt mit linkssozialistischen europäischen Parteien aufgenommen als auch der Dritten Internationale brieflich eine »vorbereitende Besprechung« vorgeschlagen.¹⁷⁵ Die Kominternführung war entschlossen, einen Keil in die Partei zu treiben und den linken Parteiflügel abzuspalten. Um ihr Ziel zu erreichen, lud sie eine offizielle Delegation zum 2. Kongress der Dritten Internationale ein, die vom 19. Juli bis 8. August 1920 in Moskau tagte. Dort konfrontierte sie die vierköpfige Delegation mit den »21 Bedingungen«, die von beitriftswilligen Parteien u. a. die Einführung des »demokratischen Zentralismus«, bedingungslose Unterordnung unter das russisch dominierte Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) und regelmäßige »Säuberungen« verlangte. Die Bedingungen Nr. 7, 20 und 21 waren insbesondere auf die USPD gemünzt und verlangten den Ausschluss »notorische[r] Opportunisten« und Skeptiker, von denen einige namentlich benannt waren.¹⁷⁶ Damit waren sie für zwei Delegierte, den Parteivorsitzenden Arthur Crispian und den Sekretär der Zentraleitung Wilhelm Dittmann, unannehmbar, während die beiden anderen Delegierten, der Kovorsitzende Ernst Däumig und Walter Stoecker, zustimmten. Die Delegation kehrte am 23. August gespalten zurück. Das Zentralkomitee berief für den 1. und 2. September eine Reichskonferenz ein, die über den Konflikt beraten sollte.

Am 21. August – die Solidaritätsbewegung für Sowjetrußland hatte ihren Höhepunkt erreicht – druckte die BAZ einen Leitartikel der »Osthüringer Tribüne« nach. Darin hieß es, die vier USPD-Delegierten seien noch nicht aus Moskau zurückgekehrt, aber noch unbestätigte Gerüchte besagten, dass gegen die Aufnahme der USPD in die 3. Internationale die »ernstesten Bedenken« bestünden. Vier Tage später verlas Starker gegen Ende einer Bremer USPD-MV die 21 Bedingungen. Eine Diskussion darüber fand nicht statt.¹⁷⁷

173 Vgl. Schröder, Rotes Band (wie Anm. 66), S. 172.

174 BAZ v. 28. 8. 1920.

175 Vgl. dazu und zum Folgenden Wheeler, USPD (wie Anm. 150), S. 189 ff.; Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 186 ff., sowie die knappe Darstellung bei Weber, Verhältnis (wie Anm. 150), S. 35 f.

176 Text abgedr. in Braunthal, Internationale (wie Anm. 154), S. 557–561.

177 BAZ v. 26. 8. 1920.

Am 26. und 27. August druckte die BAZ sie ab. Seitdem erschienen zu dem Thema nahezu täglich Stellungnahmen und Berichte im Bremer Parteiorgan, u. a. Berichte der beiden »Parteirechten« Crispian und Dittmann über ihre in Moskau gemachten Erfahrungen und zwei den Beitritt scharf ablehnende Leitartikel von Alfred Henke.¹⁷⁸

Am 30. August befreite sich die Bremer USPD-Führung aus ihrer Schockstarre. In einer gemeinsamen Sitzung des erweiterten Vorstandes, der Bürgerschaftsfraktion und der Referenten sprach sich Henke scharf gegen die 21 Bedingungen aus und Frasukiewicz unterstützte ihn darin. Die Versammelten folgten einstimmig der ablehnenden Haltung.

Am 7. September berichtete der Bezirkssekretär in der Bremer MV von der Berliner Reichskonferenz, an der er teilgenommen hatte. Was er sagte und welche Atmosphäre unter den mindestens 1500 Teilnehmern herrschte, vermittelt der Polizeibericht: »In seiner 24 jährigen Tätigkeit habe er noch keine solche Konferenz gesehen wie die letzte der U. S. P. in Berlin. Es sei ein wüstes Durcheinander gewesen, alles schrie und johlte. Radek¹⁷⁹ habe in Moskau die U. S. P. Delegation gefragt, ob die U. S. P. D. einen rechten und linken Flügel hätte und die Massen hinter dem linken Flügel ständen. Stoecker und Däumig hätten die Frage bejaht, Crispian und Däumig [gemeint war Dittmann, d.V.] verneint. In Russland gibt es gar keine Kommunisten (grosser Lärm). Das, was man ueber Russland geschrieben und erzählt hat, ist alles nicht wahr; (Lärm) ein kleines Häuflein übt den Terror aus (andauernder Lärm). Genossen! Ich schildere die Lage so, wie diejenigen sie auf der Konferenz schilderten, die in Moskau waren. Von Russland haben wir garnichts zu erwarten, auch keine Lebensmittel, wir müssen sehen, dass wir den Russen helfen (Oho!). Russland ist nicht Deutschland (Lärm). Die russischen Betriebsräte haben nichts zu sagen. Lenin, der Weltmann wusste nicht einmal, dass Cöln von den Engländern besetzt ist. Eine Hungersnot steht Russland in diesem Jahre bevor, viele werden Hungers sterben; vor einer Auswanderung nach Russland muss ich ernstlich warnen. Weiter schimpfte der Redner auf die 21 Punkte.«¹⁸⁰ Nachdem die Nachredner Hackmack und Henke ins gleiche Horn geblasen hatten, endete die Versammlung tumultuarisch und wurde auf den 14. September vertagt. An der Fortsetzung beteiligten sich annähernd 2500 Personen. Viele von ihnen misstrauten den »Bonzen« und hielten mit ihrer Meinung nicht zurück, indem sie riefen: »Wollen wir uns wieder von Hackmack und Frasukiewicz einseifen lassen?« Dieses Mal kamen neben den Gegnern auch einige Befürworter der 21 Bedingungen zu Wort, aber der Bezirkssekretär durfte als Letzer reden: »Adam zog gegen die K. P. D. zu Felde und sagte, die KPD müsste zu ihnen kommen; das klassen- und siegesbewusste Proletariat der U. S. P. sei viel zu klug, als dass es die

178 BAZ v. 30. 8. (Crispian), v. 2. u. 4. 9. (Dittmann) sowie v. 1. 9. u. 4. 9. 1920 (Henke).

179 Karl Radek (1885 – vermutlich 1939), 1904 Mitglied der Polnisch-litauischen Sozialdemokratischen Partei, 1907 Emigration nach Deutschland, SPD, schrieb u. a. für die BBZ, Bolschewist, ab März 1920 Sekretär des EKKI.

180 PB v. 8. 9. 1920, StAB 4,65 - 221; im BAZ-Bericht v. 8. 9. 1920 war von der aufgeheizten Stimmung nicht die Rede.

21 Punkte annähme. Sie seien die Millionen-Partei.«¹⁸¹ In der Abstimmung erhielt eine Resolution in diesem Sinne gegen etwa 200 Pro-Stimmen eine breite Mehrheit. Im Polizeibericht hieß es, dass »viele staunten. Die Rede Adam Frasunkiewicz's (sic!) hat diejenigen, welche anfangs dafür waren, wieder schwankend gemacht: Sie stimmten für die Bonzen.«¹⁸² In einem weiteren Bericht fragte sich der Polizeispitzel, warum Frasunkiewicz und andere »bekannte Grössen«, die noch im Jahr zuvor den Anschluss an die 3. Internationale befürwortet hatten, »plötzlich extreme Gegner« geworden seien. Er vermutete unter Berufung auf eine gut unterrichtete Stelle, dass sie »Angst um ihre Parteiposten hätten und nur [um] ihres Erwerbess willen – als Parteisekretär oder dergl. – kämpften.«¹⁸³ Es ist zweifelhaft, ob Frasunkiewicz lediglich aus materiellen Erwägungen heraus seine politische Überzeugung wechselte. Es spricht einiges für die Annahme, dass ihn so etwas wie enttäuschte Liebe bewegt hat. Er war stets ein feuriger Anhänger der bolschewistischen Revolution gewesen, über deren nähere Umstände jedoch in Deutschland nur wenig bekannt war. Es ist durchaus möglich, dass er schockiert von der Berliner Reichskonferenz zurückkehrte. Wilhelm Dittmann und der Ökonom Prof. Carl Ballod hatten dort ungeschminkt über die Zustände in Russland berichtet.¹⁸⁴

Endgültig sollte ein Parteitag über die Annahme der 21 Bedingungen entscheiden. Die Parteileitung berief ihn für den 12. Oktober nach Halle ein und verlangte die Urwahl der Delegierten. Die Befürworter und Gegner der 21 Punkte sollten auf zwei Listen in Distriktversammlungen gegeneinander antreten, wobei das Verhältniswahlrecht vorgesehen war.¹⁸⁵ In der MV vom 14. September hatte sich nicht nur die im Bremer Ortsverein vertretene Mehrheitsmeinung herauskristallisiert, sondern es waren auch bereits die Kandidaten der zwei Richtungen, darunter Frasunkiewicz, vorgeschlagen worden.¹⁸⁶ Am 21. September druckte die BAZ aus Gründen der Fairness einen langen Beitrag Walter Stoeckers ab, im Übrigen wiederholten sich im Meinungskampf bis zur Urwahl am 3. Oktober die bereits bekannten Argumente. Die Liste 1 (Gegner der 21 Bedingungen) gewann alle fünf Mandate, die dem Ortsverein Bremen auf Grund seiner Mitgliederzahl (11039) zustanden, Frasunkiewicz erzielte mit 2184 Stimmen das zweitbeste Ergebnis.¹⁸⁷ Allerdings hatten sich nur 25,3 Prozent der Mitglieder an der Urwahl beteiligt, worin sich für Henke eine »erschreckende Passivität gegenüber der großen Streitfrage [offenbarte], die die Partei in der jüngsten Zeit, wie es schien, bis auf den Grund aufwühlte.«¹⁸⁸

181 Zum Vergleich: Mitgliederstand der USPD im Oktober 1920: 893923, Mitgliederstand der KPD im Oktober 1920: 78056, vgl. Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 303.

182 PB v. 15. 9. 1920, ebd.

183 Ebd.

184 BAZ v. 3. 9. 1920; zu Dittmann s. Braunthal, Internationale (wie Anm. 176); zur Biografie Ballods vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Balod [11.03.2017]

185 BAZ v. 28. u. 29. 9. 1920.

186 BAZ v. 15. 9. 1920.

187 BAZ v. 4. 10. 1920.

188 BAZ v. 8. 10. 1920.

Aufgrund der gebundenen Mandate war die Parteispaltung vorprogrammiert: 236 Parteitagsdelegierte stimmten für den sofortigen Anschluss an die 3. Internationale, 156 dagegen. Die Mehrheit und die Minderheit beschloßen den Parteitag als getrennte Parteien in unterschiedlichen Lokalen und wählten jeweils eigene Zentralkomitees.¹⁸⁹

10. Der Bürgerschaftsabgeordnete (Juni bis Dezember 1920)

Nach der Bürgerschaftswahl vom 6. Juni 1920 zog Frasunkiewicz als Mitglied der stärksten Fraktion in das hansestädtische Parlament ein. Als am 9. Juli die Senatswahl auf der Tagesordnung stand, ergriff er zum ersten Male im Plenum das Wort.¹⁹⁰ Der Fraktionsvorsitzende Dr. Künkler hatte zuvor begründet, warum sich die USPD als stärkste Fraktion nicht an der Regierungsbildung beteiligen wollte. Daraufhin hatten die Mehrheitssozialisten Johann Bußmann und Ludwig Waigand den Unabhängigen Verantwortungsscheu vorgeworfen. Frasunkiewicz erinnerte daran, dass die USPD in der Räterepublik sehr wohl bereit gewesen sei, Regierungsverantwortung zu übernehmen. Das von Mehrheitssozialisten zu verantwortende »Blutbad« habe die Räte daran gehindert, »praktische Arbeiterpolitik zu betreiben.« Die Unabhängigen hätten »ein Programm, und da sind wir überzeugt, daß wir unter den gegebenen Bedingungen unser Programm in keiner Weise zur Durchführung bringen können, nicht einmal einen Teil davon. Wir wollen das Volk nicht täuschen.«

In der Sitzung vom 24. September griff Frasunkiewicz in eine Debatte um die Aufhebung der Immunität Bußmanns ein, der wegen Beleidigung angezeigt worden war. Er wandte sich grundsätzlich dagegen, einem Abgeordneten die Immunität zu entziehen, »der von einem bürgerlichen Schmock vor ein bürgerliches Gericht gezogen werden soll.« Seine Wortwahl – er verglich den Kläger mit einem schnüffelnden und Bein hebenden Hund – veranlasste die Rechte dazu, den Saal zu verlassen.¹⁹¹

Auch bei seinem dritten Auftritt im Plenum am 3. Dezember 1920 setzte er sich für jemanden ein, der nicht seiner Partei angehörte.¹⁹² In einer Interpellation fragte er den Geschäftssenat, ob er davon wisse, dass der Kommunist Ernst Schneider auf Veranlassung der bremischen Polizeibehörde gefesselt und in Ketten nach Hannover transportiert worden sei und dass man ihm später auf Betreiben derselben Behörde in der Festung Gollnow den üblichen Stadturlaub entzogen habe. Frasunkiewicz las zwei Beschwerdebriefe des Häftlings vor, den er persönlich nicht kannte. Er nahm den Fall zum Anlass,

189 Vgl. Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 212 ff.; vgl. auch die sehr gründliche Analyse der Meinungsbildung und des Wahlverhaltens in den einzelnen Parteibezirken sowie der Sozialstruktur des Delegiertenkörpers bei Wheeler, USPD (wie Anm. 150), S. 242 ff.

190 Verh.BrBürg. vom Jahre 1920, Sitzung 1–20, Stenographisch aufgezeichnet, S. 58 ff.

191 Ebd., S. 279 f.

192 Ebd., S. 590 ff.

die Rohheit der Bremer Polizeibehörde anzuprangern, die gegen politische »Idealisten« gerichtet sei und sich seit der Kaiserzeit und dem Ersten Weltkrieg nicht geändert habe.

Der gewiefte Rhetoriker nutzte das Parlamentsplenum relativ wenig für Redebeiträge. Wenn er jedoch das Wort ergriff, trat er äußerst scharfzüngig auf und parierte schlagfertig die Ordnungsrufe des Präsidenten.

11. Der Bezirk Nordwest der »Rest-USPD« und sein Bezirkssekretär (November 1920 bis September 1922)

Im Bezirk Nordwest hatte sich bei der Urwahl der Delegierten zum Hallenser Parteitag gezeigt, dass die Befürworter des bedingungslosen Anschlusses an die 3. Internationale über wenig Rückhalt verfügten. In Bremen und den drei Unterbezirken Vegesack-Blumenthal, Unterweserorte sowie Achim-Verden stellten sie nur einen von insgesamt neun Parteitagsdelegierten.¹⁹³ Es liegen keine verlässlichen Zahlen darüber vor, wie viele Mitglieder zur Vereinigten Kommunistischen Partei (VKPD) überwechselten,¹⁹⁴ jedoch verlor allein der Ortsverein Bremen im letzten Quartal des Jahres 1920 knapp 3500 Mitglieder.¹⁹⁵ In der MV am 24. November 1920 trat laut Polizeibericht »die flau und unzufriedene Haltung der Mitglieder recht deutlich in Erscheinung.«¹⁹⁶ In Arsten, einer USPD-Hochburg, traten Genossen aus, nicht »um eine kommunistische Organisation zu bilden, sondern um die große Partei der Indifferenten zu vermehren.«¹⁹⁷ In einer Analyse der Ergebnisse bei den preußischen Kreistags- und Landtagswahlen vom 20. Februar 1920 fühlte sich der Verfasser mancherorts »geradezu an sozialistengesetzliche Zustände [erinnert], unsere Genossen kämpften [...] auf verlorenem Posten.«¹⁹⁸

Auf die prekäre Kassenlage, die auf dem Bezirksparteitag am 14. November 1920 für einen heftigen Schlagabtausch zwischen dem Bezirks- und dem Bremer Ortsvorstand sorgte, wurde bereits eingegangen. In der Bremer General-

193 BAZ v. 21. 10. 1920. Gemeinsam mit dem Unterbezirk Blumenthal wählten die Oldenburger Ortsgruppen Hasbergen, Delmenhorst, Stuhr und Wildeshausen, BAZ v. 1. 10. 1920. Auch die drei Delegierten des Bezirks Ostfriesland-Oldenburg stimmten gegen den Anschluss.

194 In den Unterweserorten waren die Verluste erheblich, auch das Parteisekretariat war davon betroffen, PB v. 16. 11. 1920, StAB 4,65-221, Diskussionsbeitrag Köhler – Bremerhaven. Der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Bartz aus Lehe schloss sich ebenfalls der VKPD an, vgl. Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 312.

195 PB v. 22. 1. 1921, StAB 4,65-222. Vergleichszahlen aus dem Bezirk sind nicht überliefert.

196 PB v. 27. 11. 1920, ebd.

197 BAZ v. 3. 12. 1920. Die Klage stammte wahrscheinlich aus Frasunkewicz' Feder.

198 BAZ v. 2. 3. 1921. Die Stimmverluste sind mangels vorliegender Untersuchungen weitgehend nicht bezifferbar. Im Kreis Osterholz waren neben z. T. erheblichen Verlusten in Osterholz-Scharmbeck, Ritterhude, Scharmbeckstotel und Buschhausen auch Stimmengewinne in Ihlpohl und Hambergen zu verzeichnen, vgl. Schröder, Rotes Band (wie Anm. 66), S. 80 ff. Die Aktivität einiger Ortsvereine ging merklich zurück.

versammlung am 4. Mai 1921 stritten sich Frasunkiewicz und Sommer mit Starker darüber, ob die Kasse einen Überschuss, so der Ortssekretär, oder einen Fehlbetrag aufweise.¹⁹⁹ Die zunehmende Geldentwertung machte der Partei zu schaffen. Auf dem Bezirksparteitag am 29. Januar 1922 forderte Frasunkiewicz die Ortsvereine erneut auf, Gelder nicht zu horten, sondern sie an den Bezirk weiterzuleiten, »an den alle Ansprüche gestellt werden.«²⁰⁰ Im März beschloss der Bezirksvorstand, die Mitgliedsbeiträge für Männer ab dem 1. Mai auf zehn Mark anzuheben. Der Sekretär begründete diesen Schritt mit der allgemeinen Teuerung, insbesondere den stark gestiegenen Papierpreisen.²⁰¹

Als übliche Bezeichnung für den Bezirk setzte sich die Bezeichnung »Bezirk Bremen« durch. Dazu gehörten der Ortsverein Bremen und die Unterbezirke Unterweserorte, Vegesack-Blumenthal, Achim-Verden sowie Osna-brück.²⁰² Im Juni 1921 erwog der Bezirksvorstand, das oldenburgische Unterbezirkssekretariat Wilhelmshaven wegen zu geringer Mitgliederzahl aufzuheben. Die Oldenburger zogen es jedoch vor, wieder einen eigenständigen Bezirk zu bilden.²⁰³

Auf dem Bezirksparteitag am 29. Januar 1922 nannte Frasunkiewicz keine Mitgliederzahlen. Im abgelaufenen Geschäftsjahr habe der Bezirk Referenten in insgesamt 312 Versammlungen gestellt sowie 23 Konferenzen durchgeführt.²⁰⁴ Eine große Anzahl der Auftritte bestritt der Bezirkssekretär persönlich. Einige Male gelang es ihm sogar, neue Ortsgruppen ins Leben zu rufen, so in Wallhöfen, Grasberg und Langwedel.²⁰⁵ Er sprach zumeist zu aktuellen Themen, so im Sommer 1921 zur Brotteuerung, griff aber auch in den braunschweigischen Landtagswahlkampf ein, so in Thedinghausen am 15. Januar 1922.²⁰⁶ Mehrfach forderte der Bezirksvorstand in der BAZ alle Ortsgruppen und Mitglieder zu Aktionen auf. Als besonders bedeutsam sollte sich der Aufruf zur allgemeinen Arbeitsniederlegung und Massenkundgebungen als Reaktion auf die Ermordung des Reichsaußenministers Walther Rathenau erweisen.²⁰⁷

12. Der Parteiaktivist und Agitator nach der Parteispaltung (November 1920 bis Oktober 1922)

Ende November 1920 beantragte die »Rest-USPD« in der Bremischen Bürgerschaft die Auflösung der in der Arbeiterschaft verhassten Stadtwehr, die nach der Niederschlagung der Räterepublik als bürgerliche Schutztruppe aufgestellt

199 PB v. 6. 5. 1921, StAB 4,65 - 222.

200 BAZ v. 31. 1. 1922.

201 BAZ v. 27. 3. 1922.

202 BAZ v. 28. 11. 1921 u. 31. 8. 1922.

203 BAZ v. 1. 6. 1921 u. 31. 1. 1922.

204 Ebd.

205 Vgl. Schröder, Rotes Band (wie Anm. 66), S. 107, 368, u. BAZ v. 20. 6. 1922.

206 BAZ v. 17. 1. 1922.

207 S. u., Aufruf in BAZ v. 1. 7. 1922.

worden war.²⁰⁸ Der Antrag fand eine Mehrheit, weil die ebenfalls oppositionellen Mehrheitssozialisten ihn unterstützten. Die USPD-Fraktion brachte am 3. Dezember einen Misstrauensantrag gegen den bürgerlichen Geschäftssenat ein und signalisierte der MSPD erstmals Koalitionsbereitschaft. Das führte gemäß den Bestimmungen der neuen bremischen Verfassung zum Rücktritt des Senats mit nachfolgendem Volksentscheid. Am 9. Januar 1921 bestätigten die Bremer Wahlberechtigten den Senat mit großer Mehrheit. Auf dieser Grundlage folgte am 20. Februar eine Neuwahl der Bürgerschaft. Die Arbeiterparteien verloren auch diese Wahl und damit ihre gemeinsame Parlamentsmehrheit. Eine Mitte-Links-Koalition unter Einschluss der DDP lehnte die USPD ab, und somit bildete sich erneut ein bürgerlicher Minderheitssenat.

Vier Tage nach dem verlorenen Volksentscheid nahm Frasunkiewicz in einer USPD-MV Stellung. Er fand den Wahlausgang angesichts der ungeheuren Propaganda des Bürgertums verständlich. Ein Teil der Bevölkerung sei leicht beeinflussbar. Im kommenden Bürgerschaftswahlkampf dürfe die USPD Konflikte mit der MSPD und VKPD nicht scheuen, sie habe nichts von ihrer Taktik und ihren Grundsätzen zu bereuen.²⁰⁹ Bei der Kandidatenaufstellung in der folgenden MV am 21. Januar landete er auf Platz 26 der Liste, was ihn sehr verbitterte. In der Bürgerschaft würden nicht nur Juristen, sondern »auch gute Agitatoren« benötigt. Der Polizeispitzel deutete die persönliche Schlappe als Ausdruck des Machtkampfes zwischen dem rechten Flügel um Henke und dem linken Flügel mit Frasunkiewicz an der Spitze.²¹⁰ Da die USPD mit 19,7 % der Wählerstimmen nur 23 Mandate gewann, ging er leer aus. In einer Versammlung der Wahlhelfer am 6. März vertrat er die Ansicht, nach der Parteispaltung seien schwere Verluste zu erwarten gewesen. Dennoch habe die Partei »immer noch gut abgeschnitten.« Ein Bündnis mit der MSPD lehnte er ab, solange Noske dort Mitglied sei.²¹¹ Anfang Mai hatte er seine Meinung zur Wahlniederlage jedoch geändert. Auf der Generalversammlung der Bremer USPD warf er der lokalen Parteileitung vor, »dass sie durch das Misstrauensvotum in der Bürgerschaft die Veranlassung zu den Neuwahlen gegeben habe und dass sie bei der Durchführung der Wahlarbeiten völlig versagt habe (Unruhe).«²¹²

Die nächste innerparteilich geführte Diskussion von Bedeutung, in der Frasunkiewicz Stellung bezog, fand im Spätsommer statt: Am 26. August 1921 war Matthias Erzberger, demokratischer Zentrumsolitiker, ehemaliger Reichsfinanzminister und während des Ersten Weltkrieges Vertreter eines Verständigungsfriedens, einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Die Täter gehörten der rechtsterroristischen »Organisation Consul« an, und es handelte

208 Dazu und zum Folgenden vgl. Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 1), S. 275 ff.; Karl-Ludwig Sommer, Wilhelm Kaisen, Eine politische Biographie, Bonn 2000, S. 80 ff.

209 BAZ v. 12. 1. 1921.

210 PB v. 22. 1. 1921, StAB 4,65 - 222.

211 PB v. 7. 3. 1921, ebd.

212 PB v. 6. 5. 1921, ebd.

sich nicht um den ersten politischen Mord von rechts. In Berlin regierte ein Minderheitskabinett, das sich aus Vertretern des Zentrums, der DDP und der MSPD unter Reichskanzler Joseph Wirth (Z) zusammensetzte. Die schwache Regierung war je nach Art ihrer Vorhaben darauf angewiesen, sich entweder von der rechtsbürgerlichen DVP oder der USPD tolerieren zu lassen.²¹³ In Armee, Justiz und Verwaltung dominierten reaktionäre Monarchisten. Die Republik war gefährdet. Am Tag nach dem Mordanschlag trafen sich die Parteileitungen der beiden sozialdemokratischen Parteien im Reichstag und vereinbarten ein gemeinsames Vorgehen zum Schutz der Republik. Vom Reichskanzler forderten sie durchgreifende politische Säuberungen.²¹⁴ Am 31. August fanden von allen drei Arbeiterparteien und dem ADGB gemeinsam getragene Massenkundgebungen im gesamten Reich statt, so auch in Bremen.²¹⁵

Im BAZ-Leitartikel vom 31. August forderte der Chefredakteur Alfred Faust nicht nur eine engere Zusammenarbeit zwischen USPD und MSPD, sondern sprach sich auch für die »Teilnahme unserer Genossen an der Regierungsverantwortung« aus. Gehe »der Weg der Rettung der letzten Errungenschaften der Revolution [...] durch das Fegefeuer der Koalitionsregierung, so ist dieser steinerne Weg [...] mit Todesverachtung zu gehen.« Mit dem Abdruck eines ausführlichen Beitrags von Josef Böhm, der Fausts Position unterstützte, rief die BAZ am 7. September zur innerparteilichen Diskussion auf. Frasunkiewicz reagierte am 16. d. M. mit einem Artikel unter der Überschrift »Was ist das Gebot der Stunde?« Darin griff er Faust und Böhm scharf an. Die »zur Unzeit und mit denkbar verkehrtester Parole heraufbeschworene Diskussion« habe »nicht epochemachend gewirkt, sondern nur Kopfschütteln erregt.« Nur durch scharfen Klassenkampf sei der Sozialismus zu verwirklichen. »Wir müssen, wollen wir konsequent sein, immer und immer wieder versuchen, die Arbeiter politisch und wirtschaftlich noch mehr als bisher zu organisieren.« Einige USPD-Führer seien »Konjunkturpolitiker«, denen der gerade Weg zu lang sei. Jeder Proletarier wünsche sich Vereinigung des Proletariats, nur sei es fraglich, ob das möglich sei. Einheit in der Aktion und »Ausbau unserer Organisation« seien das Gebot der Stunde.

In zwei folgenden Diskussionsbeiträgen widersprachen Hans Hackmack und Alfred Henke dem Bezirkssekretär.²¹⁶ Starres Festhalten an »Prinzipien« zeuge angesichts der veränderten politischen Situation von Blindheit, so Hackmack. Henke bekräftigte seine Gegenposition mit folgenden Worten: »Wir müssen [...] zur Teilnahme an einer Koalitionsregierung im gegebenen Moment bereit sein. Zum Besten des proletarischen Klassenkampfes und zum Schaden der Reaktion.«

213 Besonders umstritten war ihre sog. Erfüllungspolitik gegenüber den Siegermächten. Hier genoss sie die Unterstützung der USPD. Weiterhin erwies sich der Oberschlesien-Konflikt als ernsthafte politische Belastung.

214 Leitartikel »Die Einheitsfront marschiert« von Alfred Faust in BAZ v. 31. 8. 1921.

215 Vgl. Winkler, *Revolution* (wie Anm. 70), S. 426.

216 BAZ v. 17. u. 21. 9. 1921.

Im Oktober wurde in Berlin um eine Kabinettsumbildung gerungen, und eine mögliche Regierungsbeteiligung stand am 18. d. M. auf der Tagesordnung einer Bremer Mitgliederversammlung. Henke warb wiederum eindringlich für seinen Standpunkt.²¹⁷ In der fortgesetzten MV zwei Wochen später griff Frasunkiewicz den Reichstagsabgeordneten in einer eineinhalbstündigen Gegenrede massiv an. Erneut wandte er sich gegen den Eintritt in eine Koalitionsregierung. Auf Zwischenrufe antwortete er selbstbewusst, »dass er sich hinsichtlich seiner Politik von Niemandem (sic!) Vorschriften machen lasse. Er stehe lange Jahre in der Arbeiterbewegung und habe mehr Erfahrung als eine Anzahl der anwesenden Führer.«²¹⁸ Am 2. Dezember – die Koalitionspläne waren mittlerweile am Widerstand von DDP und Zentrum gescheitert – polemisierte er nochmals gegen Henke, der »bisher auf dem Boden des Klassenkampf gestanden« habe.²¹⁹

In den folgenden Monaten gestalteten sich die Beziehungen zwischen USPD und MSPD wechselhaft. In Gemeindeparlamenten und Landtagen arbeiteten sie häufig zusammen, jedoch blieben sie konkurrierende Parteien, die Konflikte miteinander austrugen.²²⁰ Anfang Januar 1922 erklärte der Bezirkssekretär auf einer Konferenz der Gemeindevertreter und Ortsvereinsvorstände des USPD-Unterbezirks Achim-Verden eine Vereinigung für ausgeschlossen, »solange die Denkweise noch verschieden sei.«²²¹ Am 19. Juni griff er die Mehrheitssozialisten auf einer öffentlichen Volksversammlung in Langwedel scharf an. In Versammlungen gebärdeten sie sich »meist radikal« und trieben »lediglich Agitationspolitik, in den Parlamenten stimm[t]en sie mit den Bürgerlichen gegen die Anträge ihrer Klassengenossen.«²²²

Wenige Tage später – am 24. Juni – ermordeten Angehörige der »Organisation Consul« den Reichsaußenminister Walther Rathenau. Das Attentat löste noch heftigere Massenproteste aus als die Ermordung Erzbergers zehn Monate zuvor. In Osnabrück sprach Frasunkiewicz am 27. Juni gemeinsam mit Rednern der DDP, KPD und MSPD vor geschätzten 30 000 Versammelten.²²³ An der bereits zweiten Kundgebung in Bremen am 4. Juli beteiligten sich ca. 25 000 Menschen.²²⁴ Eine am 2. Juli einberufene Reichskonferenz der USPD beschloss, »mit der SPD unter Hinzuziehung der gewerkschaftlichen Spitzenorganisationen über die Frage des Eintritts in die Reichsregierung [...] zu verhandeln.« Ziel war die Verabschiedung eines Republiksschutzgesetzes. Es sollte die »Grundlage schaffen zur Niederhaltung der Reaktion und zur Sicherung der Lebensinteressen der arbeitenden Massen.«²²⁵ In der

217 BAZ v. 20. 10. 1921.

218 PB v. 2. 11. 1921; StAB 4,65 222 (daraus das Zitat); BAZ v. 3. 11. 1921.

219 BAZ v. 5. 12. 1921.

220 Vgl. Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 234 ff., und Winkler, Revolution (wie Anm. 70), S. 482 ff.

221 BAZ v. 5. 1. 1922.

222 BAZ v. 20. 6. 1922.

223 BAZ v. 27. 6. 1922.

224 BAZ v. 5. 7. 1922.

225 Ebd.

Bremer USPD-MV am 6. Juni zog Hackmack als Teilnehmer des Berliner Treffens eine positive Bilanz. Frasunkiewicz warnte in der Aussprache jedoch vor Illusionen. »Es sei [zwar] zu wünschen, daß bei einem evtl. Eintritt in die Regierung den betreffenden Genossen die Säuberungsarbeit möglich sein werde. Man lese aber schon von allerhand Sabotageversuchen der bürgerlichen Parteien. Falsch sei es jedenfalls, wenn die Proletarier sich von einem Eintritt in die Regierung irgendwelche wirtschaftlichen Besserungen versprechen würden.« Die bürgerlichen Koalitionsparteien seien unzuverlässig. »Auch die Zuverlässigkeit der Rechtssozialisten müsse man noch abwarten.«²²⁶ Tatsächlich verabschiedete der Reichstag mit großer Mehrheit vier Republikenschutzgesetze, der Eintritt in die Regierung unterblieb jedoch.

Am 19. Juli verkündete die Zentraleitung der USPD den »Zusammenschluß der sozialdemokratischen Parteien« als Ziel, über das ein Parteitag in Kürze entscheiden sollte.²²⁷ Nunmehr sprach sich auch Frasunkiewicz in mehreren Versammlungen für die Vereinigung aus.²²⁸

Bei der Urwahl der Delegierten für den Geraer Parteitag scheiterte er mit 277 von 804 abgegebenen Stimmen.²²⁹ Am 9. Oktober referierte er in der Versammlung des bisherigen USPD-Ortsvereins Delmenhorst zu den Vereinigungsparteitagen in Gera und Nürnberg.²³⁰ Nunmehr ermahnte er »sechs Genossen, die die Vereinigung für verfrüht halten und dagegen stimmten«. Sie würden »hoffentlich auch bald zu der Einsicht [gelangen], daß nur ein geschlossen auf dem Boden des Klassenkampfes stehendes Proletariat den Sozialismus verwirklichen kann.«²³¹ Dass er selbst noch kurz zuvor dieselbe Position vertreten hatte, ignorierte er.

13. Die Abwicklung des Bremer Bezirkssekretariats nach dem Parteizusammenschluss

Am 24. September 1922 hatte der gemeinsame Nürnberger Parteitag die Vereinigung der beiden sozialdemokratischen Parteien beschlossen. Die MSPD zählte am 1. Januar 1922 1174105 und die USPD im September 290762 Mitglieder, von denen 84706 (= 29,1 %) der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (VSPD) nicht beitraten.²³² In Bremen schlossen sich die beiden Parteizeitungen mit Wirkung vom 1. 10. 1922 zur »Bremer Volkszeitung« (BVZ) zusammen, die beiden Bürgerschaftsfraktionen fusionierten am 4. und die Ortsvereine am 31. Oktober.²³³ Die Vorstandsposten wurden paritätisch besetzt.

226 BAZ v. 7. 7. 1922.

227 BAZ v. 21. 7. 1922.

228 BAZ v. 26. 7. (Groß Häuslingen und MV Bremen), 1. 8. (Verden) und 8. 8. 1922 (Lilienthal).

229 BAZ v. 13. 9. 1922.

230 Vgl. dazu Krause, USPD (wie Anm. 46), S. 254 ff.; Winkler, Revolution (wie Anm. 70), S. 491 ff.

231 BVZ v. 10. 10. 1922.

232 Vgl. Winkler, Revolution (wie Anm. 70), S. 490, 497.

233 BAZ v. 30. 9. 1922 u. BVZ v. 5. 10. u. 16. 10. 1922.

Am 25. und 26. November tagte in Hamburg die erste Bezirkskonferenz des Bezirks Hamburg-Nordwest nach dem Zusammenschluss. Damit hatte man die Gliederung der ehemaligen MSPD übernommen, und Bremen bildete nunmehr einen Unterbezirk. Der Bezirkssekretär Heinrich Vogel – Frasukiewicz' Intimfeind in der gemeinsamen Hemelinger Vergangenheit – berichtete, dass die Vereinigung überall, wo Ortsvereine bestanden, »glatt vor sich gegangen« sei. Der Bezirk zähle 137 Ortsvereine und insgesamt 107848 Mitglieder. Wegen der ungeheuren Geldentwertung sei die Kassenlage schlecht.²³⁴ Am Konferenzbericht der BVZ fällt auf, dass er kaum Angaben über die Besetzung der Führungsstellen enthält, und es bleibt offen, ob Frasukiewicz überhaupt zugegen war. Die Sekretariate der beiden ehemaligen Bremer Konkurrenzparteien wurden zum 1. Dezember im MSPD-Büro (Geeren Nr. 6/8) miteinander verschmolzen.²³⁵ Am 2. März 1923 meldete Frasukiewicz in der BVZ, das Bezirkssekretariat der VSPD sei aufgehoben worden. Er könne die Ortsvereine und Gemeindevertreter ab sofort nicht mehr mit Schriften und Büchern versorgen.

Es ist nicht überliefert, ob er ausgebootet worden ist oder ob er sich freiwillig zurückgezogen hat.²³⁶ Im März 1923 übernahm er die Stelle eines Lagerhalters der Konsumgenossenschaft »Vorwärts« in Arsten, zweifellos ein beruflicher Abstieg.²³⁷

14. Der Versammlungsredner nach dem Parteizusammenschluss (Dezember 1922 bis März 1923)

Solange Frasukiewicz noch das Amt des Bezirksparteisekretärs bekleidete, trat er in Bremer und auswärtigen Parteiversammlungen als Redner auf. Bemerkenswert ist sein Auftritt auf der vom Osterholz-Scharmbecker Gewerkschaftskartell einberufenen Betriebsräte-Vollversammlung am 9. Dezember 1922. Georg König, der Sekretär des KPD-Bezirks Nordwest, referierte dort zum Thema Kontrollausschüsse, mit denen die Kommunisten die Preise nicht nur kontrollieren, sondern auch einseitig herabsetzen wollten.²³⁸ Frasukiewicz war als Korreferent eingeladen. Die folgende Zusammenfassung seiner Gegenrede stammt aus seiner eigenen Feder: »Daß die Arbeiter- und Soldatenräte bei Ausbruch der Revolution das zerrüttete kapitalistische Wirtschaftssystem wieder in Ordnung gebracht haben, habe er nicht gemerkt, trotzdem er damals auch nicht die Zeit verschlafen habe. Im Gegenteil, die Soldaten- und Arbeiterräte wußten manchmal aus lauter Ratlosigkeit nicht, was sie machen sollten. Die Revolution war auch keine proletarische, sondern eine bürgerliche. Die proletarische Revolution wird erst noch kommen

234 BVZ v. 29. 11. 1922.

235 BVZ v. 1. 12. 1922.

236 Ludwig Waigand, der bisherige Bremer Bezirkssekretär der MSPD, war am 7. Januar 1923 gestorben und somit als möglicher Konkurrent ausgeschieden, BVZ v. 8. 1. 1923..

237 BVZ v. 1. 8. 1923.

238 Vgl. Schröder, Rotes Band (wie Anm. 66), S. 191 f.

müssen. Es gibt überhaupt keinen gesunden Kapitalismus, auch dann nicht, wenn mehr Lebensmittel produziert werden. Daß die kapitalistische Produktion eine ziel- und planlose, eine anarchistische ist, sollte doch wohl der Referent auch wissen. Die Produktion bleibt daher so lange krank, als sie kapitalistisch ist. Erst die geregelte, nach einem bestimmten Plan geleitete Produktion wird zur Gesundung der Wirtschaft und des Volkes führen. Daß wir in den Sozialismus nie hineinwachsen werden, braucht uns ein Kommunist auch nicht erst zu sagen. Wir kämpfen daher ja auch auf dem Boden des Klassenkampfes gegen den Kapitalismus, für den Sozialismus. [...] Die Kontrolle der Banken ist eine Illusion. Wir müssen organisieren und agitieren für [die] Eroberung der politischen und wirtschaftlichen Macht. Haben wir die Macht, dann werden wir nicht nur die Produktion, sondern auch die Konsumtion planmäßig regeln. Erst die Macht für das Proletariat erringen, dann die notwendigen Organe schaffen.«²³⁹

Offenbar war er zu einer durchaus selbstkritischen Bewertung der Räte in der Novemberrevolution gelangt. Zugleich hielt er an seinen klassenkämpferischen Überzeugungen fest und begründete sie streng marxistisch. Dafür erntete er Beifall.

Das beherrschende Thema ab Januar 1923 war die Ruhrbesetzung durch französische und belgische Truppen, die eine nationalistische Protestwelle auslöste. Auch die Arbeiterbewegung – sowohl Sozialdemokraten als auch Kommunisten – ließ sich davon anstecken.²⁴⁰ Frasunkiewicz nahm in mehreren Versammlungen zum Thema Stellung. Ohne das französische Vorgehen zu verteidigen, wandte er sich doch gegen die »chauvinistische Verhetzung des Volkes«, so in Scharmbeckstotel am 27. Januar.²⁴¹ Anfang Februar warf er in einer Ritterhuder Volksversammlung der bürgerlichen Reichsregierung Cuno vor, sie habe alles unterlassen, »auf dem Verhandlungswege eine Verständigung mit Frankreich zu erzielen.«²⁴² Auf einer VSPD-MV am 7. März distanzierte er sich vom Hauptredner Wilhelm Kaisen. Man »dürfe die Partei nicht durch die nationalistische Welle in eine schiefe Situation kommen lassen. [...] In der Betonung »nationaler« Interessen soll man sehr vorsichtig sein. Fraktion und Parteileitung dürfen sich durch den Ruhrkampf nicht in ihrem Klassenkampfe lähmen lassen.« Am Internationalismus müsse unbedingt festgehalten werden.²⁴³

Nachdem er diesen Debattenbeitrag geleistet hatte, trat Frasunkiewicz offenbar nicht mehr öffentlich auf. Bis zuletzt hatte er sich als Vertreter des linken Parteiflügels profiliert.

239 BVZ v. 13. 12. 1922. Der Artikel ist mit dem Kürzel »f.« gezeichnet.

240 Vgl. Winkler, *Revolution* (wie Anm. 70), S. 553 ff.

241 BVZ v. 27. 1. 1923.

242 BVZ v. 3. 2. 1923.

243 BVZ v. 9. 3. 1923.

15. Der nachgerückte Bürgerschaftsabgeordnete (April 1922 bis März 1923)

Am 28. April 1922 betrat Frasunkiewicz während einer Bürgerschaftsdebatte den Sitzungssaal. Laut Protokoll wurde er »von einer Reihe von Mitgliedern der Rechten mit Gelächter und Zurufen begrüßt.«²⁴⁴ Er rückte für Alfred Henke nach, der im Groß-Berliner Bezirk Reinickendorf als Stellvertretender Bürgermeister eingestellt worden war und aus der Bremischen Bürgerschaft ausschied.²⁴⁵ In der Plenarsitzung vom 30. Juni ergriff er erstmals das Wort, um seinen Fraktionskollegen Starker zu unterstützen. Dieser hatte beantragt, die Haushaltsmittel für die katholische und jüdische Gefangenenseelsorge zu streichen und die Stelle des evangelischen Seelsorgers nicht wieder zu besetzen, denn Religion sei Privatsache. Frasunkiewicz griff auf ein eigenes Erlebnis zurück, um die Gefangenenseelsorge als »Heuchelei« zu entlarven: »Auch ich hatte die Ehre, den Besuch eines Pastors im Untersuchungsgefängnis zu erhalten. Ich war sehr erfreut, als Atheist den Besuch des Pfaffen zu erhalten. Wir haben eine Stunde diskutiert. Ich habe ihn dringend gebeten, mich wieder zu besuchen und meine Seele zu retten. Trotzdem ich die Ehre hatte, 444 Tage im Gefängnis auf den Geistlichen zu warten, ist er nie wieder gekommen.« In der Gefängnisdeputation habe er sich dafür eingesetzt, Gefangenen »Vorträge auf sexuellem, juristischen und anderen Gebieten« zu halten. Das sei selbst aus kapitalistischer Sicht fruchtbringender.²⁴⁶

Im November brachte er eine Interpellation ein, die er am 10. d. M. begründete. Am 25. August, 35 Tage nach Verabschiedung des Gesetzes zum Schutz der Republik, sei in Bremen u. a. ein Waffenlager mit 883 Gewehren und 50000 Schuss Munition entdeckt worden. Er wollte wissen, warum der im bürgerlichen Stadtteil Schwachhausen wohnhafte Kaufmann, der die Waffen in einem ehemaligen Schweinestall gelagert hatte, nicht wegen Verdunklungsgefahr in U-Haft genommen worden sei. Es handele sich um einen Fall von Klassenjustiz, denn gegen Kommunisten werde bei geringfügigen Vergehen viel rigoros vorgegangen. Der zuständige Senator Gustav Hobelmann (DVP) teilte mit, dass der Fall an den Oberreichsanwalt abgegeben worden sei. In zwei weiteren von Frasunkiewicz angesprochenen Fällen seien die Ermittlungen eingestellt worden. Daraufhin lehnte die Bürgerschaft die weitere Besprechung der Interpellation mit 51:46 Stimmen ab.²⁴⁷

In der Plenarsitzung am 22. Februar 1923 verhandelte das Parlament einen Antrag auf Aufhebung der Immunität Frasunkiewicz'. Der lutherische Gemeindepastor von Arbergen hatte ihn verklagt, weil er auf einer Beerdigungsfeier eine klassenkämpferische Rede gehalten und dabei das »Christentum verhöhnt« habe. Der Beklagte berief sich darauf, dass er »auf Aufforderung der Leidtragenden« gekommen sei, die ihm sehr nahe stünden. Der Pastor habe ihn während seiner Ansprache mehrfach grob unterbrochen.²⁴⁸ Der

244 Verh.BrBürg. vom Jahre 1922, Sitzung v. 28. 4. 1922, S. 381.

245 Vgl. Engel, Radikal, Teil 2 (wie Anm. 2), S. 90.

246 Verh.BrBürg. vom Jahre 1922, S. 632. Der Antrag wurde abgelehnt.

247 Ebd., S. 887 ff.

248 Verh.BrBürg. vom Jahre 1923, S. 52 f.

Geschäftsordnungsausschuss ermittelte und empfahl am 16. März, die Immunität des Abgeordneten bestehen zu lassen. Die Bürgerschaft folgte dem Antrag.²⁴⁹

16. Der Privatmensch

Über die privaten Lebensumstände des rastlosen Parteifunktionärs und Politikers ist nur wenig bekannt. Im Sommer 1919 stand er unter polizeilicher Überwachung und wechselte mehrfach die Wohnung.²⁵⁰ Ab August oder September wohnte er in der Warflether Straße Nr. 38 (Bremen-Walle). Obwohl er als Bezirkssekretär wieder ein festes Gehalt bezog, rechnete er dort mit dem Erscheinen eines Gerichtsvollziehers. Deshalb bat er seine Mitbewohner am 23. September, »bei Nachfrage seine Wohnung [zu] verleugnen.«²⁵¹ Am 27. April 1920 heiratete er die 18-jährige Lucie Steinbach. Sie war 27 ½ Jahre jünger als er, hatte keinen Beruf erlernt und stammte aus einer evangelischen Bremer Arbeiterfamilie. Alwin Kerrl und Karl Vögeding fungierten als Trauzeugen.²⁵² Am 17. Januar 1921 gebar die junge Ehefrau einen Sohn, der nach dem Vater Adam benannt wurde.²⁵³ Seit 1921 bis zum Frühjahr 1923 lebte die Familie in der Auricher Straße 29 (Walle).²⁵⁴ Am 1. April zog Frasukiewicz in die bremische Landgemeinde Arsten, um seiner neuen Tätigkeit als Lagerhalter nachzugehen. Er wurde dort von seinen alten Genossen herzlich begrüßt, »die davon überzeugt waren, daß mit seiner Hilfe die Partebewegung in Arsten wieder aufblühen würde.«²⁵⁵ Für sein Leben in neuer Umgebung sollten ihm jedoch nur etwa vier Monate bleiben.

17. Das Ende

Am 27. Juli 1923 erkrankte Adam Frasukiewicz plötzlich an einer Darmkrankheit. Der 49-Jährige wurde ins Bremer Vereinskrankenhaus eingeliefert und starb dort vier Tage später nach einer Operation.²⁵⁶ Die BVZ widmete ihm am 1. August einen ausführlichen Nachruf. Der Verfasser war sich der Trauer vieler Tausender Proletarier in Bremen und Umgebung gewiss. Auch die Bremer KPD-Zeitung erwies dem Verstorbenen Respekt: »Wenn ihn und uns in den letzten Jahren auch manches trennte, so soll seine unermüdliche Arbeit im Dienste des Sozialismus, der Kampf, den er in den Kriegsjahren gegen den Sozialpatriotismus und die Kreditbewilligung führte, unvergeßlich bleiben.«²⁵⁷

249 Ebd., S. 102.

250 PB v. 21. 6. u. 21. 7. 1919; StAB 4,65 - 45.

251 PB v. 24. 9. 1919; StAB 4,65 - 225.

252 StAB 4,60/5 - 422, StA Br.-Mitte Reg.-Nr. 915/1920.

253 Kurzvermerk des StAs Br.-Mitte Nr. 880 v. 5. 11. 1945, ebd.

254 Adressbücher Bremen 1921 - 1923.

255 BVZ v. 2. 8. 1923.

256 Sterbeurkunde v. 2. 8. 1923, StAB 4,60/5 - 280, StA Br.-Mitte Reg.-Nr. 2085/1923; BVZ v. 1. 8. und Nordwestdeutsches Echo v. 1. 8. 1923.

257 Ebd.

Besonders seine Arster Genossen, die ihm erst kurz zuvor sein neues Betätigungsfeld verschafft hatten, reagierten tief betroffen.²⁵⁸

Am 4. August trug man Frasunkiewicz zu Grabe. Beim Gemeinnützigen Bestattungsinstitut am Steffensweg (Walle) versammelten sich viele Hundert Sozialdemokraten und Gewerkschafter aus Bremen und Hemelingen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Auch die Kommunisten waren mit einer Abordnung vertreten. Nachdem der Bremer Arbeitersängerchor zwei Lieder aus der »Zauberflöte« vorgetragen hatte, setzte sich der Trauerzug zum Krematorium auf dem Riensberger Friedhof in Bewegung. In der überfüllte Kuppelhalle hielt der oft gescholtene Alfred Henke die bereits in der Einleitung zitierte Trauerrede. Er hob besonders hervor, dass Frasunkiewicz, »der aus den betrübendsten proletarischen Verhältnissen entstammte«, sich sein enormes Wissen mit »zähem Eifer und und großem Fleiß« selbst angeeignet habe. Nachdem er der jungen Witwe und den Angehörigen sein Mitgefühl ausgesprochen hatte, wurde der Verstorbene beigesetzt.²⁵⁹ Lucie Frasunkiewicz zog zurück nach Walle, sie starb in Bremen am 3. Mai 1938.²⁶⁰ Der Sohn Adam starb im März 1998 in Bremen und hinterließ zwei Kinder.²⁶¹

258 BVZ v. 2. 8. 1923.

259 BVZ v. 6. 8. 1923.

260 Einwohnermeldekartei, StAB 4,82/1-1/193.

261 Anzeige im Weser-Kurier v. 20. 3. 1998.

Richard von Hoff. Der spätere NS-Bildungssenator als völkischer Ideologe

Von Matthias Loeber

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte Bremens in der Zeit des Nationalsozialismus wird noch immer durch zentrale Desiderate erschwert. So existieren bislang keine nennenswerten biografischen Untersuchungen zu den Regierenden Bürgermeistern oder den Senatoren, die die Entwicklung der Hansestadt zwischen 1933 und 1945 lenkten. Ihr Wirken wurde nur in Bezug auf konkrete Einzelthemen, nicht aber übergeordnet untersucht.

Dies galt bislang auch für Richard von Hoff, der von 1933 bis 1945 Senator für Bildung, Kultur und kirchliche Angelegenheiten war.¹ Während seine Tätigkeiten in der überregionalen Forschung zum Teil ausführlicher behandelt wurden², finden sie in der bremischen Literatur eher sporadisch Erwähnung, wobei diese kurzen Randnotizen oft einer fundierten argumentativen Grundlage entbehren. So beschreibt Herbert Schwarzwälder den Senatoren in seinem fünfbändigen Standardwerk über die Geschichte Bremens gutmütig als bürgerlichen Typus, als Wissenschaftler, der dem parteipolitischen Gebaren der NSDAP und politischer Gewalt weitgehend ferngestanden habe.³ Symptomatisch für die bislang zu geringe Auseinandersetzung mit

- 1 Vgl. hier die jüngst erschienene Schrift des Verfassers über Richard von Hoff als Protagonisten der Völkischen Bewegung, Matthias Loeber, *Völkische Bewegung zwischen Weser und Ems. Richard von Hoff und die Nordische Gesellschaft in Bremen und Nordwestdeutschland (Zivilisationen & Geschichte 43)*, Frankfurt am Main u. a. 2016.
- 2 So wird er in einem überregional ausgelegten Artikel über völkische Erwachsenenbildungskonzepte in einem Atemzug mit prominenten völkischen Lebensreformern wie Bruno Tanzmann genannt, vgl. Justus Ulbricht, *Völkische Erwachsenenbildung. Intentionen, Programme und Institutionen zwischen Jahrhundertwende und Weimarer Republik*, in: Uwe Puschner u. a. (Hgg.), *Handbuch zur »Völkischen Bewegung« 1871–1918*, München u. a. 1996, S. 252–276.
- 3 Charakteristisch ist Schwarzwälders unpräzise und im Einzelfall nicht belegte Argumentation. So nennt er eine Reihe von bürgerlichen Akteuren, die nach der Bürgerschaftswahl im November 1930 der NSDAP beigetreten seien, darunter die späteren Senatoren Richard von Hoff und Theodor Laue sowie der spätere Bürgermeister Richard Markert. Schwarzwälder fasst zusammen, es seien sowohl »Idealisten« als auch »Konjunkturritter« dabei gewesen: »Man mußte für den Fall der »Machtergreifung« davon ausgehen, daß es berufliche Nachteile mit sich bringen werde, wenn man sich gegen die Partei gestellt hatte«, vgl. Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen III. Bremen in der Weimarer Republik (1918–1933)*, Bremen 1995, S. 596. Dabei benennt er nicht,



Abb.: Richard von Hoff. Foto: StAB

dem NS-Bildungssenator ist eine Randbemerkung in Kai Artingers Studie über den langjährigen Leiter der bremischen Kunsthalle, Emil Waldmann. Artinger stellt darin die These auf, über Senator von Hoff sei »wenig bekannt. Sicher ist, dass der Studienrat ein fanatischer Rassentheoretiker, ansonsten aber ein »gutartiger« Nationalsozialist gewesen sein soll.«⁴ Zwar mag diese Formulierung vor allen Dingen als unvorsichtig zu bezeichnen sein, sie

wer welcher Kategorie zugehöre. Der Nachsatz, ein Nichtbeitritt hätte langfristig Nachteile mit sich gebracht, spielt massiv die Seite derer herunter, welche – wie von Hoff – aus politischer Überzeugung der NSDAP beigetreten waren. In Bezug auf die Ernennung des neuen Senats 1933 schreibt Schwarzwälder, Richard von Hoff sei »an sich ein Konservativer, zudem aber ein fanatischer Rassist« gewesen, vgl. Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen IV. Bremen in der NS-Zeit (1933–1945)*, S. 54. An anderer Stelle betont Schwarzwälder, lediglich von Hoff's »Rassenfanatismus brachte ihn dem völkischen Lager nahe«, ebd., S. 198. Die Formulierung wirkt verharmlosend, indem sie von Hoff in keiner Weise als handelndes Subjekt darstellt.

4 Kai Artinger, *Loyal bis in den Untergang. Professor Dr. Emil Waldmann (1880–1945): Kunsthistoriker, Museumsleiter, Hochschuldozent*, in: Ruth Heftrig u. a. (Hgg.), *Kunstgeschichte im »Dritten Reich«. Theorien, Methoden, Praktiken (Schriften zur modernen Kunsthistoriographie, Band 1)*, Berlin 2008, S. 134–155, hier S. 150 (Anmerkung 47).

verweist aber auf ein grundsätzliches Problem. Lange Zeit wurde ein Forschungsstand, der auf oberflächlichen Betrachtungen und zum Teil auch apologetischen Äußerungen persönlicher Vertrauter des Senators beruht, tradiert und kaum in Frage gestellt.

Gleiches gilt für Marion Reichs 2015 erschienenes Buch über die Pädagogin Elisabeth Forck, für dessen Vorarbeiten der Autorin 2013 der Bremer Preis für Heimatforschung verliehen wurde. In ihrer Studie über das Leben dieser Bremer Schulleiterin beschäftigt sich Reich auch mit Bildungssenator von Hoff. Sie verweist auf dessen innere Zerrissenheit zwischen einem »humanistischen Bildungsideal« und seiner »rassenpolitischen Verbohrtheit«.⁵ Während sie letztere korrekt benennt, versäumt leider auch Reich, das Bild des Rassentheoretikers, der aber ein sachlich arbeitender, humanistisch geprägter Wissenschaftler war, zu hinterfragen. Wenn sie anerkennend erwähnt, dass Richard von Hoff summa cum laude promoviert wurde, verpasst sie die Gelegenheit, das Verhältnis der Sprachwissenschaften im frühen 20. Jahrhundert zu etwaigen völkischen Inhalten zu diskutieren.⁶

Eine Quelle dieses Forschungsdiskurses ist in der Bremischen Biografie von 1969 zu erkennen. Im Artikel über von Hoff, den sein Kollege und persönlicher Freund⁷ Gustav Dehning verfasste, heißt es, Richard von Hoff habe als Herausgeber rassenkundlicher Zeitschriften »mit der von ihm nicht anders zu erwartenden wissenschaftlichen Gründlichkeit«⁸ fungiert. Dehning schreibt, der Senator sei »im Grunde kein politischer, sondern ein wissenschaftlicher Mensch« gewesen, lediglich »die Selbstlosigkeit seiner Grundhaltung und sein völkisches Bemühen«⁹ hätten ihn dem Nationalsozialismus nahe gebracht. Bei Dehning findet sich der Ursprung der Legende des gewissenhaften Wissenschaftlers, der sozusagen in einer natürlichen Entwicklung und ohne eigenes Zutun in die nationalsozialistische Politik gelangt sei – übrigens ein Bild, das Dehning schon im posthum durchgeführten Entnazifizierungsverfahren des Senators aufzubauen versuchte.¹⁰

Vor diesem Hintergrund erscheint es dringend geboten, den Anstoß zu einer zeitgemäßen Auseinandersetzung mit Richard von Hoff's Werdegang zu liefern. Der vorliegende Artikel untersucht sein Wirken bis zur Etablierung

5 Marion Reich, Elisabeth Forck. »Ich tat nur meine Christenpflicht«. Aus dem Leben der Bremer Pädagogin, Oldenburg 2015, S. 99.

6 Vgl. ebd.

7 Dehning war ein Kollege des späteren Senators als Lehrer an der Oberrealschule Dechanatstraße in Bremen. Auch über ihre schulische Arbeit hinaus waren sie gemeinsam tätig, so engagierten sie sich gemeinsam im Bund für niedersächsische Volkshochschulen, auf dessen Initiative und unter Leitung von Hoff's die Bremer Volkshochschule 1919 initiiert wurde, vgl. Richard von Hoff, Die niedersächsische Volkshochschule, 2. Aufl., Bremen 1919, Aufruf im Einband.

8 Gustav Dehning, s. v. Hoff, Richard von, in: Wilhelm Lührs (Bearb.), Bremische Biografie 1912–1962, Bremen 1969, S. 239.

9 Ebd., S. 240.

10 Vgl. Dehnings überlieferte Aussagen in StAB 4,66 -I.- 4689 Entnazifizierungsverfahren Hoff, Richard von.

des nationalsozialistischen Staates in Bremen. Dabei wird besonderes Augenmerk auf seine Tätigkeit als Autor völkisch motivierter Schriften und die Entwicklung seiner politischen Arbeit vor 1933 gelegt. Durch die Untersuchung inhaltlicher Kernelemente seiner Publikationen, aber auch seines partei- und vereinspolitischen Engagements, ist die bisherige Interpretation seiner Rolle zu hinterfragen. Es wird gezeigt, dass von Hoff seit Studienzeiten engagierter Rassentheoretiker und Förderer völkischer Ideen war, dass seine Arbeit nicht *unpolitisch* war, dass wir nicht von einem *unpolitischen* NS-Senator sprechen können. Pointiert zusammengefasst soll dieser Aufsatz zeigen, dass der Wissenschaftler von Hoff nicht vom Parteipolitiker von Hoff zu trennen ist, dass seine Arbeiten seit jeher klar politische Forderungen enthielten, dass sein persönliches Verhalten im Einzelfall sein politisches Engagement im Gesamten nicht vergessen machen sollte.

In der Nutzung des Begriffs des »Völkischen« folgt dieser Aufsatz Uwe Puschners Plädoyer für eine »enge« Definition. Um die vielschichtige völkische Bewegung mit ihrem Konglomerat divergierender ideologischer Versatzstücke geschichtswissenschaftlich fassen zu können, schlägt Puschner vor, anhand inhaltlicher Grundkonstanten zu definieren, was als völkisch gelte. Als Eckpunkte völkischen Denkens sieht er ein ethnisches Verständnis des Volks-Begriffs mit der Berufung auf eine mythisierte Abstammungsgemeinschaft und die Rasse, verbunden mit Sozialdarwinismus und Antisemitismus, ferner Modernitätskritik mitsamt der Ablehnung »moderner« Erscheinungen wie Liberalismus, Kosmopolitismus und Urbanität. Die genannten Punkte kulminieren in der vielschichtigen völkischen Ideologie im Streben nach einer »antiegalitären, ständisch organisierten und religiös fundierten Gesellschaft mit germanenideologischem Wertesystem«. ¹¹ Da Richard von Hoff's Arbeiten diese Punkte wesentlich vertraten, werden sie im Folgenden als »völkisch« bezeichnet. Aufgrund der dieser Ideologie in der Regel immanenten systematischen Herabsetzung anderer Ethnien und der Zuschreibung von Attributen zu bestimmten Rassen werden seine Arbeiten gleichermaßen als »rassistisch« verstanden.

Eine vollumfängliche Biografie Richard von Hoff's kann der vorliegende Aufsatz nicht bieten. Das prominente Fallbeispiel zeigt aber vor allem eines: Die Notwendigkeit einer näheren geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Mitgliedern der Bremer NS-Regierung.

Nach einer kurzen Beschäftigung mit Herkunft und Ausbildung Richard von Hoff's sollen drei inhaltliche Ebenen untersucht werden. Zunächst wird auf seine publizistische Tätigkeit eingegangen. Durch diesen Schritt werden inhaltliche Motive seines völkischen Weltbildes aufgezeigt. Auf dieser Grundlage wird beispielhaft anhand der Auseinandersetzung mit seinem Engagement bei der Einrichtung der Bremer Volkshochschule 1919 untersucht,

11 Uwe Puschner, Völkisch. Plädoyer für einen »engen« Begriff, in: Paul Ciupke u. a. (Hgg.): »Die Erziehung zum deutschen Menschen«. Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2007, S. 53–66, hier S. 57.

inwiefern er diese Ideen gesellschaftlich umzusetzen versuchte. In einer dritten Ebene wird auf seine partei- und vereinspolitischen Mitgliedschaften eingegangen. Abschließend erfolgt eine politische Einschätzung des späteren NS-Senators mit einem kurzen Ausblick auf sein Wirken in der Zeit des Nationalsozialismus.

Herkunft und Hintergründe

Richard von Hoff kam am 12. Juni 1880 in Sachsenburg an der Unstrut, in Thüringen, als Ernst Richard Vonhof zur Welt.¹² 1919 nahm er, nach dem Nachweis adeliger Herkunft, die heute bekannte Schreibweise des Nachnamens an.¹³ Seine Eltern Otto und Clara Vonhof besaßen ein Rittergut, das sie 1891 verließen, nachdem Otto Vonhof eine Anstellung als Ingenieur in Bremen gefunden hatte.¹⁴ Ihr Sohn erlangte am Alten Gymnasium zu Bremen das Abitur und studierte ab 1901 an der Universität Leipzig vergleichende Sprachwissenschaft und Germanistik. Mit der Dissertation »Zur Entwicklung der germanischen echten Verbalcomposita im Altwestnordischen« wurde er 1905 bei Eduard Sievers und Eugen Mogk zum Dr. phil. promoviert.¹⁵ Als Sohn Adelliger, die ihre Güter veräußerten und in die Großstadt zogen, als studierter Sprachwissenschaftler mit altgermanistischem Schwerpunkt war Richard von Hoff gewissermaßen prototypisch für den völkischen Ideologen des frühen 20. Jahrhunderts.¹⁶ Seine spätere Mitgliedschaft in der Deutschen Adelsgenossenschaft (DAG), der Interessengemeinschaft des niederen, meist landlosen Adels¹⁷, ist Ausdruck der Nähe zwischen niederem Adel und völkischer Bewegung.¹⁸ Die Nachrichtenstelle der Polizeidirektion in Bremen

12 Vgl. Personalbogen Ernst Richard Vonhof, StAB 4,39/3-109 Oberrealschule Bremen. Personalakte Dr. Ernst Richard Vonhof.

13 Vgl. Senatskommission für das Unterrichtswesen an Herrn Prof. Dr. Dietz, 8. Juli 1919, StAB 4,39/3-109 Oberrealschule Bremen. Personalakte Dr. Ernst Richard Vonhof. Der Übersichtlichkeit halber greift die vorliegende Studie durchgängig auf die ab 1919 genutzte Schreibweise zurück. Die einzige Ausnahme bilden Publikationen von Hoff's aus der Zeit vor der Namensänderung, welche in der ursprünglichen Schreibweise wiedergegeben werden.

14 Vgl. Dehning (wie Anm. 8), S. 239.

15 Vgl. Richard Vonhof, Zur Entwicklung der germanischen echten Verbalcomposita im Altwestnordischen, Bremen (zugl. Leipzig Diss.) 1905.

16 Zur Rolle von Lehrern und Akademikern in der völkischen Bewegung vgl. Uwe Puschner, Die Germanenideologie im Kontext der völkischen Weltanschauung, in: Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 4, 2001, S. 85–97, hier S. 87; für den Verweis auf die Rolle der Altgermanisten in der völkischen Bewegung, für die enge Anbindung an das konservative Milieu vgl. Puschner, Völkisch (wie Anm. 11), S. 57; zur Rolle des Adels vgl. Stephan Malinowski, Vom König zum Führer. Deutscher Adel und Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2004, S. 147.

17 Vgl. Malinowski (wie Anm. 16), S. 147.

18 Vgl. Mitgliedsausweis der DAG für Richard von Hoff und Familie, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde BArch VBS 1 1040058200. Weiterführend George Kleine, Adelsgenossenschaft und Nationalsozialismus, in: VfZ 26, 1978, Nr. 1, S. 100–143.

betrachtete die Deutsche Adelsgenossenschaft als eindeutig republikfeindlich und überwachte ihre Aktivitäten. Ein öffentliches Hervortreten für die Organisation seitens Richard von Hoff konnte dabei nicht festgestellt werden.¹⁹ 1907 wurde von Hoff Hilfslehrer an der Oberrealschule Dechanatstraße, ab 1909 war er dort als Studienrat angestellt.²⁰ Im Ersten Weltkrieg kämpfte er an der Ostfront, wo er bis 1918, zuletzt als Oberleutnant der Reserve, stationiert war.²¹ Über seine Kriegszeit ist wenig zu erfahren. Er diente in einem sächsischen Regiment und blieb über den Frieden von Brest-Litowsk hinaus an der Ostfront stationiert, wobei er nach dem Waffenstillstand im November noch bis Ende des Jahres in der Werbung Freiwilliger für die künftige »Freiwilligenarmee«, also die entstehenden Freikorps, tätig war.²² Bei Kriegsende trug er das Eiserne Kreuz beider Klassen, den Königlich-Sächsischen Militär-St.-Heinrichsorden, den Sächsischen Albrechtsorden mit Schwertern, das Bremische Hanseatenkreuz und das Verwundetenabzeichen in Schwarz.²³ Die Zahl und Auswahl der Ehrenzeichen ist ein Indikator für den aktiven Fronteinsatz, zumal beispielsweise der St.-Heinrichsorden nur an Offiziere im aktiven Dienst verliehen wurde und somit verhältnismäßig exklusiv war.

Publikationen

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg trat der Studienrat als Autor rassenkundlicher und völkisch motivierter Schriften in Erscheinung. Ab 1913 publizierte er regelmäßig Artikel in der Zeitschrift »Niedersachsen«, die seit 1895 im Bremer Verlag Carl Schünemann erschien. Die Monatsschrift war das zentrale Medium der niedersächsischen Heimatbewegung, wobei in ihr besonders deutlich die von Matthias Wiegert formulierte These der personellen und ideologischen Überschneidung von Heimatbewegung und völkischer Bewegung deutlich wird.²⁴ 1913 trat Richard von Hoff erstmals mit einem Artikel »Familienforschung und Heimatpflege« in Erscheinung. Darin propagierte er die Förderung vertiefter genealogischer Forschungen, mit dem Ziel, die Identifikation mit der eigenen Herkunft zu stärken. Was harmlos erscheinen mag, zeigt bereits deutliche Anklänge des später im Nationalsozialismus

19 Vgl. StAB 4,65/882. Nachrichtenstelle der Polizeidirektion. Deutsche Adelsgenossenschaft.

20 Vgl. Personalbogen Ernst Richard Vonhof, StAB 4,39/3-109 Oberrealschule Bremen. Personalakte Dr. Ernst Richard Vonhof.

21 Vgl. Der Reichsführer SS. SS-Personalamt. Personalakte Dr. von Hoff. Lebenslauf. BArch VBS 286/6400017757 Personalakte Richard von Hoff.

22 Vgl. Vermerk des Generalkommandos des XII. Armeekreis, Abtl. II a No 450 vom 4. Januar 1919, StAB 4,111 Pers. 2388. Personalakte Ernst Richard von Hoff.

23 Vgl. Personalbogen Dr. Richard von Hoff, BArch VBS 286/6400017757 Personalakte Richard von Hoff.

24 Vgl. Matthias Wiegert, Heimatbewegung in Niedersachsen. Heimatschutz und völkische Bewegung bis 1945, in: Ulf Ickerodt u. a. (Hgg.), Archäologie und völkisches Gedankengut: Zum Umgang mit dem eigenen Erbe. Ein Beitrag zur Selbstreflexiven Archäologie, Frankfurt am Main 2010, S. 63–76, hier S. 67.

betriebenen Ahnenkults einerseits und rassenhygienische Ansätze andererseits. So bezeichnete der Autor es als wünschenswert,

»daß über die einzelnen Familienmitglieder nähere Angaben bezüglich körperlicher und geistiger Eigenschaften gemacht werden. Größe, Haarfarbe, Augenfarbe, Schädel-, Gesichts-, Nasenform, etwaige Fehler (z. B. Kurzsichtigkeit) und sonstige Kennzeichen sollten auch bei Verstorbenen, soweit noch zu ermitteln, aufgezeichnet werden [...].«²⁵

Deutlich zeigt diese Zusammenstellung Ideen der Rassenanthropologie des 19. und 20. Jahrhunderts. Schädelform und äußere Merkmale galten als Charakteristika bestimmter *Rassen*.²⁶ Die *Ausmerze* körperlicher Benachteiligungen durch gezielte Zucht war das Kernstück dessen, was im Nationalsozialismus als Erbgesundheitslehre institutionalisiert wurde.²⁷ Von Hoff selbst beschäftigte sich intensiv mit Genealogie und erarbeitete gemeinsam mit seinem Onkel Stammbäume der Familie von Hoff, die bis in das Hochmittelalter zurückreichen. Zur Fertigstellung einer geplanten vollständigen Familiengeschichte kam es nicht, auch die oben angeführten rassenhygienischen Aufzeichnungen erfolgten – so weit nachvollziehbar – für die Familie von Hoff nicht.²⁸

In Ergänzung zu den genealogischen und rassenhygienischen Ideen veröffentlichte Richard von Hoff ebenfalls 1913 den Artikel »Rasse und Heimat«. Darin vertritt er die Ansicht, jede Kultur sei »auch bis in ihre kleinsten Einzelheiten hinein aufs engste mit der besonderen Menschenart verwachsen, durch die sie in Jahrtausende langer Arbeit geschaffen worden ist«. ²⁹ Der Autor beschreibt eine angebliche Bedrohung durch die *rassische* Vermischung in Deutschland, wobei er betont, dass Niedersachsen noch »die rassenreinste Bevölkerung von ganz Deutschland« aufwies, bei der sich »die Rassenmerkmale der Germanen [...] am besten erhalten haben.«³⁰

In »Rasse und Heimat« fordert er den Schutz dieser *germanischen Rasse* vor kultureller Überfremdung. Er befürchtet, das »niedersächsische Volkstum« müsse sein »germanisches Wesen verlieren, je mehr rassenfremde Menschen an seiner Veränderung arbeiten«. ³¹ In einem feurigen Appell schließt er seinen Artikel:

25 Vgl. Richard Vonhof, Familienforschung und Heimatpflege, in: Niedersachsen 18, 1913, Heft 19, S. 373–375, hier S. 374.

26 Vgl. hier die kürzlich erschienene, kompakt zusammenfassende Studie: Thomas Etzemüller: Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen. Die deutsche Rassenanthropologie in der modernen Welt, Bielefeld 2015.

27 Vgl. Antje Gerlach, s.v. Erbgesundheit, in: Wolfgang Benz u. a. (Hgg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 1998², S. 448.

28 Vgl. Paul von Hoff, Richard von Hoff: Die von Hoff. Stammtafeln, Dresden u. a. 1920. Im Vorwort ihrer Schrift erwähnten die beiden, dass eine ausführliche Familiengeschichte und umfangreiche Aufzeichnungen über einzelne Angehörige folgen sollten. Die Arbeiten wurden augenscheinlich eingestellt.

29 Richard Vonhof, Rasse und Heimat, in: Niedersachsen 19, 1913, Heft 1, S. 1–4, hier S. 1.

30 Ebd., S. 2.

31 Ebd., S. 2.

»Wenn es uns nicht gelingt, vor den immer zersetzender wirkenden Strömungen unsrer [sic] Zeit unsere Landbevölkerung zu bewahren und ihre Bodenständigkeit zu erhalten, so läuft unsre [sic] Heimat Gefahr, immer mehr der Sammelplatz minderwertiger Elemente zu werden, die sich dem deutschen Blute beimischen und schließlich eine Entgermanisierung unseres Volkes, eine Ent-Art-ung im ursprünglichen Sinne des Wortes bewirken. Dann kommt es dahin, [...] daß der Begriff ›deutsch‹ ein rein geographischer Begriff wird, mit dem je nach den Ereignissen der Zukunft Mischlinge aller möglichen Rassen, aber kaum noch Germanen bezeichnet werden.«³²

Die (Über-)Betonung der Rolle der Landbevölkerung gehört zu den zentralen inhaltlichen Bindegliedern zwischen völkischer Bewegung und Heimatbewegung. Beide sahen im Bauernstand einen Garant von völkischer Kontinuität.³³ Dieses Ideologem findet sich im zitierten Absatz deutlich wieder. Die vermeintliche *rassische* Kontinuität von *Germanen* und modernen Deutschen und deren Bedrohung durch angebliche Überfremdung – durch Slawen und Juden³⁴ – sind wesentliche Eckpunkte völkischen Denkens, das der Bremer Studienrat von Hoff bereits im ausgehenden Kaiserreich vertrat.³⁵

Andrea-Katharina Hanke geht in ihrer Dissertation davon aus, dass die niedersächsische Heimatbewegung sich nach dem Ersten Weltkrieg radikalisiert und immer offener völkische und republikfeindliche Positionen vertreten habe.³⁶ Es erscheint gewinnbringend, diese These in Bezug auf Richard von Hoffs Publikationen in »Niedersachsen« genauer zu untersuchen.

In einem 1920 veröffentlichten Artikel »Heimatliebe und Heimatpflege« resümierte er anlässlich des 25-jährigen Bestehens über die Errungenschaften der Zeitschrift »Niedersachsen«.³⁷ Dass ihm die Aufgabe eines solchen

32 Ebd., S. 4.

33 Vgl. Wiegert (wie Anm. 24), S. 67.

34 Konkret geht der Autor in »Rasse und Heimat« auf die ersten Ansiedlungen von Juden in Mitteleuropa im Frühmittelalter und die Anwerbung polnischer Arbeiter für die Kohlezechen im 19. Jahrhundert ein. In beiden meinte er, eine Bedrohung für die Rassenreinheit der Germanen-Deutschen zu sehen, vgl. Vonhof, Rasse und Heimat (wie Anm. 29), S. 2.

35 Zu den Eckpunkten völkischer Ideologie vgl. Uwe Puschner, Germanenideologie und völkische Weltanschauung, in: Heinrich Beck u. a. (Hgg.), Zur Geschichte der Gleichung »germanisch-deutsch«. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen (Ergänzungsbände zum RGA 34), Berlin und New York 2004, S. 103–129, insb. S. 107. Zu Antislavismus und Antisemitismus in der völkischen Bewegung vgl. Uwe Puschner, Grundzüge völkischer Rassenideologie, in: Achim Leube (Hrsg.), Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945 (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte Band 2), Heidelberg 2002, S. 49–72, insb. S. 51 und 55.

36 Andrea-Katharina Hanke, Die niedersächsische Heimatbewegung im ideologisch-politischen Kräftespiel zwischen 1920 und 1945 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 123), Hannover 2004, S. 15.

37 Vgl. Richard von Hoff, Heimatliebe und Heimatpflege, in: Niedersachsen 26, 1920, Heft 1, S. 1–6.

Ehrenartikels zufiel, dass dieser – wie die meisten seiner hier zitierten Aufsätze in »Niedersachsen« – als Leitartikel das Deckblatt zierte, ist als Indiz seiner hohen Wertschätzung in der Heimatbewegung zu verstehen. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung war die Zeitschrift, wie in Kreisen der Heimatbewegung und völkischen Publikationen üblich, dazu übergegangen, alte, vermeintlich *germanische* Monatsnamen für ihre Publikationen zu verwenden. Der genannte Artikel erschien am 3. »Gilbhard« (Oktober) 1920. Eine inhaltliche Verschärfung ist dort nicht zu bemerken, weniger weil der Autor moderatere Töne anschlug, sondern weil seine völkischen Grundpositionen auch schon 1913 bestanden. So ist dieser Artikel ein Plädoyer für Heimatschutz und Brauchtum, für (nieder-)deutsche Sprachpflege und gegen die Urbanisierung. Der Aufsatz endet mit der Forderung nach Erhaltung des heimatlichen Menschentypus – in anderen Worten: der *Rasse*. Denn, so von Hoff, »Wie die Leistung jedes Einzelnen wesentlich bedingt ist durch die Fähigkeiten und Eigentümlichkeiten, die er von seinen Ahnen ererbt hat, so ist es in gleicher Weise mit den Kulturleistungen eines Gesamtvolkes.«³⁸ Darauf aufbauend lautet sein letztes und aus seiner Warte wichtigstes Plädoyer: »Daher bildet die Erhaltung niederdeutscher Art, die einem der schönsten Zweige der blonden nordischen Rasse angehört, die wichtigste Aufgabe unserer Heimatpflege.«³⁹

Seine Bemühungen um die *nordische Rasse* baute von Hoff zu dieser Zeit kontinuierlich weiter aus. So bewarb er 1923 Hans F. K. Günthers »Rassenkunde des deutschen Volkes«. Er lobte das Buch des prominentesten deutschen Vertreters der nordischen Rassenlehre⁴⁰ in höchsten Tönen und bezeichnete es als Günthers Verdienst, deren Bedeutung »dem Verständnis der Deutschen um ein großes Stück näher gebracht zu haben«.⁴¹

In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre ließen von Hoff's Publikationen in der Zeitschrift aus unbekanntem Gründen nach. Dies bedeutete jedoch keinesfalls grundsätzliche publizistische Passivität. Im Gegenteil: Er ging dazu über, seine rassenideologischen Inhalte auch in der bremischen Tagespresse zu veröffentlichen. So erschienen seine Artikel in den frühen 1930er Jahren in den Bremer Nachrichten, der auflagenstärksten Tageszeitung des Schünemann-Verlags, die sich explizit als Organ der bürgerlichen Parteien verstand.⁴² Hartwig Gebhardts These, die Bremer Nachrichten hätten sich zunächst vehement gegen den Nationalsozialismus gestellt, zugleich aber Artikel völkischer Ideologen abgedruckt und unter dem Eindruck der Reichstagswahl vom 14.

38 Ebd., S. 4.

39 Ebd.

40 Zu Günthers Bedeutung und Werdegang vgl. Elvira Weisenburger, Der »Rassepapst«. Hans Friedrich Karl Günther, Professor für Rassenkunde, in: Michael Kissener u. a. (Hgg.), Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 2), Konstanz 1999², S. 161–199.

41 Richard von Hoff, Rassenkunde des deutschen Volkes, in: Niedersachsen 28, 1923, Heft 9, S. 77–78.

42 Vgl. Hartwig Gebhardt, Der Weg nach rechts. Anmerkungen zur politischen Funktion der bürgerlichen Zeitungen Bremens 1928–1932, in: Brem. Jb. 69, 1990, S. 191–202, S. 195.

September 1930 ihre Einstellung zur neuen politischen Größe gewandelt, bestätigt sich am Beispiel Richard von Hoffs.⁴³ Der Studienrat, der 1931 Mitglied der NSDAP wurde⁴⁴, veröffentlichte dort im März 1931 einen Artikel »Rassenmaterialismus« und im Mai 1931 einen Aufsatz mit dem Titel »Rasse und Schicksal«.⁴⁵ Beide Texte sind eine Weiterführung seiner rassenideologischen Arbeiten, ohne grundlegend etwas Neues zu enthalten.⁴⁶ Den Artikel »Rassenmaterialismus« legte Richard von Hoff, mittlerweile NS-Bildungssenator in Bremen und Herausgeber der reichsweit erscheinenden Zeitschrift »Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung«⁴⁷, 1934 ebendort neu auf.⁴⁸ Bemerkenswert ist, dass seine Arbeiten, die in der Zeit des Nationalsozialismus einer rassenideologischen »Fach«-Zeitschrift würdig waren, 1931 in der bürgerlichen Tagespresse erscheinen konnten. Dies lässt einerseits den zunehmenden Bekanntheitsgrad des Autors annehmen, andererseits weist es auf einen Mangel an kritischer Distanz zu völkischen Ideen im Bürgertum der Hansestadt hin. Richard von Hoff, Studienrat an einer renommierten höheren Schule in der Bremer Altstadt, konnte seiner Tätigkeit weitgehend ungestört nachgehen, während sein politisches Engagement allgemein bekannt gewesen sein dürfte. Dies ist umso bemerkenswerter, wird bedacht, dass der Schulleiter der Oberrealschule Dechanatstraße, Prof. Dr. Carl Dietz, Fraktionsvorsitzender der DVP in der Bremischen Bürgerschaft war.⁴⁹ Aufgrund seiner politischen Arbeit und seiner persönlichen Bekanntheit mit dem ihm untergebenen Studienrat von Hoff muss ihm dessen politisches Wirken bekannt gewesen sein. Dass von Hoff in diversen explizit antirepublikanischen Vereinen und Parteien mitwirkte, schien ebenfalls kein Hinderungsgrund zu sein – ein Hinweis auf das spannungsreiche Verhältnis des elitären höheren Schulwesens zur Republik von Weimar.⁵⁰

Studienrat von Hoff wiederum publizierte auch in der rassenhygienischen »Fach«-Presse. Ebenfalls 1931 erschien sein Aufsatz »Niedergang und Aufstieg in Volk und Familie« in den wissenschaftlichen Abhandlungen des »Erfurter Genealogischen Abends«.⁵¹ Es ist davon auszugehen, dass es sich dabei

43 Vgl. ebd., S. 195 – 197.

44 Ausführliches hierzu im Kapitel »Politische Parteien und Vereine«.

45 Vgl. Richard von Hoff, Rassenmaterialismus, in: Bremer Nachrichten, 8. März 1931; Richard von Hoff, Rasse und Schicksal, in: Bremer Nachrichten, 7. Mai 1931.

46 Schon an dieser Stelle bestätigt sich das von Luthhöft – mit Bezug auf Richard von Hoffs Arbeiten im Nationalsozialismus – aufgestellte Bild, der Bremer sei ein »überaus eifriger, aber alles andere als origineller Vertreter der nordischen Ideologie« gewesen, Hans-Jürgen Luthhöft, Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920–1940, Stuttgart 1970 (zugleich Diss. Kiel 1970), S. 67.

47 Vgl. Loeber (wie Anm. 1), S. 85.

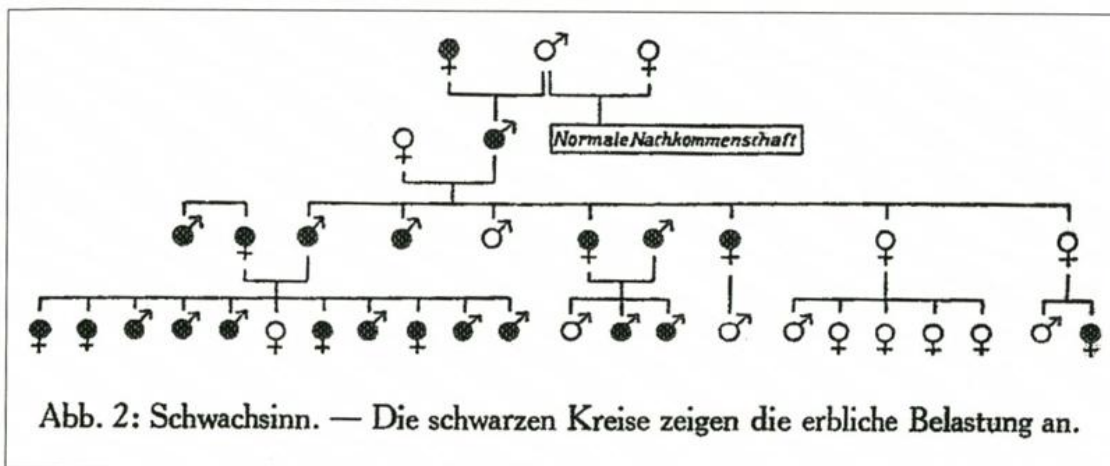
48 Vgl. Richard von Hoff, Rassenmaterialismus?, in: Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung 1 (1934) Nr. 4/5, S. 145 – 151.

49 Vgl. Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen III (wie Anm. 3), S. 204 – 206.

50 Vgl. Kapitel »Politische Parteien und Vereine«.

51 Vgl. Richard von Hoff, Niedergang und Aufstieg in Volk und Familie (Erfurter Genealogischer Abend. Wissenschaftliche Abhandlungen 4), Erfurt 1931.

um den Abdruck eines zuvor in diesem Kolleg gehaltenen Vortrags handelte. Zumindest für spätere Zeit ist nachzuweisen, dass von Hoff reguläres Mitglied dieses Erfurter Zirkels wurde.⁵² In seinem Text referiert er Grundthesen der *Erbgesundheitslehre*, mutmaßt über die Vererbbarkeit von Geisteskrankheiten und Begabungen und zieht daraus vermeintliche Rückschlüsse auf das Schicksal der *nordischen Rasse*. Die von ihm genutzten Erbtafeln erinnern an spätere Schaubilder für den rassenkundlichen Unterricht im nationalsozialistischen Deutschland.



(entnommen aus: Richard von Hoff, Niedergang und Aufstieg [wie Anm. 51], S. 5.)

Es bleibt festzuhalten, dass der Bremer Studienrat in Zeitschriften der Heimatbewegung, in rassenkundlichen »Fach«-Zeitschriften, aber auch in der Bremer Tagespresse als überzeugter Rassenideologe auftrat. Bemerkenswert ist, wie in der Deutung seines Wirkens mit seiner akademischen Ausbildung umgegangen wird. Die eingangs angeführten Forschungsarbeiten betonen zumeist den hohen wissenschaftlichen Anspruch Richard von Hoff's, übersehen dabei aber, dass er ganz überwiegend nicht in seiner akademischen Stammdisziplin, der Sprachwissenschaft, publizierte. In der pseudowissenschaftlichen Rassenkunde war er Autodidakt, seine größten Einflüsse waren, wie Hans F. K. Günther⁵³, wiederum Autodidakten. Wenn schon die etablierte Rassenanthropologie des frühen 20. Jahrhunderts einer kritischen Prüfung nicht standhält⁵⁴, dann gilt dies umso mehr für die Laienforschung.

52 In Akten des Bundesarchivs findet sich zumindest ein Mitgliedsausweis für das Jahr 1940, vgl. BArch VBS 1/1040058200 Parteikanzlei. Richard von Hoff.

53 Zum laienhaften Charakter der Arbeit Günthers vgl. Weisenburger (wie Anm. 40), S. 170.

54 Den Forschungsdiskurs und die bis heute nachwirkenden Fehlschlüsse der Anthropologie fasst Thomas Etzemüller besonders prägnant zusammen, vgl. Etzemüller (wie Anm. 26).

Die Gründung der Bremer Volkshochschule

Einen Höhepunkt in Richard von Hoffs bildungspolitischem Engagement vor 1933 stellte die Gründung der Bremer Volkshochschule 1919 dar. Bereits im Ersten Weltkrieg hatte er in einer Reihe von Aufsätzen sein Konzept für die Erwachsenenbildungsstätte erläutert. Die Textsammlung wurde im Verlag Carl Schünemann abgedruckt.⁵⁵ Um den Studienrat hatte sich der »Bund für niedersächsische Volkshochschulen« als organisatorisches Gremium formiert. Ihm gehörten prominente Rechtskonservative, »Heimatabewegte« und Völkische wie Alwin Lonke, Ernst Müller-Scheeßel und Pastor Ewald Uhlig⁵⁶ an. Auch von Hoffs Freund und Kollege Gustav Dehning war Teil des Bundes.⁵⁷ In seinen Aufsätzen postulierte von Hoff, dass »nur eine einzige Grundlage der deutschen Volkshochschule, nämlich ausschließlich die völkische« denkbar sei, solle die Erwachsenenbildung integrierend wirken und nicht in das »deutschfeindliche Fahrwasser einer oberflächlichen Halbbildung hineingeraten«.⁵⁸

Den Begriff des Völkischen grenzte er dabei scharf vom Nationalen ab. Während die Idee der Nation zunehmend verfälscht worden sei, betone der Begriff des Völkischen die Definition über die ethnische Einheit, das »Wichtige, das Unersetzbare, das Unübertragbare: die angeborene, im Blut, in der Rasse begründete Art zu denken, zu fühlen und zu handeln«.⁵⁹ Unter den Vorreitern explizit völkischer Erwachsenenbildung war er kein Unbekannter. So veröffentlichte von Hoff 1919 im von Bruno Tanzmann herausgegebenen ersten »Jahrbuch der deutschen Volkshochschulbewegung«, im »Hakenkreuz-Verlag«, einen Artikel »Grundfragen zur deutschen Volkshochschule«⁶⁰, bei dem es sich um einen beinahe wortgleichen Auszug aus seinen oben genannten Grundlagentexten zur Bremer Volkshochschule handelte.

Justus Ulbricht nennt den Bremer Protagonisten der Volkshochschulbewegung in einem Atemzug mit Tanzmann und betont das von beiden vertretene völkische Wertesystem. Anders als Tanzmann habe der Bremer Studienrat jedoch die Idee eines »Ariernachweises« für Lehrkräfte einer Volkshochschule abgelehnt.⁶¹ Hier ist Ulbricht zu widersprechen. Wenn von Hoff davon

55 Vgl. von Hoff, *Die Niedersächsische Volkshochschule* (wie Anm. 7).

56 Marcus Meyer bezeichnet Uhlig als einen der explizit völkisch orientierten Bremer Prediger, der diese Gesinnung auch auf der Kanzel propagierte, vgl. Marcus Meyer, *Bremer Pastoren und die Republik von Weimar*, in: Tilman Hannemann (Hrsg.): *Bremer Religionsgeschichten. Kontinuität und Wandel zwischen Religion und Gesellschaft*, Bremen 2012, S. 137–152, hier S. 144.

57 Vgl. Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen III* (wie Anm. 3), S. 306; vgl. von Hoff, *Die Niedersächsische Volkshochschule* (wie Anm. 7), *Aufruf* im Einband.

58 Richard von Hoff, *Die niedersächsische Volkshochschule* (wie Anm. 7), S. 8.

59 Ebd., S. 8.

60 Vgl. Richard von Hoff, *Grundfragen zur deutschen Volkshochschule*, in: *Jahrbuch der deutschen Volkshochschulbewegung 1*, 1919, S. 67–78; vgl. Richard von Hoff, *Die niedersächsische Volkshochschule* (wie Anm. 7), S. 25–38.

61 Vgl. Ulbricht, *Völkische Erwachsenenbildung* (wie Anm. 2), S. 264.

ausging, dass die von ihm angestrebte Volkshochschule von »rassenfremden Einflüssen frei gehalten« werden müsste und er betont, dass eine Lehrkraft der Einrichtung nur »germanischer Abstammung« und unter keinen Umständen »deutscher Staatsbürger fremder Rasse« sein könne, ist dies die klare Forderung nach einem Abstammungsnachweis.⁶²

Von Hoff's Unterrichts-konzept sah einen Lehrplan vor, in dem sich seine politischen Ideen deutlich widerspiegelten. So sollte sich dieser in sechs Wochenstunden Heimatkunde, sechs Wochenstunden Geschichte und Vorgeschichte, sechs Wochenstunden Kunst und Kunstgewerbe, zwei Stunden (niederdeutsche) Muttersprache, sechs Stunden »Deutsches Schrifttum« und sechs Stunden »Deutsche Weltanschauung« aufteilen – zusätzliche Zeit sollten für wählbare Nebenfächer zur Verfügung stehen.⁶³ Fremdrassigen Personen deutscher Staatsbürgerschaft den Unterricht zu verwehren, lehnte der Studienrat ab – nicht aus ideellen Gründen, vielmehr, weil er davon ausging, dass deren Ausschluss in der Praxis kaum umzusetzen sei. Intensivkurse und Besuche in Landschulheimen sollten seiner Ansicht nach allerdings Privileg der heimischen Rasse sein.⁶⁴

Die durch Richard von Hoff und den »Bund für niedersächsische Volkshochschulen« angestrebte Gründung war eines von vielen Erwachsenenbildungsprojekten, die in Bremen nach 1918 aufkamen. Bis zu acht Gründungen hätten dabei parallel versucht, sich zu etablieren.⁶⁵ Die völkische Einrichtung des Kreises um Richard von Hoff setzte sich durch, am 2. November 1919 wurde sie im Gewerbehaus am Ansgarikirchhof eröffnet. Die Ansprachen zur Eröffnung der Volkshochschule, die in dem zentralen Gebäude in der Bremer Innenstadt künftig Quartier beziehen sollte, hielten Richard von Hoff und sein ständiger Begleiter Gustav Dehning.⁶⁶

Die Rezeptionsgeschichte der Bildungsstätte ist beeindruckend. In der überregionalen Forschung wird sie durchaus kritisch im Gesamtzusammenhang völkischer Erwachsenenbildung gesehen.⁶⁷ Die regionale Historiografie verhält sich deutlich gutmütiger. Erhard Schlutz verweist auf einen Artikel der Bremer Volkszeitung, der vor der Durchsetzung einer »deutschvölkischen« Erwachsenenbildungsstätte gewarnt habe. Schlutz geht davon aus, damit sei die Gruppe um von Hoff gemeint, die er unvorsichtig als »bürgerlich-konservative« Organisation bezeichnet.⁶⁸ Ähnlich argumentierte Schwarzwälder. Nach seiner Auslegung hätte die Abstinenz von MSPD und USPD – die die Volkshochschule boykottierten – der Einrichtung eine »bürgerliche Grundtendenz, [...] eine auf deutsches Volkstum bezogene und auch patriotisch

62 Von Hoff, Die niedersächsische Volkshochschule (wie Anm. 7), S. 27, 28, 34.

63 Vgl. ebd., S. 60–62.

64 Vgl. ebd., S. 52.

65 Vgl. Erhard Schlutz, Zur Geschichte der Bremer Volkshochschule, in: ders. (Hrsg.), Die Bremer Volkshochschule. Geschichte, Programmentwicklung, Perspektiven, Bremen 1995, S. 19.

66 Vgl. ebd., S. 23.

67 Vgl. Ulbricht (wie Anm. 2).

68 Vgl. Schlutz (wie Anm. 65), S. 19.

gefärbte Note« verliehen.⁶⁹ Indem er keineswegs auf den Hintergrund der Initiatoren eingeht, verzerrt Schwarzwälder die Deutung der Volkshochschule massiv. Positiv hervorzuheben ist Jörg Wollenbergs kritische Auseinandersetzung mit der Erwachsenenbildungsstätte. Er betont von Hoff's Kooperations mit Ludwig Roselius und geht auf die Kontakte des Kaffee-Unternehmers zu prominenten Antisemiten wie Houston Stewart Chamberlain ein.⁷⁰

Über die weitere Entwicklung der Volkshochschule unter Leitung Richard von Hoff's ist wenig zu erfahren. Schlutz geht davon aus, das völkische Profil sei nach der Gründung der Einrichtung schnell verblasst und habe einen konventionell bildungsbürgerlichen Charakter angenommen.⁷¹ Inwiefern diese Aussage zutrifft, wäre weiter zu prüfen. Festzuhalten ist, dass Richard von Hoff bis zur Ernennung zum Bildungssenator 1933 Leiter der Stätte blieb. Die Bremer Schulbehörde unterstützte seine Arbeit, indem sie etwa der Oberrealschule Dechanatstraße, in welcher der Ideologe hauptberuflich weiterhin tätig war, anheim stellte, Lehrkräfte weitgehend zu entlasten, wenn sie auch an der Volkshochschule tätig sein wollten.⁷² Auch hier ist wieder auf die mangelnde Distanz des städtischen Bürgertums zu völkischen Ideen zu verweisen: Richard von Hoff's Auftreten bei der Gründung der Bildungsstätte, seine völkisch-exklusiven Ideen dürften weithin bekannt gewesen sein. Dies war jedoch kein Hinderungsgrund für die Unterstützung der Einrichtung. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde die Bildungseinrichtung in den Parteiapparat integriert und später in ihrer alten Form aufgelöst. 1941 wurde sie als »Volksbildungsstätte« unter Leitung von Heinrich Knittermeyer neu eröffnet.⁷³

Politische Parteien und Vereine

Bereits seit der Zeit des ausgehenden Kaiserreichs und in der jungen Republik von Weimar war Richard von Hoff Mitglied in rechtsradikalen, völkischen und antisemitischen Parteien und Vereinen. Er hatte dem Alldeutschen Verband, dem Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund und der DNVP angehört.⁷⁴ Der Alldeutsche Verband hatte sich nach dem Zusammenbruch des deutschen

69 Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen III* (wie Anm. 3), S. 306–308.

70 Vgl. Jörg Wollenberg, »Pfleger völkischer Kulturüberlieferung«. Ein vergessenes Kapitel der Bremer Volkshochschule, verfasst aus Anlass des Einzugs der VHS in das ehemalige Kaufhaus Bamberger, in: *Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte* 20 (2011), S. 39–50.

71 Schlutz (wie Anm. 65), S. 26.

72 Inspektion der höheren Schulen Bremen an Direktor Prof. Dr. Dietz, 16. April 1926, StAB 4,39/3-109 Oberrealschule Bremen. Personalakte Dr. Ernst Richard Vonhof.

73 Vgl. Schlutz (wie Anm. 65), S. 30.

74 Anlage zum Personalbogen für von Hoff, Ernst Richard, 12. April 1938. StAB 3.S.1.d. Nr. 76 Senats-Registrierung. Personalakte Richard von Hoff, Nr. 56.

Kaiserreichs neu formieren können.⁷⁵ Mit seiner »Bamberger Erklärung« von Februar 1919 richtete er sich explizit gegen die republikanische Gesellschaftsordnung.⁷⁶ Der Deutsche Schutz- und Trutzbund, später Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund (DVSTB) sollte, als Gegenstück zum elitär konzipierten Alldeutschen Verband, als dessen Massenorganisation fungieren. Sein ideologisches Zentrum war »ein umfassender und kompromißloser Antisemitismus«.⁷⁷ Der DVSTB trat in Bremen aggressiv an die Öffentlichkeit. So lud er am 1. Juni 1920 den prominenten antisemitischen Schriftsteller Artur Dinter zu einem Vortrag ein. Die Veranstaltung in der Union-Brauerei rief Proteste hervor, Kommunisten versuchten, den Vortrag zu stören.⁷⁸ Am 23. September 1920 marschierten rund 50 DVSTB-Männer vom Bremer Hauptbahnhof zur Munte. Dabei beobachtete die Polizei offen antisemitisches Verhalten, etwa das Absingen von Hetzliedern.⁷⁹ Bei derartigen öffentlichen Veranstaltungen trat Richard von Hoff nicht in Erscheinung. Als Studienrat an einem städtischen Gymnasium konnte er sich zwar publizistisch als völkischer Ideologe hervor-tun, die Teilnahme an aggressiven Kundgebungen und Hetzveranstaltungen hätte ihm aber vermutlich doch zum Nachteil gereicht. Dennoch gehörte er dem DVSTB bis zu dessen Verbot – welches in Reaktion auf die rechtsradikal motivierten Fememorde der Jahre 1921 und 1922 erfolgt war – an.⁸⁰ Er bewegte sich somit mindestens seit der Gründung der Republik von Weimar in explizit antidemokratischen, völkischen und antisemitischen Kreisen.

1931, zwei Jahre vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten, trat Richard von Hoff schließlich der NSDAP bei.⁸¹ Neben dem NSDAP-Parteibuch erwarb Richard von Hoff die Mitgliedschaft im Nationalsozialistischen Lehrerbund⁸² und im Kampfbund für Deutsche Kultur.⁸³ Im Kampfbund übte er das Amt des »Landesleiters Nordsee« aus.⁸⁴

75 Zur Entwicklung des Alldeutschen Verbandes in der Weimarer Republik vgl. das Kapitel »Radikalisierung: Der Alldeutsche Verband in der Weimarer Republik«, Rainer Hering, *Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890–1939* (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Darstellungen 40), Hamburg 2003, insb. S. 141–151.

76 Vgl. Uwe Lohalm, *Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1919–1923* (Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte 6), Hamburg 1970, S. 15–16.

77 Ebd., S. 22.

78 Vgl. Werbeblatt »Die Judenfrage. Dr. phil. nat. Artur Dinter« und die anhängende Presseberichterstattung, StAB 4,65/989. Nachrichtenstelle der Polizeidirektion. Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund.

79 Vgl. 13. Polizeidistrikt Bremen, Bericht betr. Einschreiten, StAB 4,65/989. Nachrichtenstelle der Polizeidirektion. Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund.

80 Vgl. Der Reichsführer SS. SS-Personalamt. Personalakte Dr. von Hoff. Lebenslauf. BArch VBS 286/6400017757 Personalakte Richard von Hoff.

81 Meldebogen Hoff, Ernst Richard von. 19. Juni 1947. StAB 4,66-I.-4689 Entnazifizierungsverfahren Hoff, Richard von.

82 Anlage zum Personalbogen für von Hoff, Ernst Richard, 12. April 1938. StAB 3. S.1. d. Nr. 76 Senats-Registratur. Personalakte Richard von Hoff, Nr. 56.

83 Zusammensetzung des Bremischen Senates. 11. Mai 1934. StAB 3. S.1. d. Nr. 76 Senats-Registratur. Personalakte Richard von Hoff, Nr. 1.

In etwa zur gleichen Zeit erwarb von Hoff die Mitgliedschaft im Stahlhelm, die er jedoch nach einem Jahr wieder aufgab.⁸⁵

Der Blick auf seine Tätigkeiten in politischen Parteien und Vereinen bestätigt das zuvor aufgebaute Bild. Der Bremer Ideologe vertrat bereits zu Beginn der 1920er Jahre ein gefestigtes, stramm völkisches und explizit rassistisches Weltbild. Er engagierte sich seit Gründung des neuen Staates 1919 in anti-republikanischen Parteien und Organisationen. Zur Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme war er in Bremen eine bekannte Persönlichkeit des rechtsradikalen Milieus. Es waren diese Vereine und Verbände, die von Beginn an das politische System der jungen Republik von Weimar massiv belasteten, deren völkische, rassistische und antisemitische Ideologie in ihrer weiten Verbreitung eine schwierige Hypothek für die erste deutsche Demokratie darstellte und letztlich massiv zu deren Niederlage beitrug.⁸⁶ Richard von Hoff agierte in seinem völkisch-ideologischen Wirken stets auch als aktiver Verbands- und Parteipolitiker. Gustav Dehnings Aussage, der Studienrat sei in erster Linie ein wissenschaftlicher, kein politischer Mensch gewesen, muss als obsolet angesehen werden.

Zusammenfassung und Ausblick

Die obigen Ausführungen belegen noch einmal zweifelsfrei, was kaum eines gesonderten Belegs bedürfte. Als Richard von Hoff am 11. März 1933 zunächst zum Kommissar, am 18. März zum Senator für Schulwesen, Kultur und kirchliche Belange ernannt wurde, war er kein Neuling in der nationalsozialistischen Politik, er war mehr als nur ein »Aushängeschild für das Bürger-tum« (Schwarzwälder).⁸⁷ Dass der spätere NS-Senator nicht 1931 aus reinem Opportunismus der NSDAP beiträt, dass er vielmehr seit Jahrzehnten im Sinne völkisch-rechtsradikaler Ideologie gewirkt hatte, liegt auf der Hand und ist hier kompakt zusammengefasst worden. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme blieb von Hoff rund zwölf Jahre im Senatorenamt. Eine Zusammenfassung seiner schul- und kulturpolitischen Entscheidungen muss an anderer Stelle erfolgen.⁸⁸

84 Vgl. Der Reichsführer SS. SS-Personalamt. Personalakte Dr. von Hoff. Führerfragebogen. BArch VBS 286/6400017757 Personalakte Richard von Hoff.

85 Vgl. Handschriftliche Liste von Mitgliedschaften, BArch VBS 1 1040058200.

86 Vgl. hierzu die Kapitel »V. Strukturbedingungen und Entwicklungsprozesse der Kultur«, insbesondere die Abschnitte »5. Der Hexenkessel der Politischen Phobien« und »6. Die Erosion der Politischen Kultur: das Anschwellen des Antisemitismus« sowie »VI. Deutschland am Vorabend seines ›Zivilisationsbruchs‹«, dort vor allem die Abschnitte »1. Die Zerstörung der Republik ohne republiktreue Mehrheit« und »3. Der Aufstieg des Nationalsozialismus«, Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1914 – 1949 (Schriftenreihe der Bundeszentrale für Politische Bildung 776), Bonn 2010, S. 483 – 495, 495 – 511, 513 – 516, 542 – 580.

87 Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen IV (wie Anm. 3), S. 54.

88 Maßgeblich ist hier noch immer Sylvelin Wissmanns Dissertation über das Bremer Volksschulwesen – umfangreiche Arbeiten über das höhere Schulwesen in dieser

Richard von Hoff, der seit der Jahrhundertwende zu Themen der völkischen Rassenideologie publiziert und referiert hatte, stieg in der Zeit des Nationalsozialismus zu einem der deutschlandweit prominentesten Vertreter dieser Lehre auf. Als Bremer Kopf der seit 1933 parteiamtlichen Nordischen Gesellschaft hatte er die Deutungshoheit für Belange der nordischen Rassenlehre im gesamten Gau Weser-Ems. Reichsweit hielt er Vorträge und war Herausgeber des zentralen Mediums der Nordischen Bewegung.⁸⁹

Das Ende des Nationalsozialismus erlebte Richard von Hoff nicht. Am 22. April 1945 bei einem Luftangriff schwer verwundet, starb er in der Nacht vom 7. auf den 8. Mai 1945.⁹⁰

Der vorliegende Aufsatz kann nur einen kleinen Teil der komplexen Biografie des Bremer Senators vorstellen. Die Auseinandersetzung mit seinen frühen Jahren ist jedoch bereits in vielerlei Hinsicht gewinnbringend.

Der Blick auf Richard von Hoff's Wirken vor 1933 zeigt, welche große Nähe zwischen den politischen Strömungen mitunter existierte, wie sie aus heutiger Warte kaum vorstellbar wäre. Der Studienrat war als völkischer Ideologe bekannt, als solcher publizierte er sogar in der bremischen Tagespresse. Dass derartige Inhalte bereits deutlich vor 1933 seinen Unterricht in der Volkshochschule, aber auch im staatlichen Schuldienst, geprägt haben dürften, liegt auf der Hand. Dies behinderte nicht seine anerkannte Stellung als Gelehrter, als renommierter Wissenschaftler, Kritik an seinem Wirken aus bürgerlichen Kreisen in Bremen ist nicht bekannt. Mit Carl Dietz hatte er einen prominenten nationalliberalen Politiker in seinem Arbeitsumfeld – der sich ebensowenig an dem Wirken des Ideologen zu stören schien.

Das Beispiel Richard von Hoff's verdeutlicht, wie apologetische Ansätze persönlicher Vertrauter, mangelnde Vorsicht und eine unkritische Arbeitsweise sich zu einem Forschungsstand vereinen, der in der Folge einer gründlichen Revision bedarf. Die Beschäftigung mit dem Werdegang des späteren Senators zeigt zugleich Leerstellen in der Aufarbeitung der Geschichte Bremens im Nationalsozialismus. An der Biografie des Bildungssenators wird deutlich, welches Potenzial in der Auseinandersetzung mit den diversen anderen Bremer Senatoren der NS-Zeit und den Regierenden Bürgermeistern dieser Jahre noch liegt.

Zeit in Bremen fehlen, vgl. Sylvelin Wissmann, Es war eben unsere Schulzeit. Das Bremer Volksschulwesen unter dem Nationalsozialismus (VStAB 58), Bremen 1993.

89 Vgl. Loeber (wie Anm. 1), insb. Kapitel 5 »Richard von Hoff und die Nordische Gesellschaft«, S. 83–142.

90 Ebd., S. 143.

Die Bambergers. Fragmente zur NS-Verfolgung und zum Gedenken einer Bremer Sinti-Familie

Von H a n s H e s s e

Vor 75 Jahren erließ der »Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei«, Heinrich Himmler, am 16. Dezember 1942 den so genannten »Auschwitz-Erlass«. Der Erlass selber ist nicht überliefert. Er wird lediglich in einem Schnellbrief des Reichskriminalpolizeiamtes vom 29. Januar 1943 erwähnt, der mit den Worten beginnt: »Auf Befehl des Reichsführers SS vom 16. 12. 42 [...] sind Zigeunermischlinge, Rom-Zigeuner und nicht deutschblütige Angehörige zigeunerischer Sippen balkanischer Herkunft nach bestimmten Richtlinien auszuwählen und in einer Aktion von wenigen Wochen in ein Konzentrationslager einzuweisen. [...] Die Einweisung erfolgt ohne Rücksicht auf den Mischlingsgrad familienweise in das Konzentrationslager (Zigeunerlager) Auschwitz.«¹

In Bremen begannen die Deportationen am 8. März 1943. Die Sinti und Roma aus dem Bremer Kripoleitstellengebiet wurden auf dem Bremer Schlachthof für mehrere Tage gesammelt und zu drei Transporten in das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz zusammengestellt. Sie erreichten das Vernichtungslager am 11., 12. und 14. März 1943. Den Menschen wurden Z-Nummern auf die Arme tätowiert. Die drei Transporte aus Bremen erhielten die Nummern 2308–2397 und 3446–3500 für die Frauen und 2042–2127 bzw. 3084–3123 für die Männer.² Mindestens 275 Sinti und Roma aus dem Bremer Kripoleitstellengebiet wurden in das KZ Auschwitz deportiert, mindestens 157 von ihnen wurden dort innerhalb weniger Monate getötet oder starben an den katastrophalen Bedingungen im KZ Auschwitz-Birkenau B IIe, auch »Zigeunerfamilienlager« genannt.³

Die Namen der deportierten Bremer Sinti und Roma sind weitgehend bekannt. Sie werden in einer Bekanntmachung des Senators für die innere Verwaltung vom 27. Juni 1943 genannt, die in den Bremer Zeitungen veröffentlicht wurde. Der zufolge sei »auf Grund des § 1 des Gesetzes über die Einziehung kommunistischer Vermögen vom 26. Mai 1933 [...] in Verbindung mit dem

- 1 Überliefert ist der Schnellbrief, der den Titel »Einweisung von Zigeunermischlingen, Rom-Zigeunern und balkanischen Zigeunern in ein Konzentrationslager« trug, im Institut für Zeitgeschichte, München, Signatur Dc. 17.02, Bl. 322–327.
- 2 Vgl. Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, München, London, New York, Paris 1993, Bd. 1 und Bd. 2.
- 3 Vgl. Hans Hesse / Jens Schreiber, Vom Schlachthof nach Auschwitz. Die NS-Verfolgung der Sinti und Roma aus Bremen, Bremerhaven und Nordwestdeutschland, Marburg 1999, S. 93 ff.

Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens vom 14. Juli 1933 [...] und dem Erlass des Führers und Reichskanzlers über die Verwertung des eingezogenen Vermögens von Reichsfeinden vom 29. Mai 1941 [...] das inländische bzw. hinterlassene Vermögen der nachstehenden Personen zugunsten des Deutschen Reiches« einzuziehen. Es folgten die Namen von 158 Personen, familienweise aufgelistet mit Geburtsdatum und Wohnort.

Es handelt sich bei dieser Liste also um die bislang einzige erhaltene »Deportationsliste« der Bremer Sinti und Roma vom März 1943.⁴

So gut wie gar nicht bekannt sind jedoch die Schicksale der Familien, die in der Bekanntmachung genannt wurden. Der Grund dürfte schlicht darin zu suchen sein, dass bislang die Namen der verfolgten und ermordeten Bremer Sinti und Roma nicht veröffentlicht waren. Daher werden die Namen aller in der Bekanntmachung des Senators für die innere Verwaltung vom 27. Juni 1943 genannten Personen in einer Tabelle am Ende dieses Aufsatzes zusammengestellt und somit erneut veröffentlicht. Zugleich wird in diesem Aufsatz das Schicksal einer der Familien, das der Familie Bamberger, im Folgenden skizziert werden.⁵

In der Bekanntmachung des Senators für die innere Verwaltung wurde die Familie Bamberger unter Nummer 5 gelistet. Insgesamt werden neun Personen genannt: Vater Friedrich Bamberger (geb. 1896), Mutter Marie (Catharine) geborene Repp (geb. 1893) und die sieben Kinder Bethanikus (geb. 1921), Agathe (geb. 1923), Johannes (geb. 1925), Ramiro (geb. 1927), Friedrich (geb. 1929), Hermann (geb. 1931) und Karl (geb. 1935). Die NS-Verfolgung überlebten lediglich Agathe (Abb. 1) und Johannes Bamberger.

Die Familie zog 1925 von Düsseldorf nach Bremen. Die Eltern hatten 1919 in Rostock geheiratet. Catharine Bamberger hatte aus einer Partnerschaft vor

4 Nach 1945 konnten überlebende Sinti und Roma anhand dieser veröffentlichten Bekanntmachung gegenüber dem Landesamt für Wiedergutmachung sehr einfach nachweisen, dass sie im März 1943 in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert wurden. Siehe hierzu den Aktenvermerk v. 29. 1. 1962 in: StA Bremen 4, 54 – E 11614, Bamberger, Catharine, Bl. 8 (Rückseite): »Den Bremer Nachrichten vom 27. 6. 1943 [...] war zu entnehmen, dass das [...] hinterlassene Vermögen [...] zu Gunsten des Deutschen Reiches eingezogen worden ist. Hieraus ist zu ersehen, dass die B., gemeinsam mit ihrer ganzen Familie, ausschließlich aus rassistischen Gründen im März 1943 inhaftiert worden ist.« Es muss davon ausgegangen werden, dass es auf Grund dieser Bekanntmachung zu Versteigerungen des zurückgelassenen Hab und Guts der deportierten Sinti und Roma gekommen ist. Wo und wann eine solche Versteigerung stattgefunden hat, ist bislang noch unbekannt.

5 Für die Skizze der Familiengeschichte der Bambergers wurden im Wesentlichen die Wiedergutmachungsakten und die Angaben aus der Einwohnermeldekartei aus dem Staatsarchiv Bremen verwendet.

Alle in der Bekanntmachung genannten Familien wurden im Frühjahr und Sommer 2015 in einer sehr aufwändigen Aktion mit der Einwohnermeldekartei (StA Bremen 4,82/1) abgeglichen. Ich bin Frau Monika Marschalck und vor allem Herrn Peter Fricke sehr dankbar, dass sie diese Überprüfungen (Herr Fricke ehrenamtlich) durchgeführt haben. Für diesen Aufsatz wurde nur ein sehr kleiner Teil der dabei zu Tage getretenen Informationen verwendet.

dieser Ehe drei weitere Kinder: Sophie Maria Repp (geb. 29. Juli 1910; war verheiratet mit Hermann Franz, der am 15. 6. 1940 im Krieg gefallen ist. Sie hatten drei Kinder: 1. Hermann Franz, geb. 1. April 1934 (in Auschwitz umgekommen), Robert Franz, geb. 29. April 1936 (in Auschwitz umgekommen), 3. Willi Franz, geb. 2. März 1940 (in Auschwitz umgekommen); alle vier wurden ebenfalls aus Bremen deportiert), Emma Catharine Repp (geb. 18. Mai 1917, aus Bremen deportiert und in Auschwitz umgekommen), und Robert Repp (geb. 13. April 1914, überlebte die NS-Verfolgung).⁶

Die Familie wohnte zunächst in Gröpelingen in der Goose- und Stubbener Straße, seit 1935 dann bis zu ihrer Ausbombung 1941 im Halmerweg 92.⁷ Danach wurden sie in eine Baracke am Waldweg 50c in Bremen-Blumenthal eingewiesen.⁸

Der Vater, Friedrich Bamberger, hatte in unterschiedlichen Betrieben gearbeitet: zunächst in einer Gärtnerei, dann bei einer Mineralwasserfabrik in Aumund, schließlich bei der Firma Lühning & Sohn.⁹ Die Mutter war häufig krank, so dass die älteste im Haushalt lebende Tochter, Agathe, die jüngeren Kinder versorgte: »Schon in der Schulzeit kam sie immer zu spät. Sie musste früh aufstehen und die Kinder fertigmachen. Von Seiten der Lehrer wurde dagegen schon nichts mehr gesagt.«¹⁰



Abb. 1: Agathe Bamberger. Das Foto entstand Ende der 1940er Jahre. Quelle: StA Bremen 4, 54-E 420, Winter (Bamberger), Agathe

6 StA Bremen 4,54 E 3872, Bamberger, Friedrich, Bl. 12.

7 StA Bremen 4,54 E 420, Winter (Bamberger), Agathe, Bd. 1, Bl. 54.

8 Der Begriff »Baracke« findet sich in der Einwohnermeldekartei. Als »Name des Wohnungsgebers« wird »Bremer Staat« angegeben. Heute gibt es an der Landesgrenze zu Schwanewede einen »Waldweg« (abgehend vom Tilsiterweg). Ob es sich hierbei um den »Waldweg« handelt, ist zweifelhaft. Der Schulweg (Schule in der Fresenbergstraße) der Kinder hätte dann jeden Morgen über 5 Kilometer betragen.

9 StA Bremen 4,54 E 420, Winter (Bamberger), Agathe, Bd. 1, Bl. 54.

10 Ebd., Bd. 1, Bl. 46 (Rückseite). Feststellung einer Bekannten.



Abb. 2: Erkennungsdienstliches Foto von Ramiro Bamberger, angefertigt von der Bremer Kriminalpolizei am 22.5.1939

Die Notwohnung in Bremen-Blumenthal bestand »aus einer Wohnküche und zwei Schlafzimmern, die vollständig eingerichtet waren. Außer dem üblichen Hausstand gehörten dazu drei Fahrräder, ein großes Radiogerät (Mende), mehrere wertvolle Musikinstrumente (Akkordeon, Geige, Gitarre, Zither). Außerdem besaßen meine Eltern damals wertvolle Schmuckstücke aus Gold.«¹¹

Am Anfang der NS-Zeit steht ein ungewöhnliches Ereignis. Der Vater trat am 1. Mai 1933 der NSDAP bei. Im April 1934 wurde er »ausgeschlossen«.¹² Da zu diesem Zeitpunkt die Kinder alle noch sehr jung waren, konnten sich die Überlebenden nach 1945 nicht erklären, welche Gründe den Vater zu diesem ungewöhnlichen Schritt bewogen haben mochten.

Im Zuge des Erlasses »Bekämpfung der Zigeunerplage« von Heinrich Himmler vom 8. Dezember 1938, der die Erfassung und rassenbiologische Begutachtung der Sinti und Roma anordnete, geriet auch die Familie Bamberger in den Fokus der Bremer Kriminalpolizei. Sie wurde am 22. Mai 1939 erkennungsdienstlich erfasst.¹³ Hierbei wurden auch Fotos angefertigt. Vier Fotos sind erhalten: von Hermann (zum Zeitpunkt der Aufnahme acht Jahre alt), Friedrich (zum Zeitpunkt der Aufnahme zehn Jahre alt), Johannes (zum Zeitpunkt der Aufnahme 14 Jahre alt) und Ramiro (zum Zeitpunkt der Aufnahme

11 Ebd., Bd. 1, Bl. 7.

12 Ebd., Bd. 1, Bl. 15. Dies führte nach 1945 dazu, dass der Vater alle Wiedergutmachungsansprüche verlor bzw. seine Erben, da der Vater im Vernichtungslager Auschwitz umkam. Die Mitgliedschaft ist durch die NSDAP-Mitgliederkartei und durch Zeugenaussagen, die ihn in Parteiuniform gesehen haben, bewiesen, wenn auch nicht vollständig geklärt wurde, ob er bereits als reguläres Mitglied galt. Eine Begründung seines »Ausschlusses« aus der NSDAP liegt ebenfalls nicht vor.

13 Im Staatsarchiv Hamburg ist eine Auflistung aller in Bremen erkennungsdienstlich behandelten Sinti und Roma überliefert: StA Hamburg 331-1 II 930, Bl. 2.

12 Jahre alt, Abb. 2).¹⁴ Auf der Rückseite der Fotos ist zu lesen: »Verbrecher-Kategorie Zigeuner« (Abb. 3).

Von einer kriminalpolizeilichen Maßnahme, wie sie der Vorgang vor der Hand vielleicht suggeriert, obwohl auch dieser grotesk ist, wenn eine ganze Familie unter dem Stichwort »Zigeuner« zu Verbrechern erklärt wird, konnte indes nicht die Rede sein. Das Ziel war die rassenbiologische Begutachtung. Die »Rassenhygienische und bevölkerungsbiologische Forschungsstelle« (RHF), die mit der Erstellung dieser »Gutachten« beauftragt war, kategorisierte die betroffenen Menschen in fünf Hauptgruppen: »Z« – »Zigeuner«, »ZM+« – »Zigeunermischlinge« mit überwiegend »zigeunerischen Blutanteil«, »ZM« – »Zigeunermischlinge« mit jeweils gleichen »Blutanteilen«, »ZM-« – »Zigeunermischlinge« mit überwiegend »deutschem Blutanteil« und »NZ« – »Nicht-Zigeuner«. Bei den »Zigeunermischlingen« gab es insgesamt 28 Klassifikationen. In der Einwohnermeldekartei fanden diese »Gutachten« einen Niederschlag. Neben den üblichen Daten wie Geburtsdatum, Wohnort usw. wurden hier auch die rassenbiologischen Begutachtungen der RHF verzeichnet. Demnach galten der Vater als »ZM+«, die Mutter als »ZM« und alle Kinder als »ZM+«.¹⁵

Im März 1943 wurde die Familie in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert. »Wertvolle Schmuckstücke aus Gold« und ein »Barbetrag von etwa RM 1000« wurde der Familie bei der Verhaftung von Beamten der Kriminalpolizei abgenommen.¹⁶ Die Brüder und der Vater wurden vermutlich von ihren Arbeitsstellen weggeholt: Ramiro arbeitete zum Zeitpunkt der Deportation in der Steuerradfabrik Fr. W. Bauer in Bremen-Vegesack.¹⁷ Bethanikus war zu diesem Zeitpunkt bei Schellhass & Druckenmüller (Eisen- und Röhrengroßhandel, Stahlhoch- und Brückenbau, Behälterbau) als Montagehelfer tätig.¹⁸ Ein

Verbrecher-Kategorie Ziguner
Zuname Bamberger
Vornamen Ramiro
Stand oder Gewerbe _____
Geburtsdatum 13.2.27
Größe: 149 Statur: stl.
Augen: bl. braun
Haare: brn.
Besondere Kennzeichen: _____
Autgenommen Bremen am: 22.5.39

Abb. 3: Rückseite des erkennungsdienstlichen Fotos von Ramiro Bamberger

14 Die gegenwärtige amtliche Quelle konnte bisher nicht gefunden werden. Vorerst nachgewiesen über Archiv Hans Hesse.

15 Lt. den Eintragungen auf den Karteiblättern der Einwohnermeldekartei, die noch Jahrzehnte nach 1945 in Gebrauch war.

16 StA Bremen 4,54 E 420, Winter (Bamberger), Agathe, Bd. 1, Bl. 7.

17 StA Bremen 4,54 E 11615, Bamberger, Ramiro, E 11615/E, Bl. 2.

18 StA Bremen 4,54 E 11613, Bamberger, Bethanikus, E 11613/E, Bl. 2.

B e s c h e i n i g u n g

Es wird hiermit bescheinigt, daß

E 11616
Bamberger Friedrich, geboren am 1.1.29 in Bremen
Religion: kath.
Name der Eltern: B., Friedrich, Arbeiter
Wohnung: Waldweg 50 c
Staatsangehörigkeit: D

am 27.10.41 von der Schule Rönnebeck an die Schule a. d.
Fresenbergstraße (früher Feldstraße) überwiesen wurde
und hier am 8.3.43 durch die Polizei abgeholt wurde.

Bremen-Blumenthal, den 27. Oktober 1965



Abb. 4: Bescheinigung der Schule an der Fresenbergstraße in Bremen-Blumenthal über die Abführung von Friedrich Bamberger durch die Polizei am 8. 3. 1943. Quelle: StA Bremen 4, 54 – E 11616, Bamberger, Friedrich, Bl. 32

weiterer Bruder war zwischenzeitlich zur Wehrmacht eingezogen und 1942 entlassen worden.¹⁹

Die schulpflichtigen Kinder besuchten zu diesem Zeitpunkt die Schule: Hermann wurde am 18. August 1941 eingeschult und kam gleich an die Schule in der Feldstraße, heute Fresenbergstraße.²⁰ Hier wurde der 11-jährige, wie sein 7-jähriger Bruder Karl und sein 14-jähriger Bruder Friedrich, am 8. März von Polizeibeamten aus dem Unterricht »abgeholt«²¹ und zum Schlachthof gebracht, von wo aus er zusammen mit seiner Familie in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert wurde. Friedrich hatte sein erstes Schuljahr in der St. Joseph Schule verbracht und wäre Ostern 1944, »nach erfüllter Schulpflicht entlassen worden, wenn er nicht 1943 nach Auschwitz deportiert worden wäre.«²²

In der Einwohnermeldekartei wurde das Deportationsdatum unter dem 8. März 1943 – »Tag des Auszugs« – mit der »Bemerkung« versehen: »Auschwitz (Konz. L.)«.

Die Aussage von Agathe Bamberger über die Todesfolge ihrer Eltern und Geschwister gibt einen Hinweis auf die Verhältnisse in dem »Zigeunerlager«: »Nach drei Monaten habe ich meine älteste Schwester verloren mit drei Kindern. Die sind an Hunger-Typhus und großer Misshandlung gestorben.« Zwei

19 StA Bremen 4,54 E 420, Winter (Bamberger), Agathe. Vermutlich handelt es sich um den Halbbruder Robert Repp, Meldekarte StA Bremen 4,82/1-4/873.

20 Bescheinigung der Schule an der Lüder-Clüver-Straße (früher Blumenstraße) v. 27. 10. 1965, in: StA Bremen 4, 54 – E 11617, Bamberger, Hermann, Bl. 30.

21 Bescheinigung der Schule an der Fresenbergstraße (früher Feldstraße), dass er am 27. 10. 1941 von der Schule Rönnebeck überwiesen wurde und am 8. 3. 1943 »durch die Polizei abgeholt wurde«, in: StA Bremen 4,54 E 11616, Bamberger, Friedrich, Bl. 32.

22 Ebd., Bl. 34.

Monate danach seien die Mutter und zwei Brüder, nach weiteren vier Monaten nochmals zwei Brüder wegen Misshandlungen und schließlich zwei Monate später der Vater und eine Schwester gestorben. Sie war auch an Typhus erkrankt.²³

Anhand der Wiedergutmachungsakten lassen sich die Todesumstände ihrer Eltern und Geschwister genauer wiedergeben. Zunächst starb ihr jüngster Bruder, Karl, 7-jährig am 31. Mai 1943.²⁴ Einen Monat später, am 22. Juni, starb 50-jährig die Mutter, Catharine.²⁵ Am 3. November 1943 starb der 14-jährige Bruder Friedrich.²⁶ Ihm folgte am 6. Dezember 1943 der zweitjüngste Bruder, der 12-jährige Hermann.²⁷ Nur 12 Tage später starb am 18. Dezember 1943 der 16-jährige Ramiro. Über seine Todesumstände ist Näheres bekannt. Zunächst wurde er am 4. April 1943 ins Hauptlager verlegt, vermutlich, weil er schon erkrankt war. Er »wurde in der Zeit vom 24. Juli 1943 bis 23. November 1943 mehrmals im Häftlingskrankenbau des KL-Auschwitz geröntgt.«²⁸ Am 4. Oktober war er »in den Häftlingskrankenbau des KL-Auschwitz (Block 20) eingeliefert« worden. Bei ihm wurde eine »Positive Lungen-Tbc«²⁹ diagnostiziert. Daran ist er vermutlich gestorben. Am 31. März 1944 starb der 13-jährige Bethanikus.³⁰ Sein Vater starb nur wenige Tage später, am 4. April 1944.³¹

Wie schon erwähnt, kamen in dem »Zigeunerlager« auch ihre zwei Halbschwwestern und deren drei Kinder um.

Sowohl die Todesabfolge (nach relativ kurzer Zeit zuerst die Jüngsten und die Ältesten) als auch die Gründe (Agathe Bamberger sprach von »Hunger-Typhus« und von Misshandlungen) spiegeln die Zustände im dem Vernichtungslager wider und entsprechen dem, was in der Forschung bekannt ist: »Dort herrschten so grauenhafte Zustände, dass bereits Ende des Jahres 1943 rund 70 Prozent von ihnen gestorben waren – vor Entkräftung und Hunger, an den aufgrund der mangelhaften Versorgung mit Sanitäreinrichtungen und Medikamenten rasch grassierenden Infektionskrankheiten oder durch Gewaltexzesse von SS-Leuten.«³²

Der Begriff »Hungertyphus« ist irreführend. Mit ihm wurde früher das »Fleckfieber« bezeichnet, das wegen des rotfleckigen Hautausschlags ähnliche Symptome aufweist. Ursachen des Fleckfiebers sind sehr schlechte hygienische Bedingungen, da die Krankheit durch Läuse, Milben, Flöhe oder Zecken übertragen wird.

Wie Fleckfieber deutet auch die Tuberkulose (TBC, zumeist in der Lunge; eine veraltete Bezeichnung ist »Schwindsucht«) auf ähnliche Ursachen hin, da

23 StA Bremen 4,54 E 420, Winter (Bamberger), Agathe, Bd. 1., Bl. 1 f.

24 StA Bremen 4,54 E 11616, Bamberger, Karl.

25 StA Bremen 4,54 E 11614, Bamberger, Catharine.

26 StA Bremen 4,54 E 11616, Bamberger, Friedrich.

27 StA Bremen 4,54 E 11617, Bamberger, Hermann.

28 StA Bremen 4,54 E 11615, Bamberger, Ramiro, Bl. 27.

29 Ebd., Bl. 7.

30 StA Bremen 4,54 E 11613, Bamberger, Bethanikus.

31 StA Bremen 4,54 E 3872, Bamberger, Friedrich, Bl. 27.

32 Karola Fings, Sinti und Roma. Geschichte einer Minderheit, München 2016, S. 77.

sie besonders bei geschwächten Personen, etwa durch Ernährungsmangel, ausbricht.

Agathe Bamberger wurde am 18. April 1944 in das Frauenkonzentrationslager (FKL) Ravensbrück überstellt. Dort erhielt sie die Häftlingsnummer 35650. Von dort kam sie in das KZ-Außenlager Schlieben (Landkreis Elbe-Elster, Brandenburg) des KZ-Stammlagers Buchenwald mit der Häftlingsnummer 28114. Belegt ist ein Transport aus dem FKL Ravensbrück vom 19. Juli 1944 mit 998 Sintizza. In Schlieben wurden die KZ-Insassinnen im Rüstungsbetrieb der HASAG, dem drittgrößten deutschen Rüstungsunternehmen, eingesetzt. Als am 14. August 1944 über 1.300 jüdische männliche Häftlinge eintrafen,³³ wurde der größte Teil der Frauen am 17. August 1944 in das KZ-Außenlager Altenburg³⁴ (Landkreis Altenburg, Thüringen) überführt, in dem sich ebenfalls ein Ableger der Rüstungsfirma befand.³⁵ Das Lager wurde am 12. April 1945 geräumt und die Häftlinge in einem Fußmarsch nach Waldenburg (Sachsen) getrieben, wo sie von amerikanischen Truppen befreit wurden.³⁶

Ende Mai 1945 hielt sie sich in dem mittlerweile befreiten KZ Buchenwald auf. In Bremen erfuhr ihr Halbbruder, Robert Repp, dass in Buchenwald KZ-Häftlinge gesammelt würden, um sie in ihre Heimat zurückzuführen. Da er Angehörige dort vermutete, fuhr er am 20. Mai mit dem Fahrrad nach Thüringen, wo er eine Woche später ankam. Dort traf er auf seine Halbschwester. »Da sie krank war, hielten wir uns noch längere Zeit in Buchenwald auf. Nach gut 10 Tagen fuhren wir dort ab, weil wir hörten, dass die Russen niemanden mehr über die Zonengrenzen zur Westzone lassen wollten. Die Reise erfolgte zu Fuß. Das Gepäck transportierten wir auf dem Fahrrad. Da die Zonengrenze tatsächlich abgesperrt war, dauerte es ca. 4 Wochen, bis wir sie überschreiten konnten. Wir hatten den Grenzübertritt an verschiedenen Stellen versucht. Gelungen ist er uns erst bei Eilsleben [vermutlich Landkreis Börde, Sachsen-Anhalt, nördöstlich von Helmstedt, ca. 20 km von der Grenze entfernt gelegen, d. A.]. Ich erinnere mich, dass der Grenzübertritt Anfang Juli 1945 erfolgte. Nach dem Grenzübertritt fuhren wir auf einem Kohlenzug nach Hannover und von dort mit einem Personenzug nach Bremen.«³⁷ Vom Grenzübertritt bei Eilsleben/Helmstedt hatten beide nur noch zwei bis drei Tage zurück nach Bremen gebraucht. Am 27. Juli 1945 meldete sich Agathe Bamberger in Bremen wieder an.

Ihr Bruder Johannes war zwischenzeitlich ebenfalls an Typhus erkrankt. Er wurde aus dem Vernichtungslager Auschwitz in die KZ Buchenwald und Mittelbau-Dora verlegt. Vermutlich traf er dort auf seinen späteren Schwager, Harry Winter, der seine Schwester Agathe heiraten wird. Zusammen wurden sie von dem KZ-Außenlager Ellrich (Landkreis Nordhausen, Thüringen)

33 <https://de.wikipedia.org/wiki/Schlieben#Geschichte> (zuletzt 13. 7. 2017), http://aussenlager.buchenwald.de/index.php?article_id=105 (zuletzt 13. 7. 2017).

34 http://aussenlager.buchenwald.de/index.php?article_id=49 (zuletzt 13. 7. 2017).

35 StA Bremen 4,54 E 420, Winter (Bamberger), Agathe, Auskunft des Internationalen Suchdienstes (ITS) Arolsen v. 23. 4. 1956, Bd. 1, Bl. 38.

36 http://aussenlager.buchenwald.de/index.php?article_id=49 (zuletzt 13. 7. 2017).

37 StA Bremen 4,54 E 420, Winter (Bamberger), Agathe, Bd. 1., Bl. 63 f.

Anfang April 1945 in das Außenlager Heinkel-Werke des KZ Sachsenhausen transportiert und von dort ab dem 20. April auf einem Todesmarsch in Richtung Schwerin getrieben.³⁸ Dort wurden sie am 3. Mai 1945 von amerikanischen Truppen befreit.

Sie blieben zunächst auf einem Parkgelände in Schwerin und wurden vom Roten Kreuz betreut. Ca. 14 Tage später, an dem Tag, als die Rote Armee die Besatzung übernehmen sollte, marschierten sie zu Fuß nach Bremen. Johannes Bamberger schilderte diese Rückkehr nach Bremen: »Da mein Schwager krank war (er erlitt während seiner Haftzeit schwere Kopfverletzungen), sind wir nur langsam vorangekommen. Hin und wieder wurden wir von einem Pferdewagen mitgenommen. Übernachtet haben wir meistens bei Bauern, die uns von den jeweiligen Bürgermeistern benannt wurden. Es ist auch vorgekommen, dass wir an unseren Übernachtungsorten mehrere Tage geblieben sind, um uns von den Anstrengungen der Reise zu erholen.« Nach seiner Erinnerung hatten sie insgesamt einen Monat für diese Wegstrecke benötigt.³⁹

Auch über die Familie des Schwagers von Johannes Bamberger liegen einige wenige Informationen vor. Die Familie Robert und Auguste Winter wohnte vor den Deportationen im März 1943 in einem Wohnwagen am Alten Winterweg in Bremen-Gröpelingen. Die Schwester von Robert Winter beschrieb das Leben ihrer Familie, bevor sie in der NS-Zeit von ersten Verfolgungsmaßnahmen betroffen waren. Sie hatten ein Puppentheater: »Vor dem Kriege haben wir das Puppentheater sozusagen gemeinsam betrieben, d. h. wir waren in vier Wagen. Der eine Wagen gehörte [...] meinem Bruder, der andere meiner Mutter, und dann waren noch 2 Packwagen da. Ich meine, dass wir 1937/1938 veranlasst wurden, nicht mehr umherzuziehen. Ich bin damals in Wittenberge mit Mutter geblieben, und mein Halbbruder ist nach Bremen gegangen. Die Puppen hat [er, d. A.] aber mitgenommen, weil er der älteste war. Wir haben in Wittenberge nicht mehr Puppen gespielt. Soweit ich unterrichtet bin, durften aber auch die anderen hier in Bremen nicht mehr Puppentheater spielen. [...] Als wir das Puppentheater noch betrieben, war ich diejenige, die an der Kasse saß. Wir haben mit unserem Puppentheater kleinere Ortschaften besucht, Dörfer usw., auch größere Dörfer, in der Heide und in der Altmark. In jeder Ortschaft haben wir nur einen Tag gespielt, nachmittags für die Kinder und abends für die Großen. Wenn der Besuch in dieser ersten Vorstellung besonders gut war, sind wir auch wohl noch einen zweiten oder dritten Tag an einem Ort geblieben und haben das dann wiederholt. Meistens sind wir an einem Ort drei – vier Tage geblieben. Wir haben in der Woche drei oder vier Tage gespielt und dann samstags und sonntags hintereinander. Das lag ganz an den Leuten. Wir hatten ein kleines Zelt selbst und haben dann oft ganze Säle gemietet. In dem Zelt waren 14 Bänke. Es haben aber auch Leute gestanden, und die Kinder haben vorne auf dem Rasen gegessen. Ich darf wohl sagen, dass wir gut gespielt hatten, und wir hatten auch große richtige Marionetten, von denen ein Kopf schon ganz teuer war.

38 StA Bremen 4,54 E 882, Winter, Harry, Bd. 1, Bl. 46, Meldung vom ITS v. 26. 8. 1952. und Bl. 54 (Rückseite).

39 Ebd., Bd. 1, Bl. H89.

Die Kasseneinnahme war manchmal 70 Mk, manchmal 60 Mk und manchmal auch nur 50 Mk. Bei Mutter im Wagen war Mutter, mein jüngster Bruder Robert Lauenburger und ich. Beteiligt an der Vorstellung waren alle. Der Eintrittspreis lag bei 60 oder 50 Pfg. Manche gaben auch mehr. Wenn für Schulen usw. gespielt wurde, war es auch wohl für das einzelne Kind billiger.

Wir haben nach dem Theater auch noch Tanzmusik gemacht. Ich habe mit meinen beiden Brüdern zusammen gespielt, und zwar Klavier, Geige und Gitarre. Wir haben auf diese Weise Abendessen und was zu trinken gekriegt, und der Bürgermeister hat uns meistens auch noch etwas gegeben. [...] Vater ist damals auch zum Westwall in Landau in der Pfalz verpflichtet worden.«⁴⁰ In Bremen arbeitete Robert Winter als Hilfsarbeiter bei den Focke-Wulf-Flugzeugwerken.⁴¹

Einer seiner Söhne, Harry, unterhielt eine Beziehung zu einer »Arierin«, was den Sinti und Roma untersagt war. Mit ihr hatte er ein Kind, Irene, geboren am 31. Juli 1941. Wegen dieses Verhältnisses – »Wir waren damals zweimal gewarnt worden, dass wir auseinandergehen sollten, da unser Verhältnis nicht erlaubt sei«⁴², so die Mutter des Kindes – oder weil er unerlaubter Weise nach der Festsetzung der Sinti und Roma die Stadt verlassen und seinen Großvater in Wittenberge besucht hatte, wurde er am 20. Oktober 1942 oder am 21. Januar 1943 »als Zigeuner in polizeiliche Vorbeugungshaft« genommen und im Ostertorgefängnis festgehalten.⁴³ Selbst der zuständige Leiter des »Zigeunerdezernats«, Wilhelm Mündtrath, konnte sich nicht mehr erinnern, an welchem Datum die Verhaftung erfolgte.⁴⁴ Von hier aus wurde er – vermutlich am 11. Februar 1943 – zusammen mit 10 bis 12 weiteren »Häftlingen«, darunter der Sinto Otto Blum, in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert.⁴⁵ Das bedeutet, dass es bereits vor den März-Deportationen mindestens einen Transport mit Sinti und Roma in das KZ Auschwitz gegeben hat.⁴⁶

Das Kind von Harry Winter blieb bei seinen Eltern zurück. Nach 1945 sagte die Mutter des Kindes in der Entnazifizierungsverhandlung gegen Wilhelm Mündtrath aus, was im März 1943 passierte: »Etwa im April 1943 kam ich nach Bremen zurück und suchte sofort meine Schwiegereltern auf. Hier stellte ich fest, dass meine Schwiegereltern und mein Kind verschwunden waren, der Wohnwagen war versiegelt. Nachbarn erzählten mir auf Befragen, dass meine Schwiegereltern und mein Kind mit anderen Zigeunern nach Auschwitz abtransportiert seien. In der Annahme, dass Mündtrath mit dem Transport zu tun hatte, bin ich sofort zu ihm gegangen. Ich wusste von meinem Verlobten,

40 StA Bremen 4,54 E 11699, Winter, Auguste, Bl. 18 (Rückseite) f.

41 StA Bremen 4, 54 – E 882, Winter, Harry, Bd. 1, Bl. 54.

42 Ebd., Bl. 63.

43 Ebd., Bl. 52. Laut Abschrift aus der Polizeipersonenstandsakte am 21. 1. 1943.

44 Ebd., Bl. 67. »Ob Winter nun am 20. 10. 1942 oder 21. 1. 1943 verhaftet wurde, vermag ich nicht anzugeben.«

45 Bd. 1., Bl. 6 (Rückseite) und Bl. 66.

46 Ein erster Hinweis auf Deportation in das Vernichtungslager Auschwitz vor dem 8. März 1943 in: Hesse / Schreiber, Vom Schlachthof nach Auschwitz (wie Anm. 3), S. 151. Dort wird auch Otto Blum erwähnt (Anm. 33).

dass Mündtrath ihm des öfteren bedeutet hatte, nicht weiter mit einer Arierin zu verkehren, da das den Zigeunern und Mischlingen verboten sei. Als ich zu Mündtrath kam, fragte ich ihn sofort nach dem Verbleib meines Kindes und meiner Schwiegereltern. Er hat mich in ziemlich barschem Tone angefahren und gesagt: »Du hast ja allerhand Mut, hier heraufzukommen. Du weißt doch, was los ist. Wir haben dich schon gesucht. Du kannst froh sein, dass Du nicht in Bremen warst, denn Du solltest auch mit weg nach Auschwitz.« Mündtrath sagte mir ferner, ich könne froh sein, dass mein Kind weggekommen wäre. In Bremen wäre es doch nicht geachtet worden, es hätte auch in Bremen nicht die Schule besuchen dürfen. Es wäre doch von aller Welt verstoßen worden, da es ein Zigeunermischling sei, und Zigeuner und Mischlinge seien ein minderwertiges Volk, die machten doch bloß lange Finger. Mündtrath bedeutete mir, ich soll mir einen Deutschen als Bräutigam suchen und mich nicht mehr mit Zigeunern einlassen. Ich habe Mündtrath auch gefragt, wie mein Kind untergebracht sei und ob ich dieses besuchen könne. Das Letztere lehnte Mündtrath ab, er betonte aber, dass es meinem Kinde an nichts fehle. Nach einem Jahr erhielt ich durch das Bremer Jugendamt Mitteilung, dass mein Kind in Auschwitz verstorben sei. Als Todesursache wurde Darmkatarrh angegeben. Auch meine Schwiegereltern sind von Auschwitz nicht zurückgekehrt.«⁴⁷

In dem schon zitierten Zeitungsartikel vom 27. Juni 1943 wurden unter Punkt 22 das Kind und unter Punkt 58 seine Großeltern erwähnt. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung war das Mädchen bereits im KZ Auschwitz verstorben: am 4. Mai 1943, im Alter von einem Jahr und zehn Monaten. Ihr war die Nummer Z 2367 eintätowiert. Am 6. September 1943 verstarb ihr Opa, die Oma verstarb am 31. März 1945 in dem FKL Ravensbrück.

Harry Winter starb am 22. August 1992 in Bremen, seine Frau Agathe, geborene Bamberger, am 2. November 2004.

Vor 25 Jahren verlegte Gunter Demnig in Köln am 16. Dezember 1992 einen Stein vor dem Historischen Rathaus ins Pflaster, auf dem der Text des Schnellbriefs vom Januar 1943 in eine Messingplatte eingeschlagen war. Der Gedenkstein sollte an den »Auschwitz-Erlass« Himmlers erinnern.

Das Denkmal war nicht nur eines der ersten, die in der Bundesrepublik an die NS-Verfolgung der Sinti und Roma erinnerten, es war auch der erste »Stolperstein«.⁴⁸ In Bremen wurde bereits am 9. März 1995 auf dem ehemaligen

47 Zitat Aussage Lotte Hallmann, geb. Myrus, StA Bremen 4, 66 I. 7743 und 7744; Mündtrath, Wilhelm, Entnazifizierungsverfahren, in: Hesse/Schreiber, Vom Schlachthof nach Auschwitz (wie Anm. 3), S. 100 f.

48 Am 17. Dezember 1992 erschien im Kölner Stadt-Anzeiger ein Artikel, der als das erste Dokument angesehen werden kann, in dem der Begriff »Stolperstein« verwendet wurde: »Stolperstein – Politiker und Rathausbesucher sollen über ihn stolpern und nachdenken. Gestern, am 50. Jahrestag des Erlasses von »Reichsführer SS« Heinrich Himmler zur Einweisung aller Zigeuner in das KZ Auschwitz-Birkenau, ließ der »Rom e. V.« einen Gedenkstein in den Boden der Rathaus-

Schlachthofgelände ein Mahnmal eingeweiht, das an die Deportationen im März 1943 erinnert.⁴⁹ Damit fand die Entwicklung der Bremer Erinnerungslandschaft zum Thema einen vorläufigen Abschluss.

Die Gedenktopografien anderer Städte zur NS-Verfolgung der Sinti und Roma haben sich in der Zwischenzeit weiterentwickelt. So wurde am 10. Mai 2017 in Hamburg ein Mahnmal am ehemaligen Hannoverschen Bahnhof eingeweiht, das an diesen Ort als Ausgangspunkt zahlreicher Deportationen, beginnend mit den Deportationen von Sinti und Roma aus Norddeutschland (auch aus Bremen, Bremerhaven, Oldenburg, etc.) im Mai 1940, erinnert.⁵⁰

Auch Bremen nimmt für die NS-Verfolgung der Sinti und Roma eine zentrale Rolle ein. Hier befand sich die Kriminalpolizeileitstelle mit der »Dienststelle für Zigeunerfragen«. Von hier aus wurde die NS-Verfolgung zentral organisiert, von hier gingen die Planungen und Durchführungen der Deportationen aus dem gesamten Kripoleitstellungsgebiet (Nordwestdeutschland) aus. Die Bremer Gedenktopografie spiegelt dies jedoch nicht angemessen wider.

Wie in anderen Städten⁵¹ ist auch für Bremen ein auffällig hoher Anteil von Kindern an den ns-verfolgten, deportierten und ermordeten Sinti und Roma feststellbar. In der Stadt Stolberg (Städteregion Aachen, Nordrhein-Westfalen) wurde die Gedenklandschaft dementsprechend ausgestaltet. Der Platz am Mahnmal, das an die NS-Verfolgung der Sinti und Roma erinnert, wurde nach Gustav Wassilkowitsch benannt, der im Alter von 2 Jahren ermordet wurde.⁵² Ähnliches ist für Bremen anzuregen, wobei hierzu auch die Überlegung gehörte, die Schule, aus der drei Sinti-Schulkinder von der Polizei aus dem Unterricht abgeführt wurden, nach ihnen zu benennen.

Darüber hinaus wären Kooperationen mit anderen Städten des ehemaligen Bremer Kripoleitstellungsgebiets, wie etwa Oldenburg, bzgl. eines gemeinsamen

treppe ein. [...]« Gunter Demnig verwendete ein Foto dieses »Stolpersteins« 1993 in der Publikation »Größenwahn – Kunstprojekte für Europa«, die von Gabriele Lindinger / Karlheinz Schmid herausgegeben wurde (Regensburg 1993, S. 61), in der er sein Konzept »Projekt STOLPERSTEIN« erstmalig vorstellte.

49 Es folgten eine Gedenktafel am 8. 12. 1995 in Bremerhaven an der Karlsburg und eine auf dem ehemaligen »Schützenhof« in Bremen-Gröpelingen (Bromberger Straße 117), der im Mai 1940 als Sammellager für die Deportationen von Sinti und Roma nach Polen genutzt wurde.

50 Vgl. <http://hannoverscher-bahnhof.hamburg.de/aktuell/> (zuletzt 10. 7. 2017).

51 Dies kann auch für andere Orte festgestellt werden. So sollen lt. »Solinger Tageblatt« unter den 62 am 3. März 1943 deportierten Sinti und Roma aus Solingen (Nordrhein-Westfalen) über die Hälfte Kinder unter 14 Jahren gewesen sein (Solinger Tageblatt v. 18. 2. 2015). Der Transport findet sich auch im Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, München, London, New York, Paris 1993 vermutlich Männer Z 1667–1706 und Frauen Z 1881–1921 wieder. Vgl. Ralf Rogge, »Abgemeldet nach: Konzentrationslager Auschwitz (Polen)«. Die Verfolgung der Solinger Sinti und Roma im Nationalsozialismus, in: Manfred Krause (Hg.), Solingen. Eine Stadt und ihre ausländischen BewohnerInnen. Geschichte und jüngste Vergangenheit, Solingen 1994, S. 62–70.

52 <http://www.aachener-zeitung.de/lokales/stolberg/gedenken-an-die-von-nazis-ermordeten-stolberger-roma-und-sinti-1.1038286> (zuletzt 2. 3. 2015).

Gedenkbuchs, Dokumentationen der NS-Verfolgung und/oder eines entsprechenden Gedenkzeichens in Bremen anzustreben, unter Einbeziehung bestehender Mahnmale und weitergehender Vernetzung des Gedenkraumes, der einen weiteren Anknüpfungspunkt in Hamburg finden würde.

Tabelle:

Wiedergabe der Auflistung aus der Bekanntmachung vom 27. Juni 1943 aus der »Bremer Zeitung«, ergänzt mit weiteren Angaben wie Z-Nummer und Todesdatum. Insgesamt werden 158 Personen genannt. Nach heutigem Wissen wurden mind. 86 (= 54%) von ihnen ermordet.

Nachname ⁵³ / geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße ⁵⁴	Z-Nr. ⁵⁵	gestorben/ ermordet ⁵⁶
Braun	Arnold	31. 08. 1914	Stiftstraße 9	2087	
Braun, geb. Trollmann	Martha	10. 08. 1915	Stiftstraße 9	2350	
Braun	Adolf	14. 05. 1940	Stiftstraße 9	2088	
Blum ⁵⁷	Oswald	15. 12. 1924	Eickedorfer Straße	2045	11. 07. 1944
Blum	Alfons	09. 08. 1942	Fischerdeich 1–3	2122	10. 04. 1943
Bernhardt	Gerhard	12. 03. 1919	Schwarzer Weg 26 a	2059	
Bernhardt	Marie	03. 06. 1920	Schwarzer Weg 26 a	2384	
Bernhardt	Albert	01. 04. 1924	Schwarzer Weg 26 a	2117	22. 05. 1943

53 Die Auflistung folgt der Nennung in dem Zeitungsartikel.

54 Angaben aus dem Zeitungsartikel. Ein Abgleich mit der Einwohnermeldekartei hat z.T. große Unterschiede ergeben.

55 Diese Nummern wurden Opfern im Lager eintätowiert. Die Angabe an dieser Stelle erfolgt, um sie mit dem Gedenkbuch abgleichbar zu machen (Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, München, London, New York, Paris 1993, Bd. 1 und Bd. 2).

56 Die Angaben folgen dem Gedenkbuch. Änderungen wurden durch eine Anmerkung gekennzeichnet.

57 Lt. Einwohnermeldekartei Sohn von Otto Blum, der bereits im Februar 1943, zusammen mit Harry Winter, in das KZ Auschwitz deportiert wurde.

Nachname / geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße	Z-Nr.	gestorben / ermordet
Bamberger	Friedrich	04. 12. 1896	Waldweg 50 c	2052	04. 04. 1944 ⁵⁸
Bamberger, geb. Repp	Marie ⁵⁹	17. 04. 1893	Waldweg 50 c	2317	22. 06. 1943
Bamberger	Bethanikus	24. 03. 1921	Waldweg 50 c	2053	31. 30. 1944 ⁶⁰
Bamberger	Agathe	12. 01. 1923	Waldweg 50 c	2316	
Bamberger	Johannes	07. 08. 1925 ⁶¹	Waldweg 50 c	2054	
Bamberger	Ramiro	13. 02. 1927	Waldweg 50 c	2055	18. 12. 1943 ⁶²
Bamberger	Friedrich	02. 01. 1929	Waldweg 50 c	2056	03. 11. 1943 ⁶³
Bamberger	Hermann	05. 04. 1931	Waldweg 50 c	2057	06. 12. 1943
Bamberger	Karl	08. 06. 1935	Waldweg 50 c	2058	31. 05. 1943
Blum	Oskar	25. 03. 1940	Am alten Bahn- damm 19	2044	
Bruder	Anton	27. 06. 1916	Am alten Bahn- damm 20	2098	
Braun	Theodor	08. 06. 1936	Auguststraße 70	2048	
Braun	Hedwig	13. 05. 1938	Auguststraße 70	2313	
Braun	Gerhard	16. 01. 1940	Auguststraße 70	2047	07. 09. 1943
Dickel	Petrus	12. 11. 1895	Stoteler Straße	2089	21. 06. 1943
Dickel, geb. Neigert	Albertine	06. 05. 1904	Stoteler Straße	2353	02. 05. 1943

58 StA Bremen 4,54 E 3872, Bamberger, Friedrich, Bl. 27.

59 Lt. StA Bremen 4,54 E 11614, Bamberger, Catharine, Vorname »Catharine«.

60 Schreiben des Internationalen Suchdienstes (ITS) Arolsen v. 14. 11. 1964, in: StA Bremen 4,54 E 11613, Bamberger, Bethanikus, Bl. 26.

61 Lt. StA Bremen 4,54 E 231, Bamberger, Johannes am 6. 8. 1925 geboren. Die Angaben in der Einwohnermeldekarte bestätigen den 7. 8. 1925 als Geburtsdatum.

62 Schreiben des Internationalen Suchdienstes (ITS) Arolsen v. 24. 1. 1964, in: StA Bremen 4,54 E 11615, Bamberger, Ramiro, Bl. 27.

63 Schreiben des Internationalen Suchdienstes (ITS) Arolsen v. 11. 3. 1966, in: StA Bremen 4,54 E 11616, Bamberger, Friedrich, Bl. 41.

Nachname/ geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße	Z-Nr.	gestorben/ ermordet
Dickel	Hitge	14. 06. 1933	Stoteler Straße	2354	
Dickel	Julius	07. 04. 1926	Stoteler Straße	2090	
Dickel	Egon	23. 11. 1928	Stoteler Straße	2091	
Dickel	Fred	28. 03. 1931	Stoteler Straße	2092	
Dickel	Willi	06. 03. 1903	Stoteler Straße	2093	06. 07. 1943
Dickel	Maria	30. 11. 1927	Kastanienstraße 74	2376	29. 04. 1944
Franz	Adolf	27. 08. 1918	Torfkanal	2049	
Franz, geb. Trollmann	Luise	28. 09. 1920	Torfkanal		deportiert 08. 03. 1943 ⁶⁴
Franz	Christian	20. 02. 1939	Torfkanal		deportiert 08. 03. 1943 ⁶⁵
Franz	Rosemarie	08. 12. 1940	Nienabersgang 2	2334	
Franz	Rudolf	10. 10. 1922	Liebfrauen- Restaurant	2074	
Fischer	Karl	22. 03. 1898	Am alten Bahn- damm 19	2042	16. 07. 1943
Fischer, geb. Blum	Mathilde	11. 01. 1913	Am alten Bahn- damm 19	2308	
Fischer	Auguste	18. 10. 1926	Am alten Bahn- damm 19	2309	14. 04. 1944
Fischer	Frieda	03. 09. 1930	Am alten Bahn- damm 19	2310	
Fischer	Heinz	15. 02. 1933	Am alten Bahn- damm 19	2043	
Fischer	Sida	05. 05. 1941	Am alten Bahn- damm 19	2311	29. 04. 1943
Fischer	Lisbeth	26. 03. 1942	Am alten Bahn- damm 19	2312	

64 Lt. Eintrag Einwohnermeldekarte.

65 Lt. Eintrag Einwohnermeldekarte.

Nachname/ geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße	Z-Nr.	gestorben/ ermordet
Franz ⁶⁶ , geb. Repp	Maria	27. 06. 1910 ⁶⁷	Abbentorswallstr.	2319	ermordet ⁶⁸
Franz	Hermann	01. 04. 1934	Abbentorswallstr.	2061	ermordet ⁶⁹
Franz	Robert	29. 04. 1936	Abbentorswallstr.	2062	04. 09. 1943
Franz	Willi	02. 03. 1940	Abbentorswallstr.	2063	29. 08. 1943
Franz, geb. Schmidt	Catharina	06. 04. 1884	Torfkanal	2345	11. 08. 1943
Franz	Else	17. 10. 1920	Torfkanal	2346	21. 07. 1943
Hartlage, geb. Trollmann	Katharina	27. 12. 1875	Stiftstraße 9	2394	15. 06. 1943
Justheim	Joseph	03. 03. 1897	Malerstraße 19	2116	gest. ??? ⁷⁰
Justheim, geb. Dickel, verw. Weiß	Karoline	06. 11. 1886	Malerstraße 19	2383	29. 06. 1943
Müller	Martha	04. 03. 1922	Stiftstraße 9	2387	
Müller	Franz	14. 07. 1941	Stiftstraße 9	2120	16. 08. 1943
Müller	(Emil) Emmy	24. 08. 1942	Stiftstraße 9	2393	07. 04. 1943
Müller	August	04. 05. 1899	Stiftstraße 9	2118	03. 08. 1943
Müller, geb. Trollmann	Dorothee	10. 06. 1895	Stiftstraße 9	2386	25. 01. 1944
Müller	Karl	21. 06. 1920	Stiftstraße 9	2060	
Müller	Hermann	29. 10. 1925	Stiftstraße 9	2119	gest. ???

66 Tochter von Catharine/Marie Bamberger aus der ersten Partnerschaft (StA Bremen 4,54 E 3872 Bamberger, Friedrich, Bl. 12).

67 Lt. StA Bremen 4,54 E 3872 Bamberger, Friedrich, Bl. 12, Geburtsdatum 29. 6. 1910. Geburtsdatum auf der Meldekarte 29. 7. 1910.

68 Lt. StA Bremen 4,54 E 3872 Bamberger, Friedrich, Bl. 12. Möglicherweise Juni 1943: »Nach drei Monaten habe ich meine älteste Schwester verloren mit drei Kindern. Die sind an Hunger Typhus und großer Misshandlung gestorben. Ihr Mann ist 1940 im Krieg gefallen.«, in: StA Bremen 4,54 E 420, Winter (Bamberger), Agathe, Bd. 1., B. 1 f.

69 Lt. StA Bremen 4,54 E 3872 Bamberger, Friedrich, Bl. 12.

70 Diese Angabe bedeutet, dass die betreffende Person in Auschwitz ermordet (»verst.« = verstorben) wurde, dass aber das genau Datum unbekannt ist.

Nachname/ geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße	Z-Nr.	gestorben/ ermordet
Müller	Lene	09. 10. 1927	Stiftstraße 9	2389	17. 12. 1943
Müller	Elisabeth	30. 08. 1932	Stiftstraße 9	2390	22. 11. 1943
Müller	Rosemarie	14. 08. 1935	Stiftstraße 9	2391	23. 12. 1943
Müller	Auguste	05. 04. 1937	Stiftstraße 9	2392	23. 10. 1943
Müller	Anna	01. 01. 1924	Stiftstraße 9	2388	22. 12. 1943
Myrus ⁷¹	Irene	31. 07. 1941	Alter Winterweg	2367	04. 05. 1943
Pohl	Arthur	25. 08. 1873	Torfkanal	2083	05. 04. 1943
Peter	Franz	24. 05. 1892	Waller Fleet	2112	22. 12. 1943
Peter, geb. Rosenbach	Anna	21. 12. 1896	Waller Fleet	2380	27. 01. 1944
Peter	Maria	17. 12. 1925	Waller Fleet	2379	26. 01. 1944
Peter	Joseph	28. 05. 1900	Waller Fleet	2111	
Repp ⁷²	Emma	18. 05. 1917	Roßstraße 9	2318	15. 06. 1943
Rose, geb. Franz	Elise	02. 02. 1900	Waller Fleet, Kanarienweg	2377	
Rose	Christa	13. 06. 1938	Waller Fleet, Kanarienweg	2378	
Rosenbach, geb. Trollmann	Pauline	31. 10. 1881	Waltjenstraße 1	2336	11. 07. 1943
Rosenbach	Richard	23. 03. 1925	Waltjenstraße 1	2077	1943
Schmidt, geb. Franz	Rosa	19. 01. 1920	Nienabersgang 2	2333	
Schmidt	Heide-Marie	24. 08. 1942	Nienabersgang 2	2335	11. 04. 1943
Schwarz, gesch. Schwarz, geb. Blum	Frieda	05. 10. 1907	Fischerdeich 1-3	2395	

71 Tochter von Harry Winter, dem späteren Ehemann von Agathe, geb. Bamberger. Wurde mit ihren Großeltern (Robert und Auguste Winter) nach Auschwitz deportiert.

72 Tochter von Catharine / Marie Bamberger aus der ersten Partnerschaft.

Nachname/ geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße	Z-Nr.	gestorben/ ermordet
Schwarz	Robert Wilfried	22. 07. 1940	Fischerdeich 1-3	2121	
Stein	Rosemarie	14. 06. 1940	Torfkanal	2349	
Stein	August	29. 11. 1910	Torfkanal	3088	
Stein	Robert	11. 07. 1899	Eickedorfer Straße	2113	gest. ???
Stein	Marie	06. 05. 1928	Eickedorfer Straße	2342	
Stein	Emma	30. 04. 1930	Eickedorfer Straße	2341	
Stein	Rosa	05. 04. 1934	Eickedorfer Straße	2339	
Stein	Rudolf	28. 11. 1924	Eickedorfer Straße	3108	22. 05. 1943
Stein	Anna	06. 09. 1921	Eickedorfer Straße	2340	
Stein, geb. Laubinger	Barbara	23. 09. 1881	Torfkanal	2338	12. 08. 1943
Stein	Rudolf	01. 01. 1863	Torfkanal	2082	03. 07. 1943
Stein	Max	01. 03. 1927	Torfkanal	2079	
Stein	Elsa	10. 04. 1907	Am alten Bahndamm	2357	01. 04. 1944
Stein	Karl-Heinz	25. 11. 1936	Am alten Bahndamm	2099	
Stein	Gisela	02. 03. 1939	Am alten Bahndamm	2358	11. 04. 1943
Stein	Monika	13. 03. 1941	Am alten Bahndamm	2360	
Stein	Margret	06. 03. 1943	Am alten Bahndamm	2359	29. 04. 1944
Stein	Albert	30. 12. 1913	Am alten Bahndamm	2080	
Steinbach, geb. Franz	Ella	26. 08. 1908	Stiftstraße 9	2396	
Steinbach	Rudolf	09. 06. 1927	Stiftstraße 9	2123	
Steinbach	August	11. 05. 1929	Stiftstraße 9	2124	
Steinbach	Anita	18. 08. 1931	Stiftstraße 9	2397	
Steinbach	Otto	12. 10. 1933	Stiftstraße 9	2125	
Steinbach	Martin	06. 02. 1936	Stiftstraße 9	2126	
Steinbach	Adolf	19. 03. 1938	Stiftstraße 9	2127	30. 04. 1944

Nachname / geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße	Z-Nr.	gestorben / ermordet
Strauß, geb. Blum	Rosa	23. 12. 1911	Waltjenstraße 1	2337	09. 02. 1944
Strauß	Hans	20. 09. 1932	Waltjenstraße 1	2078	13. 09. 1943
Stephan	Ferdinand	22. 06. 1897	Auf den Pferde- weiden 60	2070	25. 04. 1943
Stephan, geb. Schmidt	Margarethe	17. 07. 1899	Auf den Pferde- weiden 60	2326	07. 04. 1944
Stephan	Robert Günther	01. 12. 1926	Auf den Pferde- weiden 60	2071?	
Stephan	Ferdinand	23. 06. 1931	Auf den Pferde- weiden 60	2072	
Stephan	Irene	08. 03. 1933	Auf den Pferde- weiden 60	2328	
Stephan	Edith	08. 05. 1936	Auf den Pferde- weiden 60	2329	
Stephan	Rosemarie	18. 05. 1938	Auf den Pferde- weiden 60	2330	15. 01. 1944
Stephan	Erika	26. 01. 1922	Auf den Pferde- weiden 60	2327	
Schmidt	Anton	22. 07. 1902	Stephanitors- bollwerk 16	2100	
Schmidt, geb. Steinbach	Maria	10. 06. 1906	Stephanitors- bollwerk 16	2361	
Schmidt	Maria	07. 10. 1928	Stephanitors- bollwerk 16	2365	
Schmidt	Hans	02. 09. 1930	Stephanitors- bollwerk 16	2101	
Schmidt	Else	05. 05. 1932	Stephanitors- bollwerk 16	2362	
Schmidt	Heinz	29. 02. 1934	Stephanitors- bollwerk 16	2103	22. 08. 1943
Schmidt	Grete	06. 02. 1937	Stephanitors- bollwerk 16	2363	06. 03. 1944
Schmidt	Frieda	23. 12. 1940	Stephanitors- bollwerk 16	2364	29. 04. 1943

Nachname/ geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße	Z-Nr.	gestorben/ ermordet
Schmidt	Oskar	21. 08. 1942	Stephanitors- bollwerk 16	2102	21. 04. 1943
Schmidt	Robert	12. 10. 1896	Auf den Pferde- weiden 56	2073	gest. ???
Schmidt, geb. Laubinger	Franziska	26. 12. 1895	Auf den Pferde- weiden 56	2331	15. 07. 1943
Schmidt, geb. Dickel	Elise	23. 12. 1891	Kastanienstraße 96	2375	11. 12. 1943
Schwarz	Wilhelm	13. 10. 1890	Findorffstraße 99	2064	13. 07. 1943
Schwarz, geb. Marquardt	Anna	03. 09. 1901	Findorffstraße 99	2320	25. 06. 1943
Schwarz	Gertrud	04. 03. 1925	Findorffstraße 99	2321	17. 06. 1944
Schwarz	Anna Ursula	23. 09. 1926	Findorffstraße 99	2322	
Schwarz	Albara	30. 04. 1928	Findorffstraße 99	2323	05. 02. 1944
Schwarz	Friedrich	08. 06. 1929	Findorffstraße 99	2065	27. 12. 1943
Schwarz	Gisela	08. 05. 1931	Findorffstraße 99	2324	26. 07. 1943
Schwarz	Wilhelm	11. 08. 1933	Findorffstraße 99	2067	01. 12. 1943
Schwarz	Ilse	27. 01. 1936	Findorffstraße 99	2325	19. 07. 1943
Schwarz	Heinrich	12. 10. 1938	Findorffstraße 99	2066	01. 02. 1944
Schwarz	Ehrenfried	12. 10. 1942	Findorffstraße 99	2069	24. 05. 1943
Trollmann	Hermann	18. 02. 1913	Torfkanal	2081	
Trollmann, geb. Stein	Hilda	02. 02. 1921	Torfkanal	2348	
Trollmann	Hedwig	31. 01. 1924	Torfkanal	2351	
Trollmann	Marwita	18. 06. 1924	Torfkanal	2352	22. 05. 1943
Trollmann	Siegfried	11. 06. 1915		2075	gest. ???
Trollmann	Paul	01. 02. 1908	Waltjenstraße 1	2076	gest. ???
Trollmann	Clemens	05. 06. 1908	Auguststraße 70	2046	
Trollmann, geb. Braun	Anna	22. 12. 1911	Auguststraße 70	2314	

Nachname/ geborene	Vorname	Geburts- datum	Straße	Z-Nr.	gestorben/ ermordet
Trollmann	Theodor ⁷³	08.06.1936	Auguststraße 70	2048	
Trollmann	Hedwig ⁷³	13.05.1938	Auguststraße 70	2313	
Trollmann	Gerhard ⁷³	16.01.1940	Auguststraße 70	2047	
Trollmann, geb. Braun	Auguste	02.08.1920	Auguststraße 70	2315	ja ⁷⁴
Trollmann	Karl	09.04.1938	Auguststraße 70	2050	ja ⁷⁴
Weiß	Adelheid	27.11.1908	Malerstraße 19	2381	
Weiß	Anna	30.10.1915	Auguststraße 70	2382	
Weiß	Franz	12.06.1914	Malerstraße 19	2115	25.06.1943
Weiß	Eduard	23.06.1923	Malerstraße 19	2114	gest. ???
Weiß	Erich Mathäus	13.02.1925	Malerstraße 19	3107	
Weiß	Auguste	25.01.1913	Eickedorfer Straße	2344	
Weiß	Sonja	07.05.1934	Eickedorfer Straße	2343	
Wernicke	Amalie	15.04.1912	Seemannstraße 1	2347	
Winter ⁷⁵	Robert	09.05.1890	Alter Winterweg	2104	06.09.1943
Winter ⁷⁶ , geb. Trollmann	Auguste	12.10.1902	Alter Winterweg	2366	31.03.1945 ⁷⁷

73 Wird im Zeitungsartikel auch unter »Braun« genannt.

74 Lt. Angabe in der Einwohnermeldekarte.

75 Vater von Harry Winter, wurde mit seiner Enkelin nach Auschwitz deportiert.

76 Mutter von Harry Winter, wurde mit ihrer Enkelin nach Auschwitz deportiert.

77 In KZ Ravensbrück. StA Bremen, 4,54 E 11699 Winter, Auguste, Bl. 26.

Die Bremer Hochschulkurse und der Aufbau des bremischen Bildungswesens nach 1945

Von Jannik Sachweh

1. Einleitung

»Eine große Hochschule konnte die Bremer niemals werden: das lag in der Natur der Sache«¹, schrieb der Archivdirektor Friedrich Prüser 1957 im Hinblick auf das frühneuzeitliche Gymnasium Illustre. Es war die einzige Einrichtung des bremischen Bildungswesens, die einer Universität bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges jemals nahe gekommen war. Nach 1945 kam jedoch Bewegung in die höhere Bildungslandschaft der Stadt an der Weser. Insbesondere die Pläne zur Gründung einer Internationalen Universität erregten Aufsehen.

Heute aus dem Blick geraten sind hingegen die Bremer Hochschulkurse. Sie existierten von 1947 bis 1949 und waren somit eine recht kurzlebige Institution des hansestädtischen Bildungswesens. Sie sollten, laut dem damaligen Senator für Schulen und Erziehung, Christian Paulmann, die Jugend befähigen, »die moralischen und geistigen Kräfte des deutschen Volkes zu erhalten«² und auf ein späteres Studium an einer Universität vorbereiten. Zu jener Zeit besaß Bremen, anders als Hamburg,³ noch immer keine eigene Universität. Die Kurse richteten sich daher vor allem an diejenigen Schulabgänger, die aufgrund der Überfüllung der auswärtigen Universitäten zunächst keinen Studienplatz erhalten konnten. Ihnen sollte in diesen Kursen geistige Fortbildung bis zur Aufnahme eines Studiums geboten werden.

Nun stellt sich die Frage, inwiefern diese aus der Notsituation nach Ende des Zweiten Weltkrieges entstandenen Bremer Hochschulkurse in den Aufbau eines neuen bremischen Bildungswesens eingebunden waren. Waren sie eher eine temporäre, pragmatische Einrichtung oder gingen von ihnen weitreichende Impulse aus? Waren sie, wie der Weser Kurier anlässlich ihres Endes

1 Friedrich Prüser, Das Bremer Gymnasium Illustre in seinen landschaftlichen und personellen Beziehungen, in: Brem. Jb. 54, 1957, S. 52–78, hier S. 58.

2 Zit. nach: Stef., Geistige Hilfe für Abiturienten. Bremen hilft künftigen Studenten, in: Weser-Kurier, 23. 4. 1947. Entnommen aus StAB 4,52–2 B., Berichte über die Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

3 Hamburg besaß seit 1919 eine eigene Universität. Rainer Nicolaysen, Wandlungsprozesse der Hamburger Universität im 20. Jahrhundert, in: 100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven, Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 19, 2011, S. 9–35, hier S. 18–22.



Abb. 1: Die Oberschule an der Hermann-Böse-Straße. Foto: StAB

1949 protokollierte, gar die »Geburtsstätte der Idee zu einer internationalen Universität«⁴?

Die Bremer Hochschulkurse wurden bisher in keiner geschichtswissenschaftlichen Arbeit eingehender untersucht.⁵ Im Staatsarchiv Bremen findet sich

4 Unbek., Tore der Hochschulkurse geschlossen. Geburtsstätte der Idee zur Internationalen Universität in Bremen, in: *Weser-Kurier*, 1949. Entnommen aus StAB 4,52–2 B., Berichte über die Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

5 Rolf Gramatzki schilderte die Kurse in kleinem Rahmen. Ders., Dietrich Konsor, Wolfgang Zastrow, Klaus Zörner, 80 Jahre Gymnasium an der Hermann-Böse-Straße zu Bremen. *Bildung und Politik im Spiegel einer Schulgeschichte*, Bremen 1986; Rolf Gramatzki (Hrsg.), *100 Jahre Hermann-Böse-Gymnasium. Eine Bremer Schule im Wandel der Zeiten*, Bremen 2005.

Birte Gräfung untersuchte die Entwicklung des Bildungswesens nach 1945 bis zur Gründung der Universität Bremen 1971. Sie gab an, den Bestand des Staatsarchives Bremen zu den Hochschulkursen genutzt zu haben, behandelt die Kurse jedoch nicht. Auch in ihrem Anmerkungsverzeichnis wird dieser Bestand nicht zum Beleg einer Aussage aufgeführt. Ders., *Bildungspolitik in Bremen von 1945 bis zur Gründung der Universität 1971*, Diss. Bremen, Bremen 2004, S. 16, 274.

jedoch ein Bestand zu den Kursen, der hier erstmals umfänglich ausgewertet wird.⁶

Friedrich Walburg, der Leiter der Kurse, nutzte die Akten dieses Bestandes zur Abfassung einer Abhandlung unter dem Titel »Einige Kapitel aus der bremischen Schulgeschichte nach 1945«, welche er in maschinenschriftlicher Ausfertigung 1953 an mehrere bremische Behörden versandte, jedoch nie publizierte.⁷ Walburg zeichnete in dieser Schrift ein durchweg positives Bild der Hochschulkurse und beschrieb chronologisch deren Ablauf.

2. Bildung in Bremen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Bei der Besetzung der Stadt durch britische Truppen am 27. April 1945 waren von den ehemals 150 Schulgebäuden der bremischen Stadtgemeinde 48 vollständig zerstört, 72 beschädigt und nur 30 unversehrt geblieben. Die 30 intakten Gebäude lagen hauptsächlich in den Rand- und Landgebieten Bremens. Von den 19 Gebäuden der höheren Schulen blieben nur zwei unbeschädigt. Die wenigen noch vorhandenen Gebäude wurden größtenteils für die öffentliche Verwaltung oder von der amerikanischen Militärregierung, die Bremen als Teil ihrer Besatzungszone von den Briten übernommen hatte, in Beschlag genommen.⁸ Dennoch wurden die höheren Schulen am ersten Dezember 1945 wieder eröffnet. Die Zahl der Schülerinnen und Schüler hatte sich stark erhöht, während die Anzahl der Lehrkräfte durch den Krieg und die Entnazifizierung vorübergehend stark vermindert worden war.⁹ Das Verhältnis von Lehrkräften zu Schulkindern betrug ca. 1 : 100.¹⁰ Es standen somit kaum nutzbare Gebäude oder qualifizierte Lehrkräfte für die Einrichtung der Hochschulkurse zur Verfügung.

6 Bestandssignatur: StAB 4,52. Zu beachten ist, dass sich die dort gesammelten Dokumente nach Ende der Kurse für sechs Jahre im Privatbesitz des Leiters, Friedrich Walburg, befanden. Dennoch besitzen gerade die mit einer Ausnahme vollständig überlieferten Protokolle des Kuratoriums großen Wert. StAB 4,111/1-279 Senator für das Bildungswesen, Allgemeine Registratur, Brief Friedrich Walburgs an Oberschulrat Alfred Buhl vom 15. 1. 1953.

7 StAB 4,52 Nr. 1 Einige Kapitel aus der bremischen Schulgeschichte nach 1945 – zusammengestellt von Friedrich Walburg – 2. Kapitel: Die Bremer Hochschulkurse Mai 1947–September 1949, S. 55. Die Schrift findet sich im StAB in mehreren Exemplaren.

8 Zahlen nach: Christian Paulmann (Hrsg.), Schule und Schulkinder in Bremen 1945 bis 1949. Der Weg aus dem Zusammenbruch zum Neuaufbau, Bremen 1949, S. 3.

9 Ebd., S. 5; Ursula Büttner, Angelika Voß-Louis (Hrsg.), Neuanfang auf Trümmern. Die Tagebücher des Bremer Bürgermeisters Theodor Spitta 1945–1947 (Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945. Bd. 13), München 1992, S. 145, Fußnote 95.

10 James F. Tent, Mission on the Rhine. Reeducation and Denazification in American-Occupied Germany, Chicago, London 1982, S. 201. Die von Tent angegebenen Zahlen beziehen sich auf den November 1945. Es ist jedoch auch an den höheren Schulen von ähnlichen Verhältnissen auszugehen.

Das Gebäude der Lettow-Vorbeck Schule, in welchem (nach der Umbenennung der Schule in Oberschule an der Hermann-Böse-Straße)¹¹ die Kurse schließlich stattfanden, wurde zunächst von der amerikanischen Militärregierung als Gefängnis genutzt. Unter anderem wurde der kurzzeitig eingesetzte Bürgermeister Erich Vagts hier inhaftiert.¹² Das Gebäude wurde dem Leiter der Schule, Friedrich Walburg, am ersten Oktober des Jahres 1946 wieder zur Verfügung gestellt. Als Folge der vorherigen Nutzung als Gefängnis waren alle Fester vergittert und noch vorhandenes Mobiliar, bis auf die Stühle des Direktorenzimmers und alte Bänke in der Aula, entfernt worden.¹³

Auch die wirtschaftlichen, sozialen und familiären Verhältnisse der Schülerinnen und Schüler in Bremen waren in der unmittelbaren Nachkriegszeit prekär. Ihre Lebensumstände waren durch die Zerstörung großer Teile der Stadt geprägt. Zur materiellen Not kamen Hunger und Kälte durch den Mangel an Heizmaterial. Unter diesen Umständen begannen die Planungen zu den Bremer Hochschulkursen im Februar 1947.¹⁴

An wen richteten sich diese neuen Kurse? Ab 1943 erhielten zum Kriegsdienst eingezogene Schüler von der siebten Klasse an einen »Vorsemestervermerk« in ihrem letzten Zeugnis. Ein reguläres Abitur konnten sie nicht mehr ablegen. Der Vermerk sollte sie zum Besuch von »Hochschulvorsemestern« berechtigen, in denen sie dann eine volle Hochschulreife erlangen könnten. Ursprünglich sollten diese Vorsemester zu Ostern 1945 stattfinden.¹⁵ Der Verlauf des Krieges machte diesen Plan unmöglich und so wurden die Kurse erst zwischen Dezember 1945 und Oktober 1946 durchgeführt. In Bremen wurden sie, wie auch später die Hochschulkurse, durch den Direktor der Oberschule an der Hermann-Böse-Straße, Walburg, organisiert.¹⁶ Über 500 der insgesamt ca. 600 nach Ende des Krieges zurückgekehrten Kriegsteilnehmer mit »Vorsemestervermerk« erwarben am Ende dieser Kurse die Hochschulreife.¹⁷ Die in der US-Besatzungszone Ende 1945 wieder eröffneten Hochschulen verfügten jedoch nicht über eine ausreichende Anzahl von Studienplätzen, um auch den aus dem Kriegsdienst Zurückkehrenden ein Studium zu ermöglichen. In der amerikanischen und britischen Besatzungszone wurden an vielen Universitäten explizit nur Studierende mit einem »vollgültigen Reifezeugnis« aufgenommen, während vorläufige Vermerke nicht akzeptiert wurden.¹⁸ Zusätzlich

11 In diesem Artikel wird jeweils der zur behandelten Zeit verwendete Name der Schule genutzt. Heute trägt sie den Namen Hermann-Böse-Gymnasium.

12 Büttner, Voß-Louis, Neuanfang auf Trümmern (wie Anm. 9), S. 309, Tagebucheintrag vom 7. 2. 1946. Zur Entlassung Vagts: Anna-Maria Pedron, Amerikaner vor Ort. Besatzer und Besetzte in der Enklave Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg (VStAB Bd. 70), Diss. Mannheim, Bremen 2010, S. 112–114.

13 Rolf Gramatzki u. a., 80 Jahre Gymnasium (wie Anm. 5), S. 71.

14 StAB 4,52 Nr. 1, 2. Kapitel: Hochschulkurse, S. 5.

15 Friedrich Walburg, Die Jahre von 1943 bis 1955, in: Oberschule an der Hermann-Böse-Straße (Hrsg.), 1905–1955 Fünfzig Jahre, Bremen 1955, S. 29–41, hier S. 30.

16 Ebd., S. 35.

17 Paulmann (Hrsg.), Schule und Schulkinder (wie Anm. 8), S. 7.

18 Wahlburg, Die Jahre von 1943 bis 1955 (wie Anm. 15), S. 35.

teilte die nordwestdeutsche Hochschulkonferenz dem Senator für Schule und Erziehung, Christian Paulmann, im Februar 1947 mit, dass die Universitäten die Abiturienten des Jahres 1947 aufgrund des Platzmangels ebenfalls noch nicht zum Studium zulassen würden.¹⁹

3. Aufbau und Organisation der Bremer Hochschulkurse

Es war diese Überlastung der Universitäten, die Friedrich Walburg bewog, der bremischen Schulverwaltung am 8. Februar 1947 eine Denkschrift einzureichen, mit der er die Einrichtung von Hochschulkursen anregen wollte.²⁰ Im Folgenden wird skizziert, welche Instanzen an dieser Planung beteiligt waren und inwiefern die persönlichen Beziehungen Walburgs deren Einrichtung beeinflussten.

3.1 Die amerikanische Militärregierung

Die Entwicklung des bremischen Bildungswesens in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist durch eine enge Zusammenarbeit zwischen der amerikanischen Bildungsverwaltung, der »Education Division«, und dem Senator für Schulen und Erziehung gekennzeichnet.²¹ So übermittelte Karl Kircher, Dezernent der Bildungsbehörde für höhere Schulen, die Idee Friedrich Walburgs zur Einrichtung der Bremer Hochschulkurse an die Militärregierung. Die Kurse sollten als eine Gliederung der Wittheit, der Dachorganisation der verschiedenen wissenschaftlichen Verbände der Hansestadt, eingerichtet werden.²² Das Einvernehmen der Stellen scheint schnell hergestellt worden zu sein. Die amerikanische Armeezeitung »Stars & Stripes« berichtete am 15. Mai 1947 über die Eröffnung der Hochschulkurse unter Aufsicht der Militärregierung.²³ Flotow betonte bereits zu diesem Zeitpunkt, dass es sich bei den Kursen um den ersten Schritt zu einer bremischen Universität handeln könnte.

Harold Crabill, der seit dem Frühjahr 1946 den Posten des »Education and Religious Affairs – branch chief« in Bremen bekleidete, war eine entscheidende Persönlichkeit im Wiederaufbau des Bildungswesens.²⁴ Er trat jedoch nicht im Zusammenhang mit den Hochschulkursen in Erscheinung. Es war Ernst Flotow, der Education Officer der Militärregierung, der in den Kursen

19 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Protokoll der 3. Beratung, 20. 2. 1947.

20 Walburg, Die Jahre von 1943 bis 1955 (wie Anm. 15), S. 37. Die Denkschrift ist überliefert in: StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Einrichtung von Jungstudentenkursen in Bremen. Walburg 8. 2. 1947.

21 Gräfin, Bildungspolitik in Bremen (wie Anm. 5), S. 36.

22 StAB 4,111/1 Nr. 68, Der Senator für Schulen und Erziehung an die Militär-Regierung z. Hd. von Dr. Flotow, 2. 4. 1947.

23 StAB 4,111/1 Nr. 68, Abschrift aus Stars & Stripes, Bremen 15. 5. 1947. Die Abschrift enthält keine vollständigen Angaben zu Titel oder Autor des Artikels.

24 Tent, Mission on the Rhine (wie Anm. 10), S. 203; Sabine Doff, Off to new shores? Re-Education und Englischunterricht in Bremen 1945–1951, in: Zeitschrift für Fremdsprachenforschung (ZFF) 22 Heft 2, 2011, S. 195–219, hier S. 201.

Vorlesungen in englischer Sprache zur Geschichte der USA hielt.²⁵ Eine Verbindung der Hochschulkurse zur amerikanischen Verwaltung bestand also auf personeller Ebene durchaus.

Inwiefern die Bremer Hochschulkurse, deren Organisationsform weder eine Schule noch eine wirkliche Hochschule darstellte, von den zu dieser Zeit in Bremen maßgeblichen schulpolitischen Vorgaben der amerikanischen Re-education-Politik beeinflusst wurden, ließ sich anhand der eingesehenen Dokumente nicht feststellen.²⁶ Aufbau und Konzeption der Kurse erfolgte jedoch hauptsächlich durch bremische Behörden und Personen.

Generell, so stellte James Tent fest, verliefen die amerikanischen Bemühungen zur Um- und Mitgestaltung eines neuen Bildungswesens in den Ländern einvernehmlicher, die eine eigene bildungsreformerische Tradition besaßen.²⁷ Dieser wichtige Faktor war in Bremen erfüllt.

3.2 Christian Paulmanns Rolle als Senator für Schulen und Erziehung

Der ehemalige Versuchsschullehrer und Bürgerschaftsabgeordnete Christian Paulmann, der durch die Nationalsozialisten im März 1933 entlassen worden war, wurde durch die amerikanische Militärregierung am 6. Juni 1945 als neuer Senator für Schulen und Erziehung eingesetzt.²⁸ Paulmann, seit 1922 Mitglied der SPD, vertrat auch nach Ende des Krieges wieder die bremische Sozialdemokratie.²⁹ Er engagierte sich erneut stark für eine Schulreform, die auf den während der 1920er Jahre entwickelten Konzepten aufbauen sollte.³⁰ Als Ziel für diese neue Schule nannte Paulmann, die Jugend zum Aufbau eines demokratischen Deutschlands zu befähigen. Hierzu sollten die Schulkinder zu selbständigem Denken und Handeln erzogen werden.³¹ Auch der mit der Erstellung einer neuen Verfassung für Bremen betraute Justizsenator Theodor Spitta war Fürsprecher einer bremischen Schulreform.³² Diese enge Anknüpfung an frühere Reformkonzepte führte unter anderem dazu, dass Bremen das

25 StAB 4,52 Nr. 8 Erweiterte Dozentenkartei 1947–1949.

26 Die Grundsätze der Re-education-Politik in Bremen basierten zu dieser Zeit auf den Empfehlungen des Zook-Reports: Heinrich Schulte am Hülse, Die verbindliche sechsjährige Grundschule in Bremen als Politikum (1949–1957), Diss. Bremen, München 1981, S. 85, 96.

27 Tent, Mission on the Rhine (wie Anm. 10), S. 166.

28 Sylvelin Wissmann, Es war eben unsere Schulzeit. Das Bremer Volksschulwesen unter dem Nationalsozialismus (VStAB Bd. 58), Bremen 1993, S. 38.

29 Pedron, Amerikaner vor Ort (wie Anm. 12), S. 118.

30 Zu den Schulreformkonzepten der 1920er Jahre: Dirk Hagener, Radikale Schulreform zwischen Programmatik und Realität. Die schulpolitischen Kämpfe in Bremen vor dem Ersten Weltkrieg und in der Entstehungsphase der Weimarer Republik (VStAB Bd. 39), Bremen 1973, S. 235.

31 Christian Paulmann, Die Schulreform. Vorschläge der bremischen Schulverwaltung, Bremen 1948, S. 4–5; ders., Die Sozialdemokratie in Bremen 1864–1964, Bremen 1964, S. 160.

32 So veröffentlichte er im Januar 1949 einen ausführlichen Artikel: Theodor Spitta, Die bremische Schulreform, in: Der Kreis 4, April 1949, S. 4–32.

einziges Land der amerikanischen Besatzungszone war, in dem die Neugestaltung der Schule den Vorstellungen der amerikanischen Bildungsexperten entgegen kam.³³ Insbesondere kritisierte Christian Paulmann, dass die bisherige Schule ein »Abbild der klassenmäßig gegliederten Gesellschaft«³⁴ gewesen sei. Der soziale Gegensatz zwischen Volksschule und höherer Schule sei nur durch eine Reform des gesamten Schulwesens zu überwinden, welche zum Aufbau einer Einheitsschule führen solle. Diesen Gleichstellungsgedanken betonte auch Friedrich Walburg bei der Einrichtung der Hochschulkurse: Da »besonders die Begabten der unbemittelten Kreise, [...] eine längere Wartezeit [auf das Studium, J. S.] wirtschaftlich nicht durchhalten können«, sei es »schon aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit notwendig«³⁵ diese zu fördern.

Während im Zuge der Neugestaltung der Bremer Verfassung die Frage nach der Neuordnung der Schulen große Debatten und Konflikte mit sich brachte,³⁶ erscheint die Einrichtung der Bremer Hochschulkurse in allen Instanzen einvernehmlich und ohne merkliche Kritik erfolgt zu sein. Paulmann arbeitete mit den involvierten bremischen Stellen gemeinsam auf die Einrichtung der Hochschulkurse hin.³⁷

Obwohl die Hochschulkurse rechtlich keine staatliche Körperschaft darstellten, sondern eine »freie Vereinigung Bremer Wissenschaftler«³⁸ die Weiterbildung gegen Honorar anbot, übernahm Schulsenator Paulmann die Schirmherrschaft. Die erste große Sitzung der Vertreter aller für die Hochschulkurse geplanter Fakultäten fand so auch am 20. Februar 1947 im Gästehaus des Bremer Senats statt. Dort wurden sechs Fachgruppen gebildet und die Hochschulkurse in eine theologische, eine rechts- und wirtschaftswissenschaftliche, eine medizinische, eine kulturwissenschaftliche, eine naturwissenschaftliche und eine technische Fachgruppe aufgeteilt. Die Anlehnung an die Organisationsstrukturen regulärer Universitäten ist hier offensichtlich. Auch in den Lehrinhalten sollte sich diese Adaption fortsetzen. Jeder Studierende konnte eigenständig »nach Begabungsrichtung und Neigung«³⁹ Kurse auswählen.

33 Beate Rosenzweig, *Erziehung zur Demokratie? Amerikanische Besatzungs- und Schulreformpolitik in Deutschland und Japan*, Diss. Freiburg, Stuttgart 1998, S. 179–180; Karl-Ernst Bungenstab, *Umerziehung zur Demokratie? Re-education-Politik im Bildungswesen der US-Zone 1945–1949*, Diss. Berlin, Düsseldorf 1970, S. 94.

34 Paulmann, *Die Schulreform* (wie Anm. 31), S. 7.

35 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Einrichtung von Jungstudentenkursen in Bremen. Walburg 8. 2. 1947.

36 Büttner, Voß-Louis (Hrsg.), *Neuanfang auf Trümmern* (wie Anm. 9), S. 441, Tagebucheintrag vom 30. 1. 1947.

37 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Protokoll der 2. Beratung, 14. 2. 1947; StAB 4,111/1 Nr. 68, Auszug aus der Niederschrift über die Senats-Sitzung vom 8. April 1947.

38 StAB 4,52 Nr. 1 Einige Kapitel aus der bremischen Schulgeschichte nach 1945 – 2. Kapitel: Die Bremer Hochschulkurse Mai 1947 – September 1949, S. 12.

39 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Einrichtung von Jungstudentenkursen in Bremen. 1. Beratung am 6. Februar 1947, 15.17 Uhr in der Schulbehörde am Osterdeich 27.

Die Leiter der Fachgruppen bildeten gemeinsam mit den übrigen Beteiligten ein Kuratorium, welches im Folgenden untersucht wird.⁴⁰

3.3 Das Kuratorium und die Lehrenden der Bremer Hochschulkurse

Dem Kuratorium kam die Aufgabe zu, die Durchführung der Kurse zu überwachen, die Prüfungsordnung auszuarbeiten und die Verbindung mit den regulären Hochschulen in der Nähe von Bremen aufzunehmen.⁴¹ Mitglieder waren neben den Fachgruppenleitern, Walburg, Paulmann sowie die ihm unterstellten Mitarbeiter Karl Kircher und Johanna Lürssen, der Dozent Erwin Lebek und zusätzlich je ein Vertreter des Arbeitsamtes und der bremischen Staatsanwaltschaft.⁴²

Die Hochschulkurse brachten Menschen unterschiedlicher Positionen und Hintergründe in der gemeinsamen Arbeit zusammen. So hatte Walburg zu Beginn der 1920er Jahre gemeinsam mit einem Arbeitskreis von Lehrerinnen und Lehrern aus Bremen eine Schulbuchreihe unter dem Titel »Geschichtsunterricht im neuen Geiste« erarbeitet. Walburgs schulpolitisches Engagement in der Weimarer Republik war »reformorientiert, republikanisch und pazifistisch geprägt«⁴³. Vor allem auf dem Gebiet der Ur- und Frühgeschichte näherte er sich jedoch den Positionen der Nationalsozialisten an und wurde, nach Lockerung der Aufnahmesperre, am 1. Mai 1937 Mitglied der NSDAP. Seinen neuen Geschichtsunterricht koppelte Walburg an völkische Vorstellungen. In den Konferenzprotokollen seiner früheren Schule ist seine Forderung deutlich vermerkt: »In dem deutschen Menschen fließt noch der Blutstrom der Vorfahren als dunkle Ahnung. Ihn zum Leben zu wecken, in der Ehrfurcht vor den Taten unserer Väter ist das Ziel der Erziehung durch die Geschichte.«⁴⁴

Walburgs Entnazifizierung endete mit der Einstufung als Mitläufer.⁴⁵ Doch auch eine Entlassung hätte für Walburg keinen Ausschluss aus den Kreisen der bremischen Lehrerschaft bedeuten müssen. Der im September 1946 neu gegründete Lehrerverein richtete einen »Hilfsausschuss« und »Hilfsfonds« für die aufgrund der Entnazifizierung entlassenen Lehrkräfte ein.⁴⁶ Es zeigt sich somit klar, dass die persönlichen Netzwerke der Lehrkräfte sich entscheidend

40 Walburg, Die Jahre von 1943 bis 1955 (wie Anm. 15), S. 37.

41 Ebd.

42 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

43 Matthias Loeber, Jannik Sachweh, Zwischen Schule, Archäologie und Politik. Der »Geschichtsunterricht im neuen Geiste« des bremischen Pädagogen Friedrich Walburg von 1923 bis 1967, Bachelorarbeit Bremen, Bremen 2013, S. 17.

44 Es handelte sich um die Realschule im Westen in Bremen: StAB 4,39/13 Nr. 30 Realschule und Oberschule in der Westlichen Vorstadt, Konferenzprotokolle, Feierstunde im N. S. L. B. veranstaltet von der Oberrealschule zu Bremen (Abt. i. d. westl. Vorstadt).

45 StAB, 4,66-I Nr. 11828.

46 Hinrich Wulff nannte das »ein schönes Zeichen kollegialer Solidarität«, in: ders., Im Jahrfünft der Zeitschwelle 1945–1950. Sachliches und Persönliches aus schweren Jahren bremischer Schulgeschichte, Bremen 1964, S. 52.

auf ihr berufliches Fortkommen auswirkten. Auch in Bremen zeigten »die Deutschen selbst wenig Bereitschaft zu einer umfassenden politischen Säuberung.«⁴⁷

Friedrich Walburg wurde am 20. Februar 1947 durch das Kuratorium der Hochschulkurse zum geschäftsführenden Leiter ernannt. Das Hochschulsekretariat wurde in der von Walburg geleiteten Oberschule an der Hermann-Böse-Straße eingerichtet. Er übte für die Dauer der Hochschulkurse sowohl die Leitung der Kurse als auch die Leitung der Schule inklusive der mit beiden Stellen verbundenen Unterrichtsaufgaben parallel aus.⁴⁸ Im Rahmen der Kurse war er Dozent für Geschichte und alleiniger Repräsentant der Vorgeschichte.⁴⁹

Johanna Lürssen war von 1926 bis 1932 Direktorin der Deutschen Oberschule an der Karlstraße. Theodor Spitta, der damalige Schulsenator, ernannte sie zur Schulrätin.⁵⁰ Sie war die erste Frau, die in Bremen diese Stellung erreichte.⁵¹ Nach nur einem Jahr wurde sie jedoch im Februar 1934 nach § 5 des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« auf die Position einer Studienrätin zurückgestuft und Leiterin der Oberschule für Mädchen an der Kleinen Helle.⁵² Lürssen war die einzige Frau, die einen Sitz im Kuratorium der Bremer Hochschulkurse innehatte.⁵³

Karl Kircher hatte ein deutlich konservatives Profil. Er wurde, wie Walburg, am 1. Mai 1937 Mitglied der NSDAP. Er engagierte sich jedoch bereits seit 1930 in der »Nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung« nachdem er 1928 aus der DVP ausgetreten war. Seit 1934 war er Mitglied im »Nationalsozialistischen Lehrerbund« (NSLB).⁵⁴ 1934 wurde er, nach persönlicher Empfehlung des NS-Bildungssenators, Richard von Hoff, zum Schulleiter der Lettow-Vorbeck Schule ernannt.⁵⁵ Diese Stelle gab er zehn Jahre später, im August

47 Clemens Vollnhals, Einleitung, in: Clemens Vollnhals (Hrsg.), Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitierung in den vier Besatzungszonen 1945–1949, 1991, S. 7–64, hier S. 15.

48 Walburg, Die Jahre von 1943 bis 1955 (wie Anm. 15), S. 37.

49 StAB 4,52 Nr. 7 Dozenten-Liste 1947–1948; StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Dozentenliste für Jungstudentenkurse.

50 StAB 4,111 Pers. Nr. 3519 Personalakte von Lürssen, Berta Johanna Dr. phil., Personalbogen. Der Senat beschloss die Ernennung Lürssens zur Schulrätin in den Sitzungen am 13. und 20. 12. 1932. Ebd., Blatt 58.

51 M. Plate, Oberschulrat Dr. Johanna Lürßen, in, Bremer Nachrichten Nr. 76, 31. 3. 1950, S. 3. Entnommen aus StAB 9, S. 3 Lürssen, Johanna, Dr. Oberschulrätin.

52 StAB 4,111 Pers. Nr. 3519 Personalakte betr. Lürssen, Berta Johanna Dr. phil., Blatt 68, 88. Der Vorgang nach § 5 des Gesetzes lässt keine Rückschlüsse auf den Grund für ihre Herabstufung zu. Die Vermutung, dass sie für die Nationalsozialisten als »weiblicher Schulrat« nicht tragbar war, liegt nahe.

53 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

54 StAB 4,66 -I. Nr. 5478 Kircher, Karl 21. 1. 1883, Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. 3. 1946, Einlieferungstag 24. 6. 1947. Zum Austritt aus der Deutschen Volkspartei: StAB 4,111 Pers. Nr. 2811 Kircher, Dr. Karl, Blatt 41.

55 Zur Empfehlung: StAB 4,111 Pers. Nr. 2811 Kircher, Dr. Karl, Blatt 43. Zu von Hoff: Matthias Loeber, Völkische Bewegung zwischen Weser und Ems. Richard

1944, an Friedrich Walburg ab und war fortan als Oberschulrat für höhere Schulen in der Landesschulbehörde Bremens tätig.⁵⁶ Im November 1947 als »Mitläufer« eingestuft, konnte Kircher, wie es zu dieser Zeit mittlerweile bei vielen Beamten die Regel war, weiterhin in der Bremer Bildungsbehörde als Dezernent für höhere Schulen arbeiten.⁵⁷ Kircher strebte noch 1955 eine positive Identifikation mit dem ehemaligen Namensgeber der Schule, Paul von Lettow-Vorbeck, und der deutschen Kolonialgeschichte an.⁵⁸

Kircher fungierte oftmals als eine Art Mittelsmann zwischen den Vorschlägen Friedrich Walburgs für die Bremer Hochschulkurse und dem verantwortlichen Senator Christian Paulmann.⁵⁹

Aufgrund der großen Anzahl von Lehrbeauftragten (zwischen 46 und 66) kann ihre Diversität im Rahmen

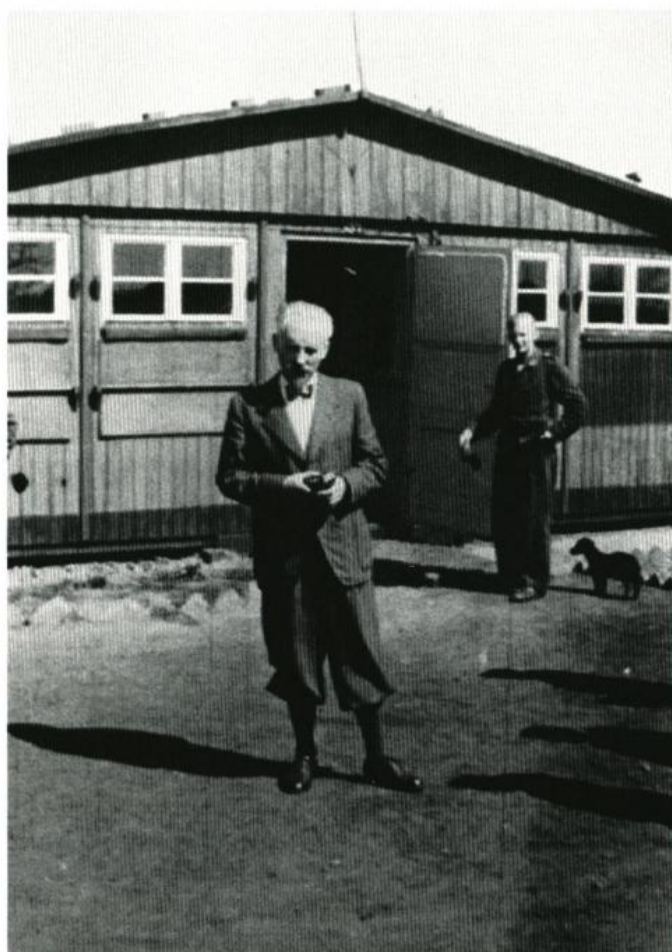


Abb. 2: Friedrich Walburg in einer Flak-Stellung in Bremen-Huchting 1944. Foto: Schulmuseum Bremen

von Hoff und die Nordische Gesellschaft in Bremen und Nordwestdeutschland (Zivilisationen & Geschichte Bd. 43), Frankfurt am Main u. a. 2016.

56 Karl Kircher, Die Jahre von 1933 bis 1945, S. 25; Unbek., Dr. Kircher 70 Jahre, in: Bremer Nachrichten Nr. 16, 21. 1. 1953. Entnommen aus: StAB 4,111 Pers. Nr. 2811 Kircher, Dr. Karl. Der Artikel lobt Kircher für eine »Sauberkeit der Gesinnung«, scheint aber in der Amtsbezeichnung korrekt zu sein.

57 StAB 4,66-I. Nr. 5478 Kircher, Karl 21. 1. 1883, Sühnebescheid 26. 11. 1947. Laut Friedrich Walburg war Kircher nur Dezernent für die höheren Jungenschulen: StAB 4,52 Nr. 1, 2. Kapitel: Hochschulkurse, S. 5. Nach Hinrich Wulff war Kircher für alle höheren Schulen zuständig: Hinrich Wulff, Schule und Lehrer in Bremen 1945–1965, Geschichte des Vereins Bremer Lehrer und Lehrerinnen in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Bremen 1966, S. 13. Zur Entnazifizierung der Beamten und Lehrer: Hans Hesse, Konstruktionen der Unschuld. Die Entnazifizierung am Beispiel von Bremen und Bremerhaven 1945–1953 (VStAB Bd. 67), Bremen 2005, S. 57, 465–470.

58 Karl Kircher, Die Jahre von 1933 bis 1945 (wie Anm. 56), S. 16.

59 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Protokoll der 3. Beratung, 20. 2. 1947.

dieses Artikels nur anhand einer Auswahl von drei Personen aufgezeigt werden.⁶⁰ Es wurden Personen gewählt, die in Bremen eine gewisse Prominenz besaßen.

Hermann Kamper, Mitglied der Fachgruppe Kulturwissenschaften,⁶¹ stammte aus dem engeren Bekanntenkreis Friedrich Walburgs. So arbeiteten beide seit den späten 1920er Jahren an der Realschule im Westen in Bremen, und auch in der Oberschule an der Hermann-Böse-Straße waren sie gemeinsam tätig.⁶² Hermann Kamper verfasste den Band »Armin. Der Befreier Germaniens«⁶³ in Walburgs Schulbuch-Reihe. Sein Werk ersetzte eine frühere Veröffentlichung der Reihe und entsprach der ideologisch aufgeladenen Vorstellung einer Überlegenheit der »Germanen«. Der Band Kampers wurde 1949 erneut aufgelegt.⁶⁴ 1954, fünf Jahre nach Ende der Hochschulkurse vertraten beide gemeinsam das Land Bremen im »Verband der Geschichtslehrer Deutschlands«.⁶⁵

Erwin Lebek stammte ursprünglich aus Schlesien und war seit 1928 Studienrat in Breslau.⁶⁶ Mitglied der NSDAP war Lebek nicht, aber bis zu seiner Entlassung 1937 Mitglied der NS-Volkswohlfahrt und des NSLB.⁶⁷ Am 14. Juni 1937 wurde er aus dem Schuldienst entlassen, da er seit 1920 mit der Tochter eines jüdischen Arztes verheiratet war.⁶⁸ Ihr Sohn Klaus wurde am 10. März 1943 nach Auschwitz deportiert. Dort kam er nur wenig später am 8. Juli 1943 ums Leben.⁶⁹

Im Mai 1944 wurde Lebek als Zwangsarbeiter in die »Organisation Todt« eingezogen. Am 11. April 1945, kurz vor der Einnahme der Stadt, wurde er schließlich in Bremen entlassen.⁷⁰ Im November 1950 urteilte das Landesamt für Wiedergutmachung in Bremen, dass Lebek »als rassistisch und politisch Verfolgter«⁷¹ anzusehen war.

60 Zur Anzahl der Lehrenden: StAB 4,52 Nr. 2 Berichte über die Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

61 StAB 4,52 Nr. 8 Erweiterte Dozentenkartei 1947–1949.

62 StAB 4,39/13 Nr. 80 Realschule und Oberschule in der Westlichen Vorstadt, Hermann Maas, Chronologische Geschichte der Schule seit ihrer Gründung 1914 bis 1937, S. 39; StAB 4,39/2 Nr. 14 Mitteilungsbuch Ostern 1952–1965 des Gymnasiums an der Hermann-Böse-Straße, S. 144.

63 Hermann Kamper, Geschichte in Erzählungen. Bremer Arbeitshefte, herausgegeben von F. Walburg. Heft 6. Armin. Der Befreier Germaniens, Weinheim / Bergstraße o. J.

64 Loeber, Sachweh, Der »Geschichtsunterricht im neuen Geiste« (wie Anm. 43), S. 40–41, 47.

65 Ebd., Anhang Blatt 57.

66 StAB 4,111 Pers. Nr. 3314 Personalakte Lebek, Dr. Erwin, Blatt 2–3.

67 Ebd.

68 StAB 4,54 - E Nr. 773 Dr. Lebek, Erwin, Blatt 1, S. 4.

69 Ebd.

70 Ebd., Blatt 1, S. 1.

71 StAB 4,54 - E Nr. 773 Dr. Lebek, Erwin, Blatt 21. Der Schlussbericht Betr. Dr. Lebek, Erwin, 24. 11. 1950.

Lebek verließ Bremen nach seiner Entlassung nicht mehr. Im Oktober 1945 wurde Erwin Lebek als einer der wenigen Flüchtlinge in Bremen zum Studienrat berufen.⁷² Lebek scheint sehr schnell in die Organisationsstrukturen der bremischen Lehrerschaft eingebunden worden zu sein. Seit Ostern 1946 leitete er das wieder eröffnete Studienseminar für angehende Studienräte.⁷³ Er war ständiges Mitglied des Kuratoriums der Bremer Hochschulkurse und somit an der Steuerung und Planung der Kurse aktiv beteiligt.⁷⁴ Erwin Lebek war der Fachgruppe der Kulturwissenschaften zugeordnet und bot die Vorlesung »Einführung in philosophisches Denken«⁷⁵ an. Nach dem Ende der Hochschulkurse übernahm er im April 1950 die Leitung des Alten Gymnasiums in Bremen.⁷⁶

Heinrich Schulte, der Direktor der Städtischen Nervenlinik Bremens (heute Klinikum Bremen Ost), kam erst kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges als Sanitätsoffizier nach Bremen.⁷⁷ Er hatte sich an der Universität Berlin am 13. Juli 1934 habilitiert⁷⁸ und war in der psychiatrischen und neurologischen Klinik der Berliner Charité tätig. Seit 1936 leitete er die Nervenlinik Waldhaus in Berlin-Nikolassee. Da er als Leiter dieser Klinik »vielen Ärzten, die aus rassistischen Gründen von anderen Kliniken abgelehnt wurden, Gelegenheit zu Arbeit und Weiterbildung gegeben«⁷⁹ habe, erhielt Schulte 1981 das Große Bundesverdienstkreuz. Außerdem, so berichteten die Bremer Nachrichten, sei es ihm gelungen, durch zurückhaltende Diagnosen viele Patienten vor dem Tod zu bewahren, da er so das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« umging.⁸⁰ Seine Tätigkeit als Richter am Berliner Erbgesundheitsgericht, verschwieg die Zeitung. Dieser Darstellung widerspricht ebenfalls, dass er auch nach Kriegsende die Sterilisierung von als »schwachsinnig« diagnostizierten Personen befürwortete.⁸¹ Schulte war nach eigenen Angaben kein Mitglied einer nationalsozialistischen Organisation. Dennoch wurde er im November 1939 zum außerplanmäßigen Professor an

72 StAB 4,111 Pers. Nr. 3314 Personalakte Lebek, Dr. Erwin, Blatt 15, 19. Bis 1949 wurden nur 36 Flüchtlinge als Lehrer eingestellt: Paulmann, Schule und Schulkinder (wie Anm. 8), S. 6.

73 Doff, Off to new shores? (wie Anm. 24), S. 205; Wulff, Schule und Lehrer (wie Anm. 57), S. 54.

74 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

75 StAB 4,52 Nr. 8 Erweiterte Dozentenkartei 1947–1949.

76 StAB 4,111 Pers. Nr. 3314 Personalakte Lebek, Dr. Erwin, Blatt 52.

77 StAB 4,10 - Akz. 1 Nr. 445 Personalakte Prof. Dr. Schulte, Heinrich.

78 Datum nach: StAB 4,10 - Akz. 1 Nr. 445 Personalakte Prof. Dr. Schulte, Heinrich, Blatt 45.

79 Unbek., Prof. Dr. Schulte geehrt. Großes Bundesverdienstkreuz für Mut und Menschlichkeit in NS-Zeit, in: Bremer Nachrichten, 1. 10. 1981. Entnommen aus StAB 9,S 3 Schulte, Heinrich Professor Dr. med. Leiter der Städtischen Nervenlinik, Bremen.

80 Ebd.

81 Das Gesetz war in Bremen nach Kriegsende nicht außer Kraft gesetzt worden: Gerda Engelbracht, Von der Nervenlinik zum Zentralkrankenhaus Bremen-Ost, Bremen 2004, S. 48–49.

der Medizinischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin berufen.⁸²

Nachdem er 1945 in Bremen die Leitung der Städtischen Nervenklinik übernommen hatte, baute er sie zu einer größeren psychiatrischen Einrichtung mit unterschiedlichen Abteilungen aus.⁸³ Schulte war Mitglied der Fachgruppe der Kulturwissenschaften der Bremer Hochschulkurse.⁸⁴

Es zeigt sich somit, dass das Personal der Bremer Hochschulkurse eine durchaus heterogene Gruppe darstellte. Die hier Ausgewählten zeigten stark divergierende persönliche Werdegänge und gesellschaftliche Beziehungen. Insbesondere ist festzuhalten, dass persönliche Bekannte Friedrich Walburgs, wie Hermann Kamper, Lehraufträge erhielten, jedoch ebenso Personen, die erst kurz zuvor nach Bremen kamen, wie Lebek und Schulte, eine Anstellung bei den Bremer Hochschulkursen fanden. Auch hinsichtlich ihrer persönlichen Lebensumstände und Erfahrungen während der Zeit des Nationalsozialismus zeigten sich zwischen den Lehrenden starke Unterschiede. Neben Personen mit direkten Verfolgungserfahrungen (Lebek) arbeiteten solche, die sich der NS-Ideologie andienten (Kamper) und sogar Personen, die Zwangssterilisierungen aufgrund des rassenhygienisch begründeten »Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« mitverantworteten (Schulte).

Dass diese Personen in der Arbeit an den Hochschulkursen zusammenfanden, mag einem finanziellen Pragmatismus geschuldet gewesen sein, es kann aber auch vermutet werden, dass sich einige der Beteiligten Hoffnungen auf eine Steigerung ihres Ansehens machten und auf eine Mitarbeit in der zukünftigen Universität hinarbeiteten.

4. Ablauf der Bremer Hochschulkurse

An dieser Stelle wird der Ablauf der Kurse zwischen 1947 und 1949 in den Fokus der Betrachtung gerückt. Im Zuge dessen soll ebenfalls versucht werden, ein schlaglichtartiges Bild der Studierenden zu zeichnen. Die Reaktion der Universitäten auf die Bremer Hochschulkurse wird in einem Unterkapitel untersucht um festzustellen, inwiefern sich die in den Kursen erbrachten Leistungen auf eine Bewerbung an den Universitäten auswirkten.

4.1 Beginn der Hochschulkurse

Die Einladung zu den Bremer Hochschulkursen erfolgte Anfang April 1947 über die Presse.⁸⁵ Nur kurze Zeit später, am 16. April 1947, versammelten sich

82 Ebd., S. 56. In seiner Personalakte gab Schulte keine Details zu seiner Professur an. Nur das Datum wird hier genannt. StAB 4,10 - Akz. 1 Nr. 445 Personalakte Prof. Dr. Schulte, Heinrich, Blatt 46.

83 Unbek., Professor Schulte 85jährig gestorben, in: Weser-Kurier Nr. 237, 12. 10. 1983. Entnommen aus StAB 9,S 3 Schulte, Heinrich Professor Dr. med. Leiter der Städtischen Nervenklinik, Bremen.

84 StAB 4,52 Nr. 8 erweiterte Dozentenkartei 1947–1949.

85 Walburg, Die Jahre von 1943 bis 1955 (wie Anm. 15), S. 38; Stef., Geistige Hilfe für Abiturienten (wie Anm. 2).

die an den Kursen interessierten Abiturientinnen und Abiturienten in der Aula der Oberschule an der Hermann-Böse-Straße, um Näheres in einer Informationsveranstaltung zu erfahren. Innerhalb der nächsten Wochen bekundeten über 400 Personen ihr Interesse. Zur offiziellen Einschreibung zum Semesterbeginn am 5. Mai 1947 erschienen jedoch lediglich 300 von ihnen. Es war möglich, sich als Voll- oder als Gasthörer einzuschreiben.⁸⁶ Die Dauer des Besuches der Bremer Hochschulkurse war im Regelfall auf zwei Semester begrenzt.⁸⁷ Zusätzlich war die Teilnahme an den Kursen kostenpflichtig. Das Studiengeld betrug zu Beginn fünf RM je Wochenstunde sowie einmalig 20 RM Verwaltungsgebühr für ein Semester. Nach der Währungsreform wurden diese Beträge auf vier DM pro Wochenstunde und 20 DM Verwaltungsgebühr festgelegt.⁸⁸ »Bedürftigen, würdigen und begabten Studierenden« konnte diese Zahlung auf Antrag »ganz oder zum Teil erlassen werden.«⁸⁹ Über die Zulassung der Studierenden entschied das Kuratorium. Eine Studienberatung erfolgte erst, nachdem sich die Studierenden bereits für das kommende Semester eingeschrieben hatten. Die Oberschule an der Hermann-Böse-Straße stellte den Hochschulkursen die Vorlesungsräume einschließlich der Aula, die Fachräume sowie die naturwissenschaftliche Sammlung zur Verfügung. Fast ein Drittel der Lehrkräfte der Schule war ebenfalls als Lehrende der Hochschulkurse beschäftigt.⁹⁰ Diese hohe Anzahl von Schullehrkräften, die nun als Dozierende arbeiteten, zeigt, dass die Hochschulkurse auch als eine Fortsetzung der Schule gesehen werden müssen. Das ursprüngliche Ziel, die Kurse »nicht als Fortführung der höheren Schule«⁹¹, sondern in Anlehnung an eine Universität einzurichten, wurde nicht erreicht.

Friedrich Walburg verknüpfte die Hochschulkurse in der von ihm anlässlich der Abschlussfeier des ersten Semesters gehaltenen Rede mit der ideologisch aufgeladenen Vorstellung von »altem Bremer Blut«, aus dem »Männer der Wissenschaft und der Künste«⁹² emporgestiegen seien. Laut Walburg würde erst die Besinnung auf eine »niedersächsisch-bremische Art [...] der Arbeit in den Bremer Hochschulkursen ihren letzten und tiefsten Sinn«⁹³ verleihen. Es zeigt sich an dieser Stelle, dass Walburg auch in den Hochschulkursen nicht merklich von der durch ihn vor 1945 vertretenen Verknüpfung von Wissenschaft und völkischen Vorstellungen abrückte.

86 Ebd.

87 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 11. Sitzung des Kuratoriums 19. 4. 1948, Niederschrift vom 20. 4. 1948.

88 Zu den anfänglichen Gebühren in RM: StAB 4,52 Nr. 5 Studienordnung und Vordrucke 1947–1949, Studienordnung der Bremer Hochschulkurse; Zu den späteren Beträgen in DM: StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 16. Sitzung des Kuratoriums, 18. 2. 1949, Niederschrift: 19. 2. 1949.

89 StAB 4,52 Nr. 5 Studienordnung und Vordrucke 1947–1949, Studienordnung der Bremer Hochschulkurse.

90 Walburg, Die Jahre von 1943 bis 1955 (wie Anm. 15), S. 38.

91 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Einrichtung von Jungstudentenkursen in Bremen. Walburg 8. 2. 1947.

92 StAB 4,52 Nr. 1, 2. Kapitel: Hochschulkurse, S. 28.

93 Ebd.

4.2 Die Studierenden

Die Studierenden der Hochschulkurse wählten mit dem Studentenausschuss eine eigene studentische Vertretung, deren Aufgabe vor allem in der Kommunikation von Anliegen an Walburg lag.⁹⁴ Durch diese Vertretung wurde auch eine der Forderungen des Military Government for Germany zur Neugestaltung der deutschen Universitäten erfüllt.⁹⁵ Dieser Studentenausschuss setzte sich vor allem für die Abschaffung des 20-stündigen Arbeitseinsatzes ein, den die Studierenden jede Woche leisten mussten.⁹⁶ Des Weiteren forderte er eine Erweiterung der Vorlesungen durch eine Ausdehnung auf den Vormittag. Auch verlangte er die Anerkennung der Bremer Hochschulkurse durch die Universitäten und eine Berücksichtigung der Kurse bei der Schulspeisung. Mit seinen Forderungen wandte sich der Studentenausschuss direkt an das Kuratorium, aber auch an externe Stellen wie das Arbeitsamt.⁹⁷ Der Arbeitseinsatz der Studierenden entfiel nach Verhandlungen zwischen Senator Paulmann und dem Amt ab Januar 1948.⁹⁸ Im April des Jahres geriet der Studentenausschuss in Konflikt mit Friedrich Walburg. Die Studierenden hätten in auswärtigen Zeitungen einen Artikel über eine in Bremen geplante Universitätsgründung veröffentlicht. Walburg empfand das als Anmaßung von nicht zustehenden Rechten und löste den Ausschuss daher kurzerhand auf. Eine Neuwahl der studentischen Vertretung wurde jedoch ermöglicht.⁹⁹

Die regelmäßige Teilnahme an den Vorlesungen und Übungen der Hochschulkurse war für die Studierenden verbindlich. Sie war Voraussetzung für die Befreiung von der allgemeinen Pflicht zu Aufräumarbeiten. Neben den Vorlesungen waren die Studierenden verpflichtet, jede Woche mindestens 20 Stunden in einer Institution aus der von ihnen gewählten Fachrichtung zu arbeiten.¹⁰⁰ Durch diese Praxiserfahrung sollten die Studierenden ihre Fähigkeiten und Vorlieben kennenlernen.¹⁰¹

94 Ebd., S. 24.

95 James F. Tent, Der amerikanische Einfluß auf das deutsche Bildungswesen, in: Detlef Junker (Hrsg.), Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945–1990 Bd. 1, Stuttgart, München 2001², S. 601–611, hier S. 604.

96 StAB 4,52 Nr. 9 Dozenten und Angestellte der Bremer Hochschulkurse 3., Dozentenbesprechungen 1947–1949, Protokoll der Dozenten Besprechung vom 4. 9. 1947, 19 Uhr; StAB 4,111/1 Nr. 68, Schreiben des Studenten-Ausschusses der Bremer Hochschulkurse an den Präsidenten des Landesarbeitsamtes Bremen Haider, 14. 7. 1947.

97 StAB 4,52 Nr. 31 Studierende der Bremer Hochschulkurse 4., Arbeitseinsatz der Studierenden der Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

98 StAB 4,52 Nr. 1, 2. Kapitel: Hochschulkurse, S. 34.

99 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 11. Sitzung des Kuratoriums 19. 4. 1948, Niederschrift vom 20. 4. 1948.

100 StAB 4,52 Nr. 5 Studienordnung und Vordrucke 1947–1949, Studienordnung der Bremer Hochschulkurse; StAB 4,52 Nr. 2 Berichte über die Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

101 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Einrichtung von Jungstudentenkursen in Bremen. Walburg 8. 2. 1947.

Detaillierte statistische Angaben zu den Studierenden der Bremer Hochschulkurse ließen sich nur zum Sommersemester 1947 und 1948 auffinden.¹⁰² Im ersten Semester waren danach 25 % der Studierenden Frauen. Im darauffolgenden Jahr war ein Drittel der eingeschriebenen Personen weiblich.¹⁰³ Im Sommersemester 1947 waren nur 24 der insgesamt 413 Studierenden als Flüchtlinge nach Bremen gekommen.¹⁰⁴

4.3 Reaktion der Universitäten

Bei Einrichtung der Bremer Hochschulkurse war deren Anerkennung durch die Universitäten noch keineswegs gesichert. Im Februar 1947 hatte der Zonen-erziehungsrat der amerikanischen Besatzungszone einen Ausschuss mit vier Mitgliedern eingerichtet, der über die Einrichtung und auch die Anerkennung derartiger Kurse beraten sollte. Da das zunächst noch provisorische Kuratorium der Bremer Hochschulkurse von diesem Ausschuss keine schnelle Entscheidung erwartete, wurde beschlossen »die Dinge in Bremen selbst zu gestalten«¹⁰⁵.

Um die Ansprüche der Universitäten zu erfüllen, sollten die Bremer Hochschulkurse »gewissermassen als ein Sieb«¹⁰⁶ fungieren. Durch hohe Prüfungsanforderungen sollten weniger begabte Menschen an der Fortsetzung ihres Studiums gehindert werden. Karl Kircher betonte, dass dieses Vorgehen vor allem dazu diene, die Schwächeren davor zu bewahren, sich »in ein akademisches Elend«¹⁰⁷ zu bewegen und auch Friedrich Walburg warnte die Studierenden: »Vergrössern Sie nicht das akademische Proletariat.«¹⁰⁸

Um zu erfahren, inwiefern die Abschlüsse und Zeugnisse der Bremer Hochschulkurse von den Universitäten anerkannt oder auf die Wartezeit der Studierenden angerechnet werden würden, wandte sich Walburg zu Beginn des Jahres 1948 mit einer Bitte um Anrechnung der erbrachten Leistungen und einem beiliegenden Bericht über die Kurse an Universitäten in den unterschiedlichen Besatzungszonen. Die überlieferten Reaktionen der Universitäten fielen überwiegend negativ aus. Exemplarisch sei die Antwort der Universität Halle-Wittenberg zitiert. Obgleich es offensichtlich erschien, »daß, solange die Zonengrenzen bestehen, der Zuzug von Teilnehmern Ihrer Kurse

102 StAB 4,52 Nr. 3 Statistik der Bremer Hochschulkurse 1947–1949 enthält vor allem eine Auflistung der Teilnehmerzahlen pro Semester und Fachgruppe.

103 StAB 4,52 Nr. 2 Berichte über die Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

104 Ebd.

105 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Protokoll der 3. Beratung, 20. 2. 1947.

106 Ebd., Protokoll der 4. Sitzung des Kuratoriums, 15. 9. 1947; Niederschrift über die 9. Sitzung des Kuratoriums, 30. 1. 1948, Niederschrift vom 6. 2. 1948.

107 Ebd., Niederschrift über die 11. Sitzung des Kuratoriums 19. 4. 1948, Niederschrift vom 20. 4. 1948.

108 StAB 4,52 Nr. 10 Dozenten und Angestellte der Bremer Hochschulkurse 4., Ansprachen und Vorträge der Dozenten bei Semesterabschlußfeiern und sonstigen Gelegenheiten 1947–1949, Rede Walburgs zur Eröffnung des Sommer-Semesters 1948, 12. 4. 1948, Niederschrift: 23. 4. 1948, S. 2.

hierher nicht allzu gross sein wird«, bestand die Universität deutlich darauf, dass »von dem Grundsatz nicht abgegangen werden kann, daß Vorbedingung für Erteilung des akademischen Unterrichts die ordnungsmässige Habilitation der Dozenten ist.«¹⁰⁹ Diese grundlegende Bedingung erfüllten die Lehrenden der Bremer Hochschulkurse mehrheitlich nicht. Die Universität Münster betonte, dass nach Durchsicht des Vorlesungsverzeichnisses der Hochschulkurse deutlich geworden sei, dass der »Umfang des Unterrichtes wohl in keinem Falle den Anforderungen entspricht, die eine Universität stellen muß.«¹¹⁰

In seiner Eröffnungsrede zum Sommersemester 1948 erklärte Walburg völlig Gegenteiliges: Einige Universitäten würden die Zeugnisse der Kurse sehr gut anerkennen. Das sei mehr wert, »wie [sic] früher die arische Grossmutter!«¹¹¹ Auch wenn Walburg diese Äußerung als scherzhaften Teil einer Rede konzipiert hatte, so zeigt die Verknüpfung der Qualität eines Zeugnisses mit dem Schicksal der als »nicht-arisch« Verfolgten doch, dass er sich nicht kritisch mit der Ideologie des Nationalsozialismus und ihren Folgen auseinander gesetzt hatte.

Generell zeigt sich somit, dass die in den Bremer Hochschulkursen erbrachten Leistungen nicht in jedem Fall auf ein später anschließendes Studium angerechnet werden konnten. Worauf Friedrich Walburg seine Behauptung der positiven Annahme der Hochschulkurse durch die Universitäten in unterschiedlichen Eröffnungsreden zu Beginn der Semester stützte, verbleibt angesichts der Quellenlage unklar.¹¹²

4.4 Ende der Bremer Hochschulkurse

Nach der Einführung der Deutschen Mark am 20. Juni 1948 »sank die Arbeit plötzlich spürbar ab. Die Währungsumstellung zwang eine größere Zahl von Studierenden [...], mit dem Ablauf ihrer Eisenbahn-Monatskarte für Juni das Semester abzubrechen.¹¹³ Auch zum Beginn des Wintersemesters 1948/1949 ging die Nachfrage nach dem Angebot der Bremer Hochschulkurse merklich zurück. Bis zum 12. Oktober 1948 lagen lediglich 155 feste Anmeldungen vor. Da zuvor eine Mindestanzahl von 200 Studierenden festgesetzt worden war und die Schule die Räume zur Durchführung eines regulären Unterrichtes benötigte, wurde innerhalb des Kuratoriums angedacht, die Kurse mit dem

109 StAB 4,52 Nr. 13 Studierende der Bremer Hochschulkurse 1., Schriftwechsel mit den Universitäten wegen erleichterter Zulassung der Studierenden der Bremer Hochschulkurse zum Studium und teilweiser Anrechnung der Semester der Bremer Hochschulkurse auf das Studium. 1947–1949, Rektor der Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg in Halle (Saale) an Walburg, 19. 2. 1948.

110 Ebd., Rektor der Westfälischen Landes-Universität Münster an Walburg 16. 2. 1948.

111 StAB 4,52 Nr. 10 Dozenten und Angestellte der Bremer Hochschulkurse 4., Ansprachen und Vorträge der Dozenten bei Semesterabschlussfeiern und sonstigen Gelegenheiten 1947–1949, Rede Walburgs zur Eröffnung des Sommer-Semesters 1948, 12. 4. 1948, Niederschrift vom 23. 4. 1948, S. 3.

112 Ebd., StAB 4,52 Nr. 1, 2. Kapitel: Hochschulkurse, S. 31.

113 Ebd., S. 42.

Ende des Sommersemesters 1948 einzustellen. Da sich das Kuratorium jedoch auch dieser kleineren Gruppe von Bewerbern verpflichtet fühlte, wurde beschlossen, das Wintersemester 1948/1949 durchzuführen und die Kurse damit zu einem Abschluss zu bringen.¹¹⁴ Zusätzlich zur rückläufigen Anzahl der Studierenden waren die Hochschulkurse mit der Währungsreform in finanzielle Schieflage geraten.¹¹⁵ Neben einem Kredit in Höhe von 3874 DM gewährte die Finanzverwaltung Bremens den Hochschulkursen direkte finanzielle Beihilfen in Höhe von 3000 DM zur Durchführung des Wintersemesters 1948/1949.¹¹⁶ Das Vorlesungsverzeichnis wurde entsprechend der geringeren Anzahl von Studierenden und der ebenfalls zurückgegangenen Zahl der Lehrenden um etwa die Hälfte der Veranstaltungen gekürzt.¹¹⁷ Die Entscheidung, die Hochschulkurse mit diesem Semester enden zu lassen, wurde jedoch, erneut begründet durch ein Gefühl der Verpflichtung, noch ein weiteres Mal aufgeschoben und somit auch das Sommersemester 1949 durchgeführt.¹¹⁸ Auch für dieses letzte Semester war eine finanzielle Hilfe notwendig. Der Senator für Schulen und Erziehung genehmigte gemeinsam mit der bremischen Finanzverwaltung eine Zahlung von 6000 DM.¹¹⁹

Am 15. September 1949 schließlich endeten die Bremer Hochschulkurse nach zweieinhalb Jahren und insgesamt fünf durchgeführten Semestern. Die regulären Hochschulen und Universitäten konnten, nachdem der große Andrang der direkten Nachkriegsjahre nachgelassen hatte, nun wieder ausreichend Studierende aufnehmen. Zu einer grundlegenden Reform der Universitäten in der amerikanischen Zone war es, neben kleineren Neuerungen, nicht gekommen.¹²⁰ Doch bestand nun der ursprüngliche Grund zur Einrichtung der

114 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 12. Sitzung des Kuratoriums, 9. 7. 1948, Niederschrift vom 12. 7. 1948; Niederschrift über die Sitzung der Fachgruppenleiter, 12. 10. 1948, Niederschrift vom 15. 10. 1948.

115 StAB 4,52 Nr. 45 Rechnungssachen, Anträge auf Beihilfen für Bremer Hochschulkurse 1948–1949, Schreiben Walburgs an die Finanzverwaltung der Freien Hansestadt Bremen, 10. 5. 1949, S. 2.

116 Ebd., Schreiben Walburgs an den Senator für Finanzen, 20. 11. 1948.

117 StAB 4,52 Nr. 1, 2. Kapitel: Hochschulkurse, S. 46.

118 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 16. Sitzung des Kuratoriums, 18. 2. 1949, Niederschrift vom 19. 2. 1949.

119 StAB 4,52 Nr. 45 Rechnungssachen, Anträge auf Beihilfen für Bremer Hochschulkurse 1948–1949, Schreiben des Senators für Schulen und Erziehung an Walburg, 28. 7. 1949.

120 Ellen Latzin, »Reeducation« – »Reorientation«: Theorie und Praxis zentraler Leitbegriffe der amerikanischen Besatzungspolitik nach 1945, in: Elisabeth Kraus (Hrsg.), Die Universität München im Dritten Reich. Aufsätze Teil I, München 2006, S. 609–635, hier S. 634; Andreas Malycha, Hochschulpolitik in den vier Besatzungszonen Deutschlands. Inhalte und Absichten der Alliierten und der deutschen Verwaltung 1945–1949, in: Sabine Schleiermacher, Udo Schagen (Hrsg.), Wissenschaft macht Politik. Hochschule in den politischen Systembrüchen 1933 und 1945 (Wissenschaft, Politik und Gesellschaft Bd. 3), Stuttgart 2009, S. 29–47, hier S. 37, 47.

Bremer Hochschulkurse nicht weiter.¹²¹ Insgesamt nahmen in den fünf Semestern 1617 Studierende an den Bremer Hochschulkursen teil. Hierbei ist eine deutlich unterschiedliche Verteilung auf die einzelnen Fachgruppe zu bemerken: Kultur- und Sprachwissenschaften wurden von 442 Personen studiert, Rechtswissenschaften von 342, Naturwissenschaften von 317, die technische Fachgruppe zählte insgesamt 176 Studierende und die theologische Fachgruppe lediglich 27 Teilnehmer.¹²²

5. Auswirkungen der Bremer Hochschulkurse auf die Neugestaltung des bremischen Bildungswesens

Abschließend werden Konzepte und Ideen untersucht, deren Umsetzung maßgeblich durch die Bremer Hochschulkurse gefördert wurde oder die ihren Ursprung in der Arbeit der Kurse hatten. Dies sind die Idee einer Neugestaltung der Oberstufe der höheren Schulen und die geplante Gründung einer Internationalen Universität in Bremen.

5.1 Das Konzept einer Internationalen Universität

Die Gründung einer Internationalen Universität wurde Ende September 1947 erstmals zwischen den Senatoren Spitta und Paulmann besprochen. Am 1. Oktober 1947 stimmte der Senat einer Weiterarbeit an dieser Idee zu und bildete einen Ausschuss, bestehend aus Bildungssenator Paulmann, Justizsenator Spitta und Finanzsenator Nolting-Hauff.¹²³ Harold Crabill, der Leiter der Abteilung für Erziehung und Religiöse Angelegenheiten der amerikanischen Militärregierung, der im Zivilberuf Dozent am Department of Education an der Indiana University war,¹²⁴ befürwortete das Konzept. Er schlug vor, dass die Universität von der Bremer Handelskammer, internationalen Organisationen und der Militärregierung getragen werden sollte.¹²⁵ Birte Gräfin beurteilte das Projekt Universität als »Ergebnis der Reeducationpolitik«¹²⁶ unter maßgeblichem Einfluss von bremischen Stellen. Dieses Bild kann hier in Bezug auf die Bremer Hochschulkurse aktualisiert und vervollständigt werden:

121 Walburg, *Die Jahre von 1943 bis 1955* (wie Anm. 15), S. 38.

122 Unbek., 1617 Studierende in fünf Semestern. Schlußbericht der Bremer Hochschulkurse – kommt das 13. Schuljahr?, in: *Weser-Kurier*, 23. 9. 1949. Entnommen aus StAB 4,52 Nr. 2 Berichte über die Bremer Hochschulkurse 1947–1949. Zahlen für die Teilnehmer der medizinischen Kurse fehlten.

123 Büttner, Voß-Louis, *Neuanfang auf Trümmern* (wie Anm. 9), S. 506–508, Tagebucheinträge vom 21. 9. 1947 und 1. 10. 1947.

124 Schulte am Hülse, *Verbindliche sechsjährige Grundschule* (wie Anm. 26), S. 100.

125 Tent, *Mission on the Rhine* (wie Anm. 10), S. 287.

126 Birte Gräfin, *Die Bremer Universität. Gründung und Aufbauzeit*, in: Detlef Schmiechen-Ackermann, Hans Otte, Wolfgang Brandes (Hrsg.), *Hochschulen und Politik in Niedersachsen nach 1945* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen Bd. 274), Göttingen 2014, S. 125–136, hier S. 126; Birte Gräfin, *Tradition Reform. Die Universität Bremen 1971–2001*, Bremen 2012, S. 22.

Das Kuratorium der Kurse veranstaltete seit dem Dezember 1947 gesonderte Sitzungen zur Besprechung der Frage einer Universitätsgründung. Neben den regulären Mitgliedern des Kuratoriums wurden weitere Personen aus der bremischen Verwaltung, wie Theodor Spitta, eingeladen.¹²⁷ Die Dozenten der Bremer Hochschulkurse wurden regelmäßig über den Fortgang der Planungen informiert. So fasste das Protokoll der Dozentenbesprechung vom 6. Februar 1948 das Konzept zusammen:

»Die durch Göring in Grohn erbauten Kasernen sind für die geplante Universität in Aussicht genommen. Die Herren Spitta, Paulmann und Nolting-Hauff waren nach Besichtigung des gesamten Geländes und Gebäudekomplexes geradezu begeistert. Es sind Unterbringungsmöglichkeiten für Dozenten und Studenten vorhanden, tadellose Kucheneinrichtungen ermöglichen die Verpflegung einer grossen Anzahl Menschen, beste Hörsäle mit Kinoeinrichtungen, Bibliothekräume usw. stehen zur Verfügung.«¹²⁸

Zuerst war der Reformpädagoge Peter Petersen aus Jena, der auch nach 1933 weiterhin pädagogische Theorien entwickelte und diese in den Dienst des nationalsozialistischen Staates stellte,¹²⁹ als Organisator und Leiter einer Universität in Bremen vorgesehen worden. Paulmann konfrontierte die Planungsgruppe in einer Konferenz mit dessen nationalsozialistischer Vergangenheit. Für die vorgesehene Stellung war er damit nicht länger tragbar.¹³⁰ Birte Gräfings Ansicht, dass Petersen auch wegen seiner Mitgliedschaft in der SED nicht mehr in Frage kam, ist eher unwahrscheinlich, da er die Partei im Mai 1948 wieder verließ.¹³¹ Nachdem Petersen ausgeschieden war, wurden im Auftrage Christian Paulmanns Verhandlungen mit Erich Obst aus Hannover aufgenommen, der nun die Leitung der neu zu gründenden Universität übernehmen sollte.¹³² Bevor Obst 1945 nach Hannover kam, lehrte er seit 1938 in Breslau, wo er an einem »Handbuch für praktische Kolonialwissenschaften« mit dem Fokus auf Afrika arbeitete.¹³³ Trotz dieses ideologischen Werkes im Sinne eines neuen deutschen Kolonialreiches wurde Obst nach

127 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Protokoll der 7. Sitzung des Kuratoriums, 5. 12. 1947.

128 StAB 4,52 Nr. 9 Dozenten und Angestellte der Bremer Hochschulkurse 3., Dozentenbesprechungen 1947–1949, Protokoll der Dozentenbesprechung vom 6. 2. 1948, S. 2.

129 Benjamin Ortmeyer (Hrsg.), Peter Petersens Schriften und Artikel in der NS-Zeit. Dokumente 1933–1945 (Dokumentation ad fontes Bd. 4), Frankfurt am Main 2008.

130 StAB 9,S 9 - 53 Nr. 332 – Sammlung Rothe, Internationale Universität Bremen 1947–1950, Unterlagen von Herrn Oberschulrat Wilhelm Berger, Konferenz, 26. 1. 1948.

131 Gräfung, Tradition Reform (wie Anm. 126), S. 25–26. Vgl.: Robert Döpp, Jenaplan-Pädagogik im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zum Ende der Eindeutigkeit (Pädagogik und Zeitgeschehen Bd. 4), Diss. Hannover, Münster u. a. 2003, S. 628.

132 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 9. Sitzung des Kuratoriums, 30. 1. 1948, Niederschrift vom 6. 2. 1948.

133 Uta Lindgren, s. v. Erich Obst, in: Neue Deutsche Biographie (NDB) Bd. 19, 1999, S. 407.

seiner Ankunft in Bremen regelmäßig zu den Sitzungen des Kuratoriums eingeladen und galt fortan als aussichtsreicher Kandidat.¹³⁴ Harold Crabill plante, dass ein Viertel der Studierenden der Universität nicht aus Deutschland stammen sollte, um so eine »*cosmopolitan atmosphere*«¹³⁵ zu erzeugen. Obst befürwortete zwar einen internationalen Austausch im Rahmen der zu gründenden Universität, verband diesen jedoch mit der Vorstellung, dass den Studierenden durch das Kennenlernen »des Anderen« vor allem »die völkische Kultur«¹³⁶ nahegebracht werden könne. Und auch Johanna Lürssen führt aus, dass neben den positiven Aspekten des Austausches »die Gefahr einer Überfremdung vermieden werden«¹³⁷ müsse.

Friedrich Walburg plädierte für die Einrichtung einer Universität nach dem Vorbild englischer Colleges in den Kasernen in Bremen-Grohn und bot die Hilfe der Hochschulkurse beim Aufbau einer solchen Universität an.¹³⁸ Insbesondere war Walburg bemüht, in der Universität auch ein Nordeuropa-Seminar einzurichten.¹³⁹ Andere Vorschläge, die im Planungsprozess aufgeworfen wurden, gingen dahin, dass man beispielsweise auch ein Institut für Amerikakunde und ein »Institut für wissenschaftlichen Sozialismus und Gewerkschaftskunde« benötige.¹⁴⁰ Eine zugrundeliegende Gesamtkonzeption ist jedoch nur schwer ausfindig zu machen.

Bereits zu Beginn der Planungen einer Universität im Februar 1948 zeigt sich jedoch, dass »von britischer Seite [...] der gesamte Komplex für ein Camp für ca. 1.500–2.000 Polen beansprucht«¹⁴¹ wurde. Mit »Polen« wurden in der Dozentenbesprechung generalisierend die sich in Bremen aufhaltenden Displaced Persons benannt. Von amerikanischer Seite erhofften sich die Dozenten der Hochschulkurse jedoch Unterstützung zur Freigabe der Kasernen für eine Universität. Hier wird die oft unklare und problematische Verteilung der Kompetenzen zwischen amerikanischen und britischen Stellen in Bremen und seinem Umland besonders deutlich.

134 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

135 Tent, *Mission on the Rhine* (wie Anm. 10), S. 287.

136 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 13. Sitzung des Kuratoriums, 14. 10. 1948, Niederschrift vom 20. 10. 1948.

137 Ebd.

138 Ebd., Protokoll der 6. Sitzung des Kuratoriums, 17. 11. 1947.

139 Ebd., Niederschrift über die 8. Sitzung des Kuratoriums, 15. 12. 1947, Niederschrift vom 19. 12. 1947.

140 StAB 9,S 9 -53 Nr. 331 Sammlung Rothe, Bremer Hochschulkurse 1947–1949 von Herrn Walburg, Gymnasium an der Hermann-Böse-Straße, Grundgedanken zur Einrichtung einer Internationalen Universität in Bremen, 1947, S. 10. Obwohl mit »Walburg« gekennzeichnet, ist die Urheberschaft dieses wichtigen Dokumentes völlig unklar. Es findet sich in einer redigierten Fassung auch in StAB 9,S 9 -53 Nr. 332 und ist dort mit »Berger« gekennzeichnet. Als Urheber denkbar wäre auch Petersen.

141 StAB 4,52 Nr. 9 Dozenten und Angestellte der Bremer Hochschulkurse, Dozentenbesprechungen 1947–1949, Protokoll der Dozentenbesprechung vom 6. 2. 1948, S. 2.

Anlässlich des Endes der Bremer Hochschulkurse lobte auch Erich Obst den »nicht zu geringen Teil«¹⁴², den die Bremer Hochschulkurse zum Aufbau einer Internationalen Universität beigetragen hätten. Der »Weser-Kurier« maß den Bremer Hochschulkursen eine noch weitreichendere Bedeutung bei. Sie seien »Die Geburtsstätte der Idee zu einer internationalen Universität«¹⁴³, »so sehr haben die Dozenten und noch mehr die Studierenden die Idee einer internationalen Universität in Bremen begrüßt«¹⁴⁴. Die Begeisterung für die Idee einer Universität in Bremen-Grohn ging innerhalb des Kuratoriums der Hochschulkurse derartig weit, dass Erwin Lebek in einer Kuratoriumssitzung zur Planung des dritten Semesters vorschlug »einen Vortrupp der Studierenden [...] nach Grohn zu legen«¹⁴⁵, um dort das dritte Semester der Hochschulkurse durchzuführen. Zusätzlich würden die Studierenden dort »eifriger aufpassen, daß nichts gestohlen wird, als die Polizei.«¹⁴⁶ Friedrich Walburg griff diesen Vorschlag auf und führte aus, dass sich bereits 218 Studierende ohne Aufforderung zum Aufbau einer Universität gemeldet hätten. Diese wollte er nach Grohn bringen, um frei werdende Gebäude zu besetzen und sie somit »vor dem Zugriff von anderer Seite«¹⁴⁷ zu schützen. Anfang Februar 1948 war auch Bildungssenator Paulmann von einer derartigen Kooperation zwischen den Hochschulkursen und einer zukünftigen Universität überzeugt, sodass er den Plan Walburgs befürwortete.¹⁴⁸ Dieser hier geplante Übergang vom Provisorium der Hochschulkurse zu einer dauerhaften Universität wurde nie realisiert. Schon im April geriet Paulmann in einen Konflikt um die finanzielle Ausstattung des Universitätsprojektes: Finanzsenator Nolting-Hauff verweigerte weitere Finanzmittel für die Volksschulen, woraufhin Paulmann die Zustimmung zur Bewilligung von 3 Millionen Mark für die Universitätsgründung zurückhielt.¹⁴⁹ Die Reform des Volksschulwesens lag dem ehemaligen Versuchsschullehrer Paulmann offenbar doch mehr am Herzen als die Gründung einer Internationalen Universität.

Noch am 9. Oktober 1948 forderte Obst eine Akte mit Bewerbungen von Professoren für die Internationale Universität bei Friedrich Walburg an, der

142 Zit. nach: Unbek., Aufgaben der Hochschulkurse erfüllt, in: Nordsee-Zeitung, 16. 9. 1949. Entnommen aus StAB 4,52 Nr. 2 Berichte über die Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

143 Unbek., Tore der Hochschulkurse geschlossen. Geburtsstätte der Idee zur Internationalen Universität in Bremen, in: Weser-Kurier, 17. 9. 1949. Entnommen aus StAB 4,52 Nr. 2 Berichte über die Bremer Hochschulkurse 1947–1949.

144 Unbek., 1617 Studierende in fünf Semestern (wie Anm. 122).

145 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 9. Sitzung des Kuratoriums, 30. 1. 1948, Niederschrift vom 6. 2. 1948.

146 Ebd.

147 Ebd., Niederschrift über die 10. Sitzung des Kuratoriums, 5. 2. 1948, Niederschrift vom 16. 4. 1948.

148 Ebd.

149 StAB 9,S 9-53 Nr. 332 – Sammlung Rothe, Internationale Universität Bremen 1947–1950, Unterlagen von Herrn Oberschulrat Wilhelm Berger, Konferenz Senator Paulmann / Herr Berger, 3. 4. 1948.

diese offenbar angelegt hatte.¹⁵⁰ Doch im Laufe des Monats zeigte sich nun endgültig, dass »das Projekt Grohn einstweilen zerschlagen«¹⁵¹ werden musste, da die Amerikaner die Kasernen in Grohn weiterhin selbst nutzen wollten und auch die Finanzierung der Universität nicht abschließend geklärt werden konnte.¹⁵² Die Bremische Bürgerschaft hingegen hielt an der Einrichtung einer Internationalen Universität fest und verabschiedete am 16. Dezember 1948 ein Gesetz zu deren Gründung.¹⁵³ Bürgermeister Wilhelm Kaisen warb sogar bei einer Reise durch die USA für die Idee der Universitätsgründung. Dennoch kristallisierte sich in den folgenden Jahren heraus, dass die Idee allorts wohl Anklang gefunden hatte, die notwendigen finanziellen Mittel jedoch nicht zu beschaffen waren. Zusätzlich zog sich Christian Paulmann, ursprünglich sehr engagiert in der Planung, aus dem Universitätsprojekt zurück und wandte sich der Reform des Schulwesens zu.¹⁵⁴ Sechs Jahre später wurde das Projekt einer Internationalen Universität in Bremen vorerst eingestellt.¹⁵⁵

5.2 Die Reform der Oberstufe der höheren Schulen

Friedrich Walburg urteilte 1955 in Rückschau auf die von ihm geleiteten Hochschulkurse: »Der Gedanke der ›Auflockerung der Oberstufe‹ [...] war das Ergebnis, das die Hochschulkurse dem bremischen Schulwesen als pädagogisches Vermächtnis hinterließen.«¹⁵⁶ Walburg knüpfte mit dem innerhalb der Bremer Hochschulkurse entstandenen Konzept bewusst an die bremischen Versuche zur Schulreform der 1920er Jahre an. Diese fokussierten sich zwar hauptsächlich auf die Volksschulen, an denen das Konzept der freien Arbeitsgemeinschaften umgesetzt wurde, doch laut Walburg nahmen auch »in der Oberstufe der Vollanstalten die freien Arbeitsgemeinschaften damals stark zu.«¹⁵⁷

Christian Paulmann verkündete anlässlich der Beendigung der Bremer Hochschulkurse, dass er bei der Wiedereinführung des 1938 abgeschafften 13. Schuljahres auf die gesammelten Erfahrungen zurückgreifen und es »im

150 StAB 4,52 Nr. 36 Einrichtung einer Internationalen Universität in Bremen 1947–1949, Schreiben von Obst an Walburg, 9.10.1948.

151 StAB 4,52 Nr. 4 Kuratorium der Bremer Hochschulkurse 1947–1949, Niederschrift über die 13. Sitzung des Kuratoriums, 14.10.1948, Niederschrift vom 20.10.1948.

152 Tent, *Mission on the Rhine* (wie Anm. 10), S. 288.

153 Gräfin, *Bildungspolitik in Bremen* (wie Anm. 5), S. 173.

154 StAB 9,S 9-53 Nr. 332 – Sammlung Rothe, Internationale Universität Bremen 1947–1950, Unterlagen von Herrn Oberschulrat Wilhelm Berger, Wilhelm Berger and Harold Crabill, 17.4.1950; Aktennotiz, Besprechung Bürgermeister Kaisen/Herr Berger, 20.1.1950.

155 Gräfin, *Bildungspolitik in Bremen* (wie Anm. 5), S. 177.

Die Gründung einer Internationalen Universität Bremen auf dem Grohner Kasernengelände wurde letztendlich erst im Jahr 1999 realisiert, nachdem Bremen bereits eine reguläre Universität besaß.

156 Walburg, *Die Jahre von 1943 bis 1955* (wie Anm. 15), S. 38; Gramatzki, *100 Jahre Hermann-Böse-Gymnasium* (wie Anm. 5), S. 51.

157 Walburg, *Die Jahre von 1943 bis 1955* (wie Anm. 15), S. 40.

Sinne der Bremer Hochschulkurse ausgestaltet«¹⁵⁸ wolle. Die Schule Walburgs erhielt daher schon ab dem Schuljahr 1949 die Genehmigung, das ausgearbeitete Konzept der »Aufgelockerten Oberstufe« praktisch umzusetzen.¹⁵⁹

Obgleich Friedrich Walburg das Konzept der reformierten Oberstufe als das »Vermächtnis« der Kurse« ansah, scheint es auch innerhalb des bremischen Bildungswesens keine größere Resonanz erfahren zu haben. In der 1955, sechs Jahre nach Beendigung der Hochschulkurse, veröffentlichten Broschüre des Bildungssenators Willy Dehnkamp »Die bremischen Schulen. 10 Jahre Wiederaufbau« wird zwar die Schulreform thematisiert, Erwähnung fand die Reform der Oberstufe oder ein Einfluss der Hochschulkurse hier jedoch nicht.¹⁶⁰ Für die nach dem Zweiten Weltkrieg tatsächlich erfolgte Schulreform war die Arbeit Christian Paulmanns deutlich ausschlaggebender.

6. Fazit

Es ist deutlich geworden, dass die Einrichtung und die Durchführung der Bremer Hochschulkurse maßgeblich auf die Initiative und das Engagement Friedrich Walburgs zurückzuführen ist. Hierbei wurde er von unterschiedlichen Personen aus dem Kreise der bremischen Lehrerschaft unterstützt. Die Kurse können als ein durchaus ambitioniertes Projekt im Neuaufbau des bremischen Bildungswesens in der Nachkriegszeit gesehen werden.

Friedrich Walburg, der schon vor 1945 Ambitionen zu einer Karriere in der prähistorischen Archäologie hatte, mag in den von ihm geleiteten Hochschulkursen eine Möglichkeit erblickt haben, sich eine passende Universität gleich selbst zu gestalten. Verwirklichen konnte er dieses Vorhaben offensichtlich nicht.

Ideologische Versatzstücke aus der Zeit des Nationalsozialismus sind in der Arbeit der Bremer Hochschulkurse und auch in der Planung der Internationalen Universität erkennbar, wenn auch die erschlossenen Quellen hier kein allgemeines Bild ermöglichen. Es zeigte sich jedoch auch in der Person Erwin Lebeks, dass Menschen, die während der Zeit des Nationalsozialismus unter der Verfolgung ihrer nächsten Angehörigen litten und schwerste persönliche Erfahrungen machten, in den Aufbau des bremischen Bildungswesens eingebunden wurden.

Eine mögliche Erklärung für diesen Gegensatz mag darin liegen, dass viele der Beteiligten ihren eigenen Werdegang bis zum Ende des Nationalsozialismus nicht kritisch hinterfragten. So zeigt sich deutlich, dass sich die während des Nationalsozialismus aktiven Lehrer und Hochschullehrer ohne größere Probleme an die neuen Gegebenheiten anpassen konnten. Das neue Projekt der Internationalen Universität, das hauptsächlich mit amerikanischen Kooperationspartnern gestaltet werden sollte, fügt sich in dieses Bild

158 Unbek., 1617 Studierende in fünf Semestern (wie Anm. 122).

159 Gramatzki, 80 Jahre Gymnasium (wie Anm. 5), S. 74.

160 Unbek., Die bremischen Schulen. 10 Jahre Wiederaufbau, Bremen 1955, S. 11–12. Das Werk wurde ohne Angabe eines Autors veröffentlicht. Das Vorwort stammt jedoch vom damaligen Bildungssenator Willy Dehnkamp.

einer teilweise pragmatischen Demokratisierung angesichts des verlorenen Krieges ein.

Durch die Gründung einer Universität in Bremen hätten die Hochschulkurse einen auch dauerhaft bedeutenden Einfluss auf das Bildungswesen in Bremen nehmen können. Insgesamt blieb der geplante Aufbau der Internationalen Universität Bremen aber in großen Teilen auf der Ebene des einfachen Vorhabens. Alle beteiligten Akteure, Vertreter der Hochschulkurse, bremische Politiker, aber auch die an der Konzeption beteiligten Akademiker, verfolgten unterschiedliche Schwerpunktsetzungen. Dabei waren sie sich zwar einig, eine international vernetzte und besonders ausdifferenzierte Hochschule schaffen zu wollen – woher das hierfür benötigte Geld kommen sollte, blieb jedoch völlig unklar. Zusätzlich gab es in dem in weiten Teilen kriegszerstörten Bremen drängendere Probleme, als eine Universitätsgründung. Letztendlich ist auch nur so der Einfluss der Hochschulkurse auf das Universitätsprojekt zu benennen: Das Kuratorium und sicherlich auch viele der Studierenden, begrüßten das Vorhaben; Substanzielles zu seiner Umsetzung beitragen konnten sie jedoch nicht. Hierfür fehlte es der Gruppe um Friedrich Walburg an den entsprechenden Kontakten zu internationalen Geldgebern.

Die Hochschulkurse boten ihren Studierenden kurzfristige Fortbildung im wissenschaftlichen Bereich, konnten jedoch nie eine Garantie für deren Akzeptanz durch die Universitäten geben. Sie waren eine kurzlebige Einrichtung des bremischen Bildungswesens, die vor allem durch die Situation nach Ende des Zweiten Weltkrieges bedingt war. Dass sich diese improvisierten Kurse auf dem einen oder anderen Weg aus sich selbst heraus zu einer regulären Universität entwickelt hätten, erscheint eher unwahrscheinlich. Auch wenn sie die Diskussion um die Universitätsgründung belebten, eine Hochschule konnten auch diese Bremer Kurse niemals werden.

»Man hat Arbeitskräfte gerufen« – Bremen und die Arbeitsmigration der 1950er und 1960er Jahre in der Ära Wilhelm Kaisen¹

Von Eva Determann

Am 9. Juli 1964 erschien im Lokalteil des Weser-Kuriers ein kurzer Artikel, dessen Außergewöhnlichkeit sich erst auf den zweiten Blick erschließt. Bürgermeister Wilhelm Kaisen ehrte im Bremer Rathaus einen Lebensretter, der ein Kind vor dem Ertrinken im Waller See bewahrt hatte. Die abgebildete Fotografie zeigt, wie Kaisen sich einem ernst dreinblickenden jungen Mann, förmlich gekleidet in Anzug und Krawatte, zuwendet und ihm eine Urkunde überreicht.² Unter der Überschrift »Kaisen lobte Gastarbeiter«³ ist mehr über die Hintergründe der Begegnung zu erfahren. Das Ereignis gibt einen winzigen Einblick in die Lebensumstände eines Mannes, der in der zeitgenössischen Berichterstattung ansonsten vor allem als ausländische Arbeitskraft und statistische Größe wahrgenommen wurde. (Abb. 1)

Isci Vedat, 31 Jahre aus Istanbul, hatte am 6. Juni 1964 einen fünfjährigen Jungen aus Gröpelingen vor dem Ertrinken gerettet. Er hatte das leblose Kind vom Ufer aus im Wasser gesehen und es kurzentschlossen aus dem See gezogen. Als Polizeibeamte dazu kamen und die Wiederbelebungsversuche übernahmen, hatte sich Vedat unbemerkt entfernt. »Er war zum Lager zurückgegangen, um seine durchnäßten und verschlammten Kleider zu wechseln.«⁴ Daher wusste zunächst niemand, wer der Lebensretter war. »Erst nach eingehenden Erkundungen« konnte der namenlose Gastarbeiter identifiziert werden. Isci Vedat war erst seit Mai 1964, also seit zwei Monaten in Bremen. Er arbeitete als »Schiffsbauhelfer« bei der AG »Weser« und wohnte im betriebseigenen »Wohnlager« am Halmerweg. Bertholt Schleff, ein Vertreter der Werft, der Vedat ins Rathaus begleitete, betonte die guten Erfahrungen, die der Betrieb mit »den 100 türkischen Gastarbeitern« machte: »Sie sind

1 Für den Druck inhaltlich erweiterter und mit Anmerkungen versehener Vortrag, gehalten als Kaisen-Lesung der Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung am 22. Mai 2017 im Bremer Rathaus. Dem Beitrag wurde das bekannte Zitat von Max Frisch zur Gastarbeiterbeschäftigung aus dem Jahr 1965 verkürzt vorangestellt: »Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.« Vgl. Max Frisch, *Der Mensch erscheint im Holozän*, Frankfurt am Main 1991.

2 Die Ausführungen Kaisens, der neben der Urkunde auch einen Umschlag mit 200 DM Belohnung überreichte, zu diesem Anlass sind – im Unterschied zu anderen Auszeichnungen von Lebensrettern – nicht überliefert.

3 *Weser-Kurier* Nr. 157 v. 9. 7. 1964, S. 11.

4 *Weser-Kurier* Nr. 131 v. 6. 6. 1964, S. 11.

zuverlässige, erfahrene und geschickte Werftarbeiter, die zu ihren deutschen Kollegen ein gutes Verhältnis haben.«⁵ Vedat selbst sah sich weniger als Gast-Arbeiter. Der 31-Jährige, selbst Vater eines sechsjährigen Sohnes, hoffte, dass seine Familie, die derzeit noch in Istanbul lebte, bald nach Deutschland nachkommt. Damit widersprach er indirekt der verbreiteten Auffassung, dass Gastarbeiter, die in den 1950er und 1960er Jahren in die Bundesrepublik kamen, vorwiegend am Geld verdienen interessiert waren und ansonsten für die Rückkehr in der Heimat sparten.

Die Gastarbeiter-Ära

Die seit 2015 in Folge der starken Zuwanderung von Geflüchteten geführte Diskussion hat dem Interesse an einer Auseinandersetzung mit Migrationsgeschichte eine zusätzliche gesellschaftliche Relevanz verliehen.⁶ Über den akademischen Bereich hinaus stellen sich Fragen nach der Repräsentanz von Migration und MigrantInnen, nach der Berücksichtigung von kultureller Vielfalt im gesellschaftlichen Alltag.

Die Ausführungen sollen einen weiteren Beitrag zur lokalen Migrationsgeschichte leisten.⁷ Sie befassen sich mit der Arbeitsmigration in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit am Beispiel von Bremen, an deren Ausgangspunkt die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte – im zeitgenössischen Jargon: Gastarbeiter genannt – steht.

5 Ebd.

6 Das Auswandererhaus in Bremerhaven widmet sich seit 2012 der Geschichte der Einwanderung in die Bundesrepublik. Seit 2017 präsentiert das Bremer Hafenumuseum Speicher XI einen »Erinnerungsort Migration«, Focke-Museum und Historisches Museum Bremerhaven griffen das Thema Arbeitsmigration in zeitgeschichtlichen Sonderausstellungen auf.

7 Bereits ab 1982 konzipierte Klaus Bade eine interdisziplinäre historische Migrationsforschung. Vgl. Jochen Oltmer (Hg.), *Handbuch Staat und Migration seit dem 17. Jahrhundert*, Berlin 2015. Nach Ulrich Herbert soll Migration nicht auf den Wanderungsprozess reduziert, sondern zugrunde liegende wirtschaftliche, soziale und kulturelle Bedingungen und Kontinuitäten mit berücksichtigt werden. Vgl. Ulrich Herbert, *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland: Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*, München 2001. Für Bremen existieren Einzelstudien zu Nationalitätengruppen (griechische, türkische, kroatische Arbeitsmigranten in Bremen), zu Arbeitsstätten (Stahlindustrie, Schiffbau) sowie vergleichende Studien zur Einwanderung. Vorarbeiten und Sammlungen von Zeitzeugenaussagen trugen zahlreiche Betriebs- und Geschichtsgruppen sowie Schülerwettbewerbsarbeiten zusammen. Exemplarisch: Anne Dünzelmann, *GastarbeiterInnen in Bremen. Eine Bestandsaufnahme zur Quellenlage: Archivalien, Unterlagen, Materialien, Literatur*, Bremen 2001. Kayhan Özgenc, *Die türkische Arbeitsmigration in die Bundesrepublik Deutschland bis zum »Anwerbestopp« 1973 unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung in der Stadt Bremen*, Hamburg 1996. Karl Marten Barfuß, Eike Hemmer, »Gastarbeiter« und »Migranten« in Bremen: Triebkräfte, Wirkungen und politische Herausforderungen der Zuwanderung aus dem Ausland am Beispiel der Bremer Stahlindustrie, in: *Brem. Jb.* 91, 2012, S. 244 – 269.

Kaisen lobte Gastarbeiter

Türke rettete Fünfjährigen aus Waller See / 200 Mark Belohnung

Für die Rettung eines Kindes vor dem Tode des Ertrinkens hat Bürgermeister Wilhelm Kaisen gestern den 31 Jahre alten türkischen Gastarbeiter Isci Vedat ausgezeichnet: Eine Urkunde und ein Briefumschlag mit 200 Mark waren der Dank des Senats für die vorbildliche Tat des Ausländers.

Das hatte sich am Sonnabend, dem 6. Juni, gegen 12 Uhr am Waller See abgespielt: Vedat ging spazieren und beobachtete dabei den fünf Jahre alten Uwe Schenk, Pastorenweg 63, beim Baden. Als er sich wenig später nach dem Kind umsah, war es nicht mehr zu sehen. Kurzentschlossen sprang der Türke in voller Bekleidung in den Waller See. Er tauchte und fand den Jungen bewußtlos auf dem Grund liegend. Am Ufer begann er sofort mit Wiederbelebungsversuchen. Sie hatten Erfolg: Nach etwa 15 Minuten schlug der Junge die Augen wieder auf. Mit dem Unfallwagen wurde er ins Diakonissenkrankenhaus gebracht. Am nächsten Tag besuchte ihn dort der um das Leben des Kleinen besorgte Lebensretter, der selbst Vater eines sechs Jahre alten Jungen ist.

Vedat erzählt: „Meine Familie lebt noch in Istanbul. Ich hoffe, daß sie bald nachkommen kann.“ Er wohnt seit dem 11. Mai im Wohnheim der AG „Weser“, bei der er als Schiffbauhelfer arbeitet. Wie Bertold Schlegg von der AG „Weser“ gestern betonte, habe man mit den 100 türkischen Gastarbeitern gute Erfahrungen gemacht. „Sie sind zuverlässige, erfahrene und geschickte Werftarbeiter, die zu

ihren deutschen Kollegen ein gutes Verhältnis haben.“



Isici Vedat (links) wurde von Kaisen für seine mutige Tat ausgezeichnet. (Zum Bericht.)

Abb. 1: Auszeichnung für »Gastarbeiter«, Weser-Kurier vom 9. Juli 1964

Der Herkunft des Begriffs »Gastarbeiter« lässt sich nicht eindeutig rekonstruieren. Wahrscheinlich handelt es sich um eine umgangssprachliche Kurzform der in den Anfangsjahren der Anwerbung verwendeten administrativen Bezeichnung »Gastarbeitnehmer«. Der Begriff löste auch die dem nationalsozialistischen Vokabular entlehnte Bezeichnung »Fremdarbeiter« ab. »Gastarbeit« betont den temporären Charakter der Arbeitsmigration, das Prinzip eines begrenzten Aufenthaltes aufgrund von Anwerbungsverträgen. Die eigenwillige Wortkombination rief Kritiker zu verschiedenen Zeiten auf den Plan: Gast und arbeiten passe eigentlich nicht zusammen, weil Gäste lässt man nicht arbeiten. Und in der Weiterführung dieses Gedankens: Gäste können auch gar nicht arbeiten, weil sie dazu nicht ausgebildet sind. Die Bezeichnung Gastarbeiter impliziert gleichermaßen die Entwertung der Fähigkeiten und Leistungen von Arbeitsmigranten.⁸

8 Der Begriff »Gastarbeiter« hat sich als Lehnwort mittlerweile weit über den deutschsprachigen Raum hinaus verbreitet.

Die Gastarbeiter-Ära beginnt mit dem ersten Anwerbeabkommen 1955 und endet mit dem einseitigen Aufkündigen der Anwerbeabkommen durch die Bundesregierung 1973. Arbeitskräfte sollten für einen vertraglich vereinbarten Zeitraum – meist nur ein Jahr – ins Land kommen, Geld verdienen und dieses anschließend wieder verlassen. Ein dauerhafter Aufenthalt hätte dem Rotationsprinzip widersprochen. Von daher deckt die Regierungszeit Wilhelm Kaisens als Bremer Bürgermeister von 1945 bis 1965 nur einen Teil des Untersuchungszeitraums ab, in dem jedoch wesentliche strukturelle Grundlagen gelegt wurden. Um darzustellen, wie Arbeitsmigration in Bremen vor allem auf institutioneller Ebene begegnet wurde, wurden schwerpunktmäßig Quellen staatlicher Einrichtungen sowie Schilderungen der zeitgenössischen Presse rezipiert. Daraus entwickeln sich Fragen nach den politischen und ökonomischen Grundlagen der Anwerbung und Beschäftigung, nach resultierenden Konflikten, aber auch Chancen und Handlungsalternativen für unterschiedliche Akteure.

Zur Entstehung der Anwerbeabkommen

In das Jahr 1955 fällt der Beginn einer Entwicklung, die die Bevölkerungsstruktur der Bundesrepublik nachhaltig veränderte: Am 22. Dezember 1955 schlossen die Bundesrepublik Deutschland und Italien das erste Anwerbeabkommen. Um die italienische Wirtschaft zu entlasten, Arbeitslosigkeit abzubauen und gleichzeitig den sich abzeichnenden Mangel an Arbeitskräften in Deutschland auszugleichen, verabredeten beide Länder eine befristete Überlassung bzw. Aufnahme von Arbeitskräften. Die Bundesrepublik schloss in den Folgejahren noch weitere Anwerbeabkommen ab: 1960 mit Spanien und Griechenland, 1961 mit der Türkei, 1963 mit Marokko, 1964 mit Portugal, 1965 mit Tunesien und 1968 mit Jugoslawien, alles Anrainerstaaten des Mittelmeeres, die ökonomisch schwächer als die Bundesrepublik gestellt waren. Nicht alle Verhandlungen führten zum Abschluss, so scheiterte 1964 ein geplantes Anwerbeabkommen zwischen Deutschland und der Militärregierung in Pakistan.

Die Bundesregierung stand mit ihren Bemühungen, sich einen Zugriff auf die nationalen Arbeitsmärkte zu sichern, nicht alleine da. Insgesamt 120 Anwerbeabkommen schlossen die verschiedenen europäischen Staaten im Zeitraum von 1945 bis 1970 ab. Nahezu alle westeuropäischen Industrienationen befanden sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der vergleichbaren Situation, dass die Wirtschaft stärker wuchs als die eigenen Arbeitskraftreserven. Verschärft wurde diese Entwicklung durch den Kalten Krieg, der den traditionellen Arbeitskräftemarkt in Ost- und Südosteuropa abgeschnitten hatte.

Durch die Form des Staatsvertrags versprachen sich die beteiligten Länder Umfang und Zusammensetzung der Migranten zu kontrollieren, was einen erheblichen Fortschritt gegenüber der wilden Werbung von Saisonarbeitern im 19. Jahrhundert darstellte. Unumstritten waren die Anwerbeabkommen nicht. Meinungsumfragen aus den 1950er Jahren ergaben, dass eine knappe Mehrzahl der Deutschen sich gegen eine Hereinnahme ausländischer Beschäftigter aussprach. Neben innenpolitischen Bedenken befürchteten vor allem die Gewerkschaften eine Aushöhlung der Tarifverträge und Lohndumping durch

die ausländischen Arbeiter. Nachdem die tarifliche Gleichstellung von deutschen und ausländischen Arbeitskräften zugesichert wurde, stimmten sie zu. Die Adenauer-Regierung wertete die Abkommen zudem als Zeichen wachsender außenpolitischer Akzeptanz Deutschlands.

Dass trotz der Anwerbeverträge bis zum Bau der Berliner Mauer 1961 nur relativ wenige ausländische Gastarbeiter nach Deutschland kamen, lag an der kontinuierlichen Zuwanderung von Vertriebenen und Flüchtlingen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und der DDR. Die Bedingungen von Flüchtlingen und Vertriebenen ließen sich nicht mit denen von Gastarbeitern vergleichen. Auch sie hatten vielfach mit Benachteiligungen zu kämpfen. Jedoch besaßen oder erhielten Flüchtlinge und Vertriebene umgehend die deutsche Staatsbürgerschaft, hatten meist keine Sprachprobleme und konnten sich realistische Hoffnungen auf Integration durch wirtschaftlichen Erfolg machen. Bremen lag beim Zuzug von Flüchtlingen und Vertriebenen weit über dem Bundesdurchschnitt, wodurch dieser Faktor die Zahlen der Gastarbeiteranwerbung mit beeinflusste.

Arbeitsmarktzahlen

»Im Lande Bremen spielt indessen die Beschäftigung ausländischer Arbeiter eine vergleichsweise untergeordnete Rolle.«⁹ Bis in die 1970er Jahre fand sich diese Formulierung in nahezu jeder den Bremer Arbeitsmarkt zur Lage ausländischer Beschäftigter betreffenden Statistik. Sowohl absolut als auch prozentual war die Anzahl der in Bremen beschäftigten Gastarbeiter gering. 1956 kamen 82.500 ausländische Arbeitsmigranten nach Deutschland, davon fanden weniger als 1 Prozent (757 Personen) den Weg nach Bremen. Bis 1965 stieg die Zahl der jährlichen Zuzüge um mehr als das Achtfache auf 716.000 Personen. Diese Entwicklung zeichnete sich auch in Bremen ab, die Zahl ausländischer Beschäftigter stieg auf 6.400 Personen, was etwa 2 Prozent der Erwerbstätigen entsprach.¹⁰ Damit rangierte das Bundesland Bremen weit unter dem Bundesdurchschnitt. Dreiviertel aller Gastarbeiter waren in den Ländern Bayern, Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen beschäftigt. 1966 verzeichnete die Wirtschaft einen kurzen Konjunkturerinbruch, was die Gesamtzahl der Arbeitsmigranten in der Bundesrepublik reduzierte und als Bestätigung für das Funktionieren des Anwerbeprinzips – Gastarbeiter kommen bei Hochkonjunktur und gehen in Krisenzeiten – gewertet wurde. Bereits 1967 hatte sich der Arbeitsmarkt erholt. Bremen glich sich nun dem Bundestrend an und verzeichnete wachsende Beschäftigungszahlen von ausländischen Arbeitnehmern. Zur gleichen Zeit verschob sich die Zusammensetzung der Nationalitäten zugunsten von Gastarbeitern aus der Türkei. Türkische Migranten (1093 Personen) lösten Italiener (921), Griechen (896) und Spanier (826) als größte ausländische Gruppe ab.

9 Bremische Bürgerschaft Drucksache 8/600 »Ausländische Arbeitnehmer« v. 12. 9. 1973, in: StAB 9, S 0-1912.

10 Karl Marten Barfuß, Hartmut Müller, Daniel Tilgner, Die Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von 1945 bis 2005, Bd. 4, Bremen 2008, S. 162–165.

Die Zahl der türkischen Arbeitsmigranten verdoppelte sich ab 1966 auf über 2.000 Personen, während die der anderen Nationalitäten nur moderat anstieg. Bei Italienern und Spaniern bestimmten nun höhere Rückkehrerquoten die Bilanzen. Dort wurden – bei starken regionalen Unterschieden – mehr Arbeitskräfte im eigenen Land benötigt, was die nationalen Löhne erheblich steigen ließ.

Zwischen 1968 und 1971 war die Gesamtzahl ausländischer Beschäftigter in der Bundesrepublik so hoch wie in den gesamten 13 Jahren zuvor. Schätzungen gehen davon aus, dass seit Beginn der Anwerbeabkommen 14 Millionen Arbeitskräfte ins Land gekommen und 11 Millionen es wieder verlassen hatten. Bremen verzeichnete in den Jahren von 1968 bis 1973 einen sprunghaften Anstieg der Ausländerbeschäftigung um plus 104 Prozent, was einer Anzahl von 16.300 Personen entsprach. Die Quote ausländischer Beschäftigter stieg von 0,7 Prozent (2.300 Erwerbstätigen) im Jahr 1961 auf 6,2 Prozent im Jahr 1973. Ähnlich entwickelte sich die ausländische Wohnbevölkerung. 1965 lebten in Bremen 9.500 Ausländer, mehrheitlich Griechen und Italiener. Ab 1966 stellten Menschen aus der Türkei mit 20 Prozent die größte ausländische Bevölkerungsgruppe, gefolgt von Jugoslawen. Nach dem Anwerbestopp wuchs die ausländische Bevölkerung auf 32.000 Personen an, das entsprach 5,5 Prozent der Gesamtbevölkerung. 50 Prozent stellten Migranten aus der Türkei.

Die wirtschaftliche Lage

Der ökonomische Aufschwung Mitte der 1950er Jahre ließ die Arbeitslosenzahlen kontinuierlich sinken. 1960 wurden erstmals mehr offene Stellen als Arbeitslose gezählt, es herrschte Vollbeschäftigung. Dass Bremen bei der Anwerbung von Gastarbeitern bis Mitte der 1960er Jahre eine eher untergeordnete Rolle spielte, ist auf die spezifische Struktur der bremischen Wirtschaft in der Nachkriegszeit, konkret auf folgende Faktoren zurückzuführen:

1. In den dominierenden Wirtschaftsbereichen wie der Hafenwirtschaft, Dienstleistung, Handel und Verkehr galt der Einsatz von Gastarbeitern als schwierig. Gastarbeiter waren für den industriell-gewerblichen Bereich vorgesehen, der im Vergleich zu anderen Regionen in Bremen weniger ausgeprägt war.

2. Die bremische Wirtschaft – allen voran die Hafenwirtschaft – unternahm umfangreiche Bemühungen, um Arbeitskräfte auf anderen Wegen als durch Gastarbeiter zu gewinnen. So wurde gezielt um Pendler aus dem Umland und Arbeitskräfte aus strukturschwachen Regionen wie Ostfriesland geworben. Auch Freiwillige aus Bremer Firmen und der Verwaltung wurden angehalten, ihre Arbeitskraft für Hafenarbeit zur Verfügung zu stellen – dies mit allerdings mäßigem Erfolg.

3. Durch den unerwarteten Konkurs des Automobilherstellers Borgward 1961 wurden dem Bremer Arbeitsmarkt plötzlich über 20.000 Arbeitskräfte zugeführt, die meist innerhalb eines Jahres wieder Anstellung fanden. Die Bremer Arbeitsmarktstatistiken veröffentlichten die Erwerbslosenzahlen der ehemaligen Borgwardmitarbeiter gesondert. Ende 1962 waren noch 223 Personen erwerbslos. Die Borgward-Pleite, wie sie umgangssprachlich genannt

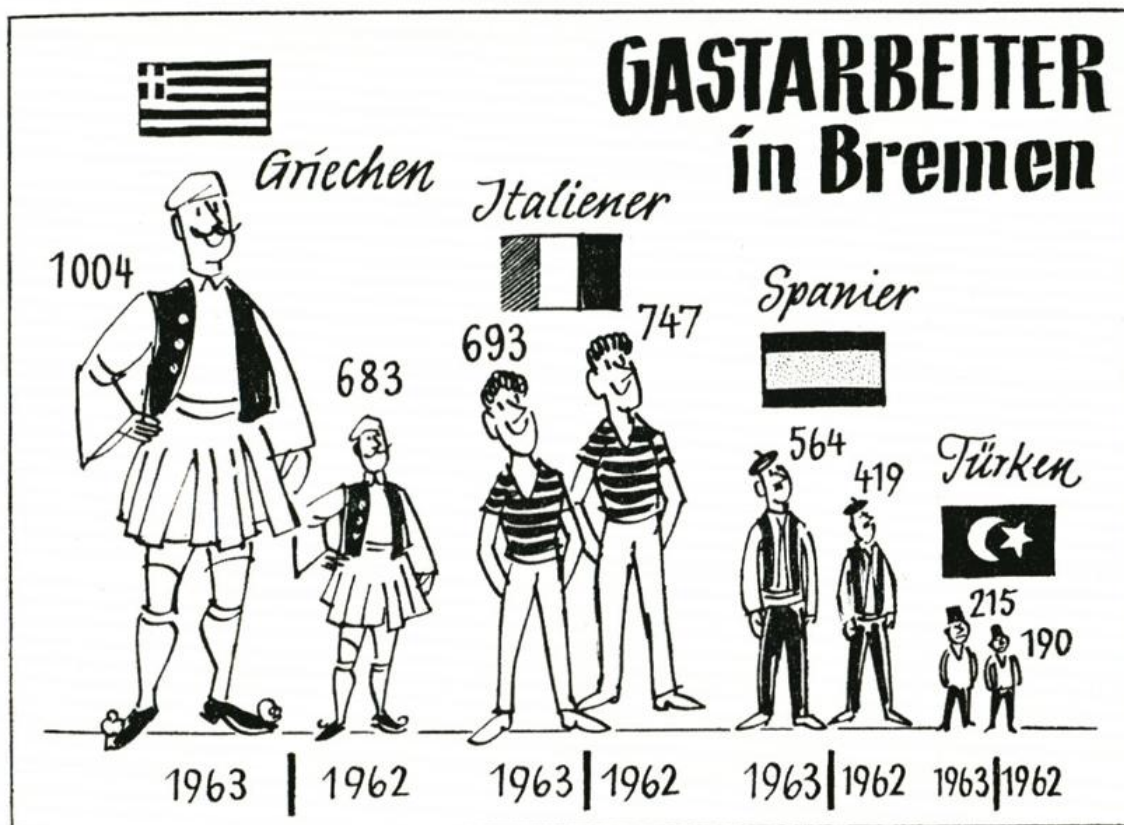


Abb. 2: Männliche Folkloregruppen: Die Bremer Gastarbeiterstatistik 1962/63, Weser-Kurier vom 30. Mai 1964

wurde, stellte die stetige Erfolgsgeschichte des Wirtschaftswunders in Frage. Für kurze Zeit wurde die Unsicherheit der Rezessionsjahre greifbar.

In diesem Zusammenhang berichtete der Weser-Kurier 1962 von einer Gruppe ehemaliger »Borgwardvertriebener«, die unter der Woche bei Henschel in Kassel arbeiteten. Einer vermisse seinen Gemüsegarten, ein anderer den täglich von der Ehefrau mit Kaffee gefüllten Muck, ein Dritter seine Kinder Inge und Werner. »Am schlimmsten ist die Freizeit – Radio hören, Skat spielen und ein Bier dazu trinken. Aber das kann man auch nicht jeden Tag. Überall trifft man Italiener und Spanier, die Gastarbeiter sind – wie sie.«¹¹ Das Ungewöhnliche dieser Schilderung ist, dass sie das Gastarbeiter-Sein als Zustand beschreibt, der nicht an die Nationalität gebunden ist.

Mitte der 1960er Jahre kam es zu einem Umdenken, dass die positive Entwicklung am Arbeitsmarkt wohl noch länger anhalten würde, so dass ein Bedarf an Arbeitskräften ungebrochen bestand. Ähnlich formulierte es Wilhelm Kaisen in seinem Grußwort für das Jahr 1965, eine der wenigen Quellen, in denen sich der Bremer Bürgermeister explizit zum Thema Gastarbeiter

11 Weser-Kurier Nr. 168 v. 21. 7. 1962, S. 8, »Borgwardvertriebene haben Sehnsucht nach daheim«.

äußerte: »Immer noch sind die Arbeitskräfte sehr rar. Es ist eine der erstaunlichsten Erscheinungen unserer Zeit, daß bei zunehmender technischer Vervollkommnung des Arbeitsprozesses das Stellenangebot nicht zurückgeht, sondern größer wird, so daß der Arbeitsmarkt nicht mitkommt. Viel ist schon über dieses Phänomen geschrieben worden. Die Überlegungen kommen alle zu dem Schluß: Import von Arbeitskräften aus dem Ausland und verstärkte technische Rationalisierung in den Betrieben, um Arbeitskräfte zu ersetzen. Es sind hier nur begrenzte Erfolge erzielt worden. Für die Ausdehnung der Produktion bleibt nach wie vor der Spielraum eng.«¹²

Organisation der Anwerbung

Die Entscheidung, Gastarbeiter anzuwerben, lag einzig und allein bei den Unternehmen. Als Arbeitgeber mussten sie die Kosten für Vermittlung und Transport tragen sowie für eine »angemessene Unterkunft und Verpflegung« sorgen. Die Anwerbeverträge regelten die administrativen Details. Sie variierten je nach Herkunftsländern. Verträge für die Türkei und Nordafrika schrieben kürzere Beschäftigungszeiträume und besondere seuchenpolitische Voruntersuchungen der Bewerber vor. Die gesamte Organisation der Anwerbung unterstand der Bundesanstalt für Arbeit. Diese richtete in den Entsendeländern sogenannte Verbindungsstellen oder deutsche Kommissionen ein, wo zusammen mit lokalen Verantwortlichen das Bewerbungs- und Zulassungsverfahren durchgeführt wurde. Sie prüften die berufliche Qualifikation der Kandidaten, erteilten Länderinformationen und nahmen eine gesundheitliche Kontrolle vor – nicht um die körperliche Arbeitsfähigkeit festzustellen, sondern aus seuchenpräventiven Gründen.

Die Bilder von unbekleideten Bewerbern, die sich vor einer Kommission aufreihen und untersuchen lassen müssen, haben sich tief in das kollektive Gedächtnis der Herkunftsländer gegraben, ein Verfahren, das von allen Beteiligten als extrem würdelos empfunden wurde. Nahezu alle größeren Betriebe, auch aus Bremen, schickten zusätzlich eigene Personalverantwortliche in die Herkunftsländer, um in Zusammenarbeit mit den Verbindungsstellen geeignete Bewerber auszuwählen.

Bis Mitte der 1960er Jahre transportierten Sonderzüge die Arbeitskräfte nach Deutschland. Die Fahrt von der Türkei nach München dauerte mehrere Tage, nach Bremen meist noch einen weiteren Tag. Die Deutsche Bahn setzte für die Transporte Nahverkehrszüge ein. Die Ungewissheit verbunden mit den Strapazen der Sammeltransporte prägten das Deutschland-Bild der ersten Gastarbeitergeneration. Jedoch besaß jeder Arbeitsmigrant, der im Zug saß, bereits einen zugewiesenen Arbeitsplatz – zeitlich befristet für ein Jahr, ein im Verhältnis zur geplanten Aufenthaltsdauer extrem aufwändiges Verfahren.

Andere Wege, die bislang in der Forschung weniger Berücksichtigung fanden, waren Formen der selbst organisierten Arbeitsmigration nach Deutschland. Initiiert entweder durch den Arbeitnehmer, einen Vermittler oder auch

12 Weser-Kurier Nr. 304 v. 31. 12. 1964, S. 1, »Rückschau und Vorschau«.

durch den Arbeitgeber. Praktisch bestand auch die Möglichkeit illegal als Tourist einzureisen oder als Seemann in Bremen von Bord zu gehen. Für die deutschen Betriebe waren diese Verfahrenswege finanziell günstiger, weil sie nicht für Anwerbung, Transport und Unterkünfte zahlen mussten.

Ausländische Arbeiter und Arbeiterinnen

In allen Zielländern übernahmen Arbeitsmigranten in der Regel angelernte oder ungelernte Hilfsarbeitertätigkeiten oft mit hoher körperlicher und gesundheitlicher Belastung und niedriger Bezahlung. Die Zugewanderten stammten meist aus ländlichen, strukturschwachen Gegenden, ohne Zugang zu Bildung oder besseren Verdienstmöglichkeiten. Ein Aufenthalt im Ausland eröffnete ihnen eine befristete, wirtschaftliche Perspektive. Die im Landesvergleich hohen Löhnen aus Deutschland finanzierten oft ganze Familien. Mehrheitlich ökonomische Migrationsmotive lassen sich auch aus der Zusammensetzung der ausländischen Bevölkerung ableiten: Die meisten Migranten waren männlich, zwischen 20 und 40 Jahre jung und alleinstehend bzw. alleinreisend, letzteres war in den Anwerbeabkommen vorgeschrieben. Ihre Anwesenheit trug dazu bei, dass schlecht qualifizierte Deutsche beruflich und sozial aufsteigen konnten, denn Migranten besetzten die wenig attraktiven Stellen am unteren Ende der Einkommensskala (»Unterschichtungsprozess«). Aufgrund geringerer Qualifikation und meist unzureichender deutscher Sprachkenntnisse verblieben sie dort auch.

Durchschnittlich 20 bis 25 Prozent der ausländischen Arbeitskräfte waren weibliche Gastarbeiter, meist junge, alleinstehende Frauen, die aus Griechenland, Jugoslawien, aber auch der Türkei nach Deutschland zur Arbeit reisten. Die Herkunftsländer standen der Anwerbung junger Frauen ablehnend gegenüber, sie befürchteten einen negativen Einfluss auf die eigene Bevölkerungsentwicklung. Frauen waren für die Unternehmen die am günstigsten zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte, da ihre Tariflöhne bis zu 40 Prozent unter denen ihrer männlichen Kollegen lagen. Ausländische Arbeiternehmerinnen arbeiteten vor allem in der Textilindustrie, der Nahrungs- und Genussmittelindustrie oder im Dienstleistungsbereich. Typische Einsatzorte in Bremen waren die Norddeutsche Mende Rundfunk KG in Hemelingen, wo Elektroteile am Band gefertigt wurden, oder die Schokoladenfabrik Hachez in der Bremer Neustadt. Dort waren über 100 Arbeitsmigrantinnen meist in eigenen Kolonnen beschäftigt und in firmeneigenen Unterkünften wie dem Wohnheim in der Westerstraße untergebracht. Auch bei langjähriger Betriebszugehörigkeit wurden sie durchgängig nur als Ungelernte entlohnt. Einen weniger frauenspezifischen Arbeitsplatz hatten die ca. 100 ausländischen Schweißerinnen, die ab den 1970er Jahren auf der Vulkan-Werft in Bremen-Nord beschäftigt waren.¹³ Die zierlichen türkischen Arbeiterinnen mit Kopftuch entsprachen – wie eine Zeitzeugin beschreibt – so gar nicht dem erwarteten Phänotyp einer Schweißerin im Schiffbau. Trotz jahrzehntelanger Betriebszugehörigkeit pflegten

13 Vgl. Renate Meyer-Braun, *Frauenarbeit im Schiffbau – Schweißerinnen auf dem Bremer Vulkan*, in: *Brem. Jb.* 92, 2013, S. 292–295.

deutsche Schweißerinnen wenig Kontakte zu ihren türkischen Kolleginnen, was hauptsächlich auf Verständigungsschwierigkeiten durch mangelnde Sprachkenntnisse zurückgeführt wurde.

Die Eigenständigkeit und die Bedeutung der Gastarbeiterinnen ist aus dem öffentlichen Bewusstsein fast gänzlich verschwunden, da viele Frauen nach Familiengründung ihre Erwerbstätigkeit aufgaben oder erst nach 1973 in Folge des Familiennachzugs zuwanderten. Für die Anfangsjahre der Gastarbeiterbeschäftigung waren weibliche Arbeitskräfte oft gefragter als männliche, wie ein Hinweis des Leiters der Arbeitsvermittlung im Arbeitsamt Bremen, Günther Lotsch, verdeutlicht. Auf weibliche Arbeitskräfte müssten Firmen mehrere Monate warten. »Einfacher ist es dann schon (...) Ehepaare als Gastarbeiter zu verpflichten.«¹⁴

Unterbringungsfragen

Die Bereitstellung angemessener Unterkünfte für Gastarbeiter fiel in den Zuständigkeitsbereich der Unternehmen und stellte für viele Firmen ein unüberwindbares Hindernis da, denn die Lage auf dem Bremer Wohnungsmarkt blieb angespannt. Die Kaisen-Regierung hatte im ersten Nachkriegsjahrzehnt einseitig auf wirtschaftlichen Wiederaufbau gesetzt und den Wohnungsbau vernachlässigt. Die Anwerbeabkommen enthielten detaillierte Vorgaben für Wohnraummindestgrößen und Ausstattung (10 Kubikmeter Luftraum pro Person, maximal 6 Personen pro Zimmer), Verstöße wurden jedoch nicht sanktioniert. Das Bundesministerium für Wohnungsbau warnte die Minister der Länder bereits 1960 explizit davor, Wohnbaracken zur Unterbringung ausländischer Arbeiter zu genehmigen: »Barackensiedlungen mit ihren räumlichen und hygienischen Unzulänglichkeiten stellen eine dauernde Gefahr für ihre Bewohner und die gesamte Bevölkerung in deren Umkreis dar und sind eine Belastung für ein geordnetes Gemeinschaftsleben.«¹⁵ Die Kostenersparnisse beim Rohbau stünden zudem in keinem Verhältnis zu den Erschließungskosten und zu erwartenden Reparaturfolgekosten. In der Praxis befasste man sich jedoch weniger mit dem Neubau von Baracken, sondern vielmehr mit der Umnutzung bereits bestehender Bauten. In Bezug auf die Gastarbeiterbeschäftigung verfolgten Bremer Unternehmen verschiedene Strategien, die im Folgenden exemplarisch rekonstruiert werden sollen.

Das Beispiel Bremer Wollkämmerei (BWK)

Die Bremer Wollkämmerei in Blumenthal war der erste Bremer Betrieb, der sich gezielt um die Einstellung von Gastarbeitern bemühte und bis Mitte der 1960er Jahre die Bremer Arbeitsmarktstatistiken in Bezug auf ausländische Arbeitnehmer dominierte. Die BWK blickte bereits auf eine lange Tradition der Ausländerbeschäftigung zurück: Polnischen Saisonarbeitern ab dem 19.

14 Weser-Kurier Nr. 40 v. 17. 2. 1965, S. 13.

15 Bundesminister für Wohnungsbau A 1-1419/7/60 v. 25. 8. 1960, in: StAB 4,29/2-1479.

Jahrhundert folgten Zwangsarbeiter aus Polen und Osteuropa in der NS-Zeit. In den eintönigen, arbeitsintensiven Prozess der Lohnkämmerei ließen sich nicht nur angelernte, sondern auch körperlich weniger belastbare Arbeitskräfte wie Jugendliche und Frauen gut integrieren. Zudem verfügte die BWK über ein weitläufiges Firmenareal mit verschiedenen Unterbringungsmöglichkeiten im Stadtteil. Die Geschäftsführung der BWK gefiel sich in der Rolle als Pionier und Experte unter den Bremer Firmen in Fragen Gastarbeiterbeschäftigung – und wurde als solche gerne zu Rate gezogen. Im Sommer 1959 warb das Unternehmen 450 Gastarbeiter aus Italien an, worüber der Bremer Handelskammer telefonisch Bericht erstattet wurde, wie aus einem Vermerk hervorgeht: »Der Abtransport sei in geschlossenen Zügen erfolgt. Man müsse in der Regel das nehmen, was sich in VERONA (Sitz der deutschen Anwerbekommission E.D.) an Italienern zur Verfügung gestellt hat. Es sei also möglich, dass man ein ziemliches Sammelsurium bekommt. Daher sei eine entsprechende Abstimmung nach landschaftlicher Herkunft notwendig. Die Beschäftigung erfolge als ungelernete Arbeiter. Die Unterbringung erfolge geschlossen im Ledigenheim. Die Verpflegung komme aus der Werksküche. Dort sei unter Leitung einer der mitgekommenen Italienerinnen eine besondere Abteilung gebildet worden, die die italienischen Mahlzeiten herstelle und in getrennten Speiseräumen verabfolge. (...) Die Assimilierung im Betrieb sei ziemlich glatt vonstatten gegangen: Schwierigkeiten mit den deutschen Frauen in den Betrieben hätten sich nicht ergeben....«¹⁶ Stichwortartig werden darüber hinaus Fragen nach Qualifikation, Arbeitsleistung, Unterbringung, Sauberkeit abgehandelt. Der Bericht endet mit dem Satz: »Klagen über das Verhalten in der Öffentlichkeit der Italiener seien nicht gekommen.« Eine Momentaufnahme, wie sich ein Jahr später zeigen sollte.

Um die Unterbringungssituation zu verbessern, bot die Bundesanstalt für Arbeit ab 1961 Kredite zum Umbau oder Neubau von Unterkünften an. Jedoch scheuten viele Arbeitgeber diese Investition. Die BWK ließ in der George-Albrecht-Straße in Blumenthal ihre ehemaligen Ledigenheime zu Werkswohnheimen umbauen und Unterkünfte neu bauen. Den Italienern folgten Griechen, Türken und Jugoslawen. Die BWK gab an, bei ihrer Einstellungs politik Wert auf eine Durchmischung der Nationalitäten zu legen, damit es nicht zu einem Übergewicht einer Nationalität im Betrieb käme. Gerne wurden Ehepaare eingestellt, was zu Problemen bei der Unterbringung führte, denn in Wohnheimen war ausschließlich eine getrennt geschlechtliche Unterbringung gestattet. Die BWK gründete daher mit Bundesmitteln gefördert ein eigenes Wohnheim für ca. 50 Ehepaare. Jedes Paar bewohnte ein eingerichtetes Zimmer, für jeweils vier Paare gab es eine gemeinsame Toilette und Küche. Die Unterbringung von Kindern in Wohnheimen war nach Auflagen der Bundesanstalt ebenfalls nicht gestattet. Die italienischen Arbeitskräfte wurden daher vor die Alternative gestellt, entweder mit Kind zurück ins Herkunftsland zu gehen, das Kind in einem Kinderheim – vorgesehen war das

16 Vermerk betr. Fremdarbeiter bei der BWK vom 8. 12. 1959, zitiert nach: Karl Marten Barfuß (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 370.

katholische St. Theresienhaus in Vegesack – unterzubringen oder sich in der Umgebung des Werkes privat als Untermieter eine Bleibe zu suchen.¹⁷

Auf dem privaten Wohnungsmarkt standen Gastarbeiter in direkter Konkurrenz zu deutschen Wohnungssuchenden und mussten sich oft mit dem begnügen, was für Deutsche als nicht vermietbar galt. 1962 war die Zahl der Gastarbeiterkinder, die in Heimen untergebracht werden mussten, angeblich so stark angestiegen, dass die Arbeitsämter Müttern von unversorgten Kindern keine Arbeitserlaubnis mehr ausstellen sollten.¹⁸

Dennoch lässt sich der Personalreferent der Bremer Wollkämmerei, Günter Peters, 1965 mit folgenden Worten zitieren: »Er hob hervor, dass bisher lediglich größere Unternehmen an ausländischen Arbeitskräften interessiert gewesen seien, da sie bessere Möglichkeiten besäßen, die sozialen Voraussetzungen für die Aufnahme ausländischer Arbeiter zu schaffen.«¹⁹

Mit insgesamt 3300 Beschäftigten wies die Textilindustrie noch 1970 den höchsten Anteil ausländischer Beschäftigter innerhalb der Bremer Firmen aus. Erst als die BWK ab den 1970er Jahren damit begann, lang aufgeschobene Rationalisierungsmaßnahmen durchführen und den Maschinenpark modernisieren zu lassen, bedeutete dies in der Folge einen Rückgang und massiven Abbau von Gastarbeiter-Arbeitsplätzen.²⁰

Das Beispiel AG »Weser«

Die AG »Weser« und auch die Klöckner Werke verfolgten eine andere Strategie als die BWK: Sie beschäftigten hauptsächlich Arbeiter einer Nationalität, auch um die Kommunikation innerhalb des Betriebes zu erleichtern. Da der Mutterkonzern Krupp im Ruhrgebiet bereits gute Erfahrungen mit Gastarbeitern aus der Türkei gemacht hatte, bemühte man sich vorrangig um türkische Gastarbeiter. Die AG »Weser« entsandte eigene Mitarbeiter nach Istanbul, um dort für den Schiffbau geeignetes Personal zu finden bzw. in Schnellkursen anzulernen. Bei beiden Konzernen setzte die Gastarbeiterbeschäftigung relativ spät ein, zu einem Zeitpunkt als viele Migranten aus Italien und Spanien wegen des wirtschaftlichen Aufschwungs in ihren Herkunftsländern Deutschland wieder verließen. Aus Griechenland wurde die Anwerbung nach dem Militärputsch 1967 ganz ausgesetzt, so blieben Jugoslawien und die Türkei, was das Übergewicht dieser Herkunftsländer in den Bremer Statistiken erklärt.

Die ungebrochene Nachfrage an Arbeitskräften hatte allerdings auch zur Folge, dass sich die Lage auf dem Wohnungsmarkt weiterhin verschärfte. Bremen hatte Investitionen in diesem Bereich lange hinausgezögert, erst 1957 begann man mit dem Bau der Neuen Vahr Mittel für den sozial geförderten Wohnungsbau im großen Stil freizugeben. Davon unberührt blieb der Bedarf an günstigem Wohnraum.

17 Schreiben Bausenator v. 12. 12. 1961, in: StAB 4,29/2 - 1479.

18 Vgl. Weser-Kurier Nr. 237 v. 10. 10. 1962, S. 1 »Strengere Maßstäbe für Gastarbeiter«.

19 Weser-Kurier Nr. 134 v. 11. 6. 1965, S. 14 »Arbeitsmarkt noch nicht überfremdet«.

20 Vgl. Jörn Brinkhus: Lohnkämmerei und Wollhandel – Zur Überlieferung der Bremer Wollkämmerei im Staatsarchiv Bremen, in: Brem. Jb. 89, 2010, S. 292.

Ein Blick in den Anzeigenteil der Lokalzeitung zeigt, dass unter den vielen Wohnungs- und Mietgesuchen nun auch regelmäßig Inserate von Firmen zu finden waren, die »Unterkünfte für Gastarbeiter« suchten. Gefragt waren größere Einheiten für mehrere Gastarbeiterpaare oder Gruppen, vorzugsweise mit Stadtteilangabe, was auf die Nähe zur Arbeitsstätte schließen lässt. Explizit wurde auch nach Unterkunftsbaracken gesucht, sogar von Parzellen als Wohngelegenheiten für mehrere Gastarbeiter ist die Rede. (Abb. 3) Damit bewegten sich die Inserenten nicht nur an der Grenze des Zumutbaren, sondern auch der Legalität. Das Wohnen in Parzellengebäuden war zwar mit »Kaisen-Erlass« vom 1. 8. 1945 offiziell anerkannt worden – vorgesehen jedoch ausschließlich zur temporären Nutzung als Behelfsheim und Notunterkunft für durch den Krieg obdachlos gewordene

Personen. Ab Mitte der 1950er Jahre intensivierte die bremische Baubehörde ihre Bemühungen, die Behelfsheime ganz abzuschaffen. Mit Bundesmitteln wurden verschiedene »Baracken-Räumprogramme« finanziert, zusammen mit Bauträgern wie der »Bremischen Bau- und Siedlungsgesellschaft mbH« (Brebau) Notquartiere abgerissen und deren Bewohner in feste Wohnungen bzw. Eigenheime umgesiedelt. 1962 beschloss die Deputation für das Bauwesen mit einem Sonderprogramm die bestehenden 30 Wohnlager mit 210 Baracken in den nächsten Jahren abzureißen und deren circa 3.700 Bewohner in feste Wohnungen umzuquartieren.²¹ Ausgenommen waren die ca. 130 Baracken, die sich Anfang der 1960er Jahre noch in privater Hand befanden und weiterhin »bewirtschaftet«, d. h. auch bewohnt wurden.

21 Weser-Kurier Nr. 21 v. 25. 1. 1962, S. 3 »Sonderprogramm im Wohnungsbau«.

Wir suchen für Angestellte unseres Werkes

3- und 4-Zimmer-Wohnungen

Angebote erbitten wir schriftlich oder telefonisch an unsere Wohnungsverwaltung. Telefon 64 91 239.



KLÖCKNER-WERKE AG

HÜTTE BREMEN · BREMEN

Trockener Lagerraum

für Aktenablage, ca. 150 qm, in der Innenstadt, Nähe Markt, gesucht.

Angebote unter VN 782 an den Weser-Kurier, 28 Bremen 1, Postfach 38

Wir suchen für 4 Gastarbeiter unseres Betriebes

Wohngelegenheit (evtl. Parzelle)

in Bremen, mögl. linke Weserseite.

Angebote erbeten unter DZ 914 an den Weser-Kurier, 28 Bremen 1, Postf. 38.



Suchen

möblierte Zimmer

mit Kochgelegenheit und Badbenutzung (evtl. kleine abgeschl. möbl. 1-Zimmer-Wohnung).

Zuschriften erbeten an

Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft

Büro Bremen, Personalabteilung, Postfach 58, Telefon 3 16 91

Abb. 3: Mietgesuche für Gastarbeiterunterkünfte (»evtl. Parzelle«), Weser-Kurier vom 30. 7. 1965

Dazu zählten auch die Baracken am Halmerweg, deren Nutzungsgeschichte nicht nur symptomatisch für die Umgang mit der jüngeren Vergangenheit steht, sondern auch für das Dilemma des behördlichen Umgangs mit Gastarbeitern jenseits der Arbeitswelt.

Wohnlager Halmerweg

Viele der sogenannten Gemeinschaftsunterkünfte für ausländische Arbeiter gingen zurück auf die Zeit des Nationalsozialismus – in der Anlage, der Ausführung und vor allem der Wahrnehmung der Bevölkerung. Lagerbaracken, die im Zweiten Weltkrieg zur Unterbringung von NS-Zwangsarbeitern oder Bombengeschädigten gedient hatten, nach Kriegsende Wohnungslose und Flüchtlinge beherbergten, mussten nun baulich nahezu unverändert als Gastarbeiterwohnheime erhalten.

Ein eindrückliches Beispiel für eine derartige Wohnsituation waren die Barackenunterkünfte der AG »Weser« am Halmerweg in Gröpelingen. Laut Lagerlisten der Bremer Gestapo wurden im Barackenlager »Graf Spee« der Deschimag, Werk AG »Weser« (im Volksmund auch Marinelager genannt) 1943 ca. 700 Menschen untergebracht: 240 Ostarbeiter und Ostarbeiterinnen, 270 französische Kriegsgefangene sowie 150 Zwangsarbeiter unbekannter Nationalität.²² Nach dem Krieg nutzte die Stadt die Gebäude, um wohnungslos gewordene Familien und Flüchtlinge zu beherbergen. In Baracke 4 fand zwischenzeitlich auch das legendäre »Roxy«, eine der ersten Nachkriegsvergnügungsstätten in Gröpelingen, Quartier. In zwei Baracken betreute der Demokratische Frauenbund Deutschland von 1947 bis 1952 elternlose Kinder und Jugendliche. An diesen Teil der Geschichte erinnert heute eine Gedenkplakette am Halmerweg.

1960 forderte die AG »Weser« die Rückgabe ihrer Baracken vom Wohlfahrtsamt, um in den mittlerweile arg heruntergekommenen Gebäuden »alleinstehende ausländische Arbeitskräfte« unterzubringen.²³ Nach einem handschriftlichen Vermerk des Arbeitsamt Bremen waren dort 1962 ca. 210 Arbeitskräfte verschiedener Nationalität untergebracht: »50 I(taliener), 40 Gr(iechen), 61 Türk(en), 7 Span(ier), 48 Jugosl(awen)«²⁴. Auch der junge Hilfsarbeiter Isci Vedat, der 1964 für seine lebensrettende Tat ausgezeichnet wurde, wohnte im Lager Halmerweg. Daher konnte man ihn trotz geringer Anhaltspunkte schnell identifizieren und ausfindig machen.

Anfang der 1970er Jahre wurden ernste Anstrengungen unternommen, die Unterkünfte abreißen zu lassen. Dabei entstand das Problem, dass sich inhaltlich unterschiedlich ausgerichtete Vorhaben gegenseitig blockierten. Zum einen plante die AG »Weser« 1971 gemeinsam mit der Bremer Treuhand für etwa 300 Gastarbeiter, die bislang in den Baracken vor der Schule am Halmerweg lebten, Wohnungen zu bauen sowie die Fläche des Barackenlagers,

22 StAB 7,1066-372.

23 Senator für Wohlfahrt und Jugend am 26. 9. 1960, in: StAB 4,29/2-1479.

24 Vermerk Kramer vom 25. 9. 1962, in: ebd.

welches ursprünglich als Schulerweiterungsgelände vorgesehen war, mit Gastarbeiterwohnungen bebauen zu lassen.

Ein dem entgegengesetzter Plan sah vor, auf dem Gelände eine Siedlung für ca. 140 Obdachlose aus dem »U-Lager« im Industriehafen zu errichten. Gegen diese Maßnahme formierte sich lautstarker Protest im Stadtteil, Bürgerverein und Elternbeirat wehrten sich mit den Worten: »Wir wollen nicht das Milieugeschädigtenviertel von Bremen sein«²⁵. Zugleich hatte die AG »Weser« damit begonnen, weitere Baracken für Gastarbeiter in Lesum aufzustellen. Eine Maßnahme, die Bausenator Stefan Seifriz verbal scharf verurteilte: »Grundsätzlich habe er kein Verständnis dafür, dass nach Abschluss der staatlichen Barackenräumprogramme nunmehr erneut Baracken, diesmal für ausländische Arbeiter, errichtet werden«²⁶, jedoch nicht verhinderte. Auch die Baracken am Halmerweg blieben noch bis 1980 bestehen – und von Gastarbeitern bewohnt.

Die Massenunterkünfte führten zu einer zusätzlichen Stigmatisierung von Arbeitsmigranten, da sie oft mit sozialen Randgruppen und Armut assoziiert wurden. Im Jargon der Zeit wurde dies häufig, historisch unkorrekt mit dem Begriff der »Ghettoisierung« umschrieben. Auch der ersten Debatte in der Bremischen Bürgerschaft zum Thema »ausländische Arbeitnehmer« 1973 (Anfrage der CDU vom 26. 6. 1973) ging eine kontrovers geführte Auseinandersetzung voraus, die sich hauptsächlich an der Unterbringung von portugiesischen Hafentarbeitern entzündete.

Kulturelle Betreuung – Einzelfallhilfe und Caritasarbeit

Konflikte im Zusammenleben entstanden auch jenseits der Unterbringungsfrage. »Unsere Frauen und Töchter werden von den Italienern auf der Straße belästigt. – In den Gaststätten singen sie, auf den Straßen randalieren sie, sie glauben, die Herren im Land zu sein«²⁷, lautete 1960 die Beschwerde von Schülern und Lehrern der Mittelschule Wigmodistraße in Bremen-Nord, die sogar ein gemeinsames Gespräch mit den italienischen Gastarbeitern ablehnten. Um die Lage zu entspannen, plante der italienische Konsul für seine Landsleute eine »Benimmfibel« herauszugeben und verstärkte Anstrengungen zur Gründung eines »Centro Italiano«, allerdings mit Sitz in Bremen.

In der ländlichen Umgebung von Bremen-Nord fiel die Anwesenheit von 400 italienischen jungen Männern, die sich aus Mangel an Freizeitmöglichkeiten und Treffpunkten im Stadtteil bzw. in Gaststätten umhertrieben, natürlich anders ins Gewicht als im urbanen Milieu einer Großstadt. Die Lage eskalierte, als mehrere Gaststätten in Blumenthal Schilder mit der Aufschrift »Italiener unerwünscht« anbrachten und einem katholischen Geistlichen in Begleitung von zwei Italienern die Tür wiesen. Der Bremer Gaststättenverband zeigte sich

25 Vgl. StAB 4,31/6 - 69.

26 Aktenvermerk v. 18. 3. 1971, in: ebd.

27 Weser-Kurier Nr. 278 v. 8. 12. 1960, S. 3 »Anstandsfibel für die italienischen Arbeiter«.

entsetzt. Kaplan Henze war für den Caritasverband für den Bereich »Ausländerbetreuung« zuständig und hatte die Vorkommnisse öffentlich gemacht. Zusammen mit der katholischen Kolping-Familie lud er die Italiener im Nikolausheim zu einem Tag der offenen Tür ein.²⁸

Die Betreuung von Einwanderern wie Auswanderern zählte traditionell zu den Aufgaben kirchlicher Caritasarbeit. Dazu teilten die beiden christlichen Gemeinden die ausländischen Arbeiter nach nationaler und konfessioneller Herkunft unter sich auf. Diese scheinbar selbstverständliche stereotype Gleichsetzung von Nationalität und Religionszugehörigkeit bei Fragen der Gastarbeiterbetreuung zählt zu den weiteren Charakteristika dieser Zeit.

Der Caritasverband Bremen übernahm in seinen »Missionen ausländischer Arbeitnehmer« die Betreuung von Gastarbeitern aus Italien, Spanien, Portugal und Kroatien, die Innere Mission der evangelischen Kirche betreute Gastarbeiter aus Griechenland. Später übernahm die Arbeiterwohlfahrt die Betreuung von Arbeitsmigranten aus der Türkei, Nordafrika und Jugoslawien. Die konfessionell geprägten Angebote für Gastarbeiter standen unter dem patriarchalen Primat der seelsorgerischen Betreuung. Zu diesem Zweck ließ die katholische Kirche eigenes Personal im Ausland schulen oder zeitweise »Gastprediger« aus den Herkunftsländern einreisen. Der Bremer Caritasverband organisierte für die bei BWK beschäftigten Italiener die wöchentliche Zusendung eines Tonbands mit Predigten in ihrer Heimatsprache.²⁹ Mit derart bescheidenen Mitteln suchten Kirchenvertreter den Kontakt zu Arbeitsmigranten. Oft waren sie die Ersten, die sich unabhängig vom Arbeitsleben nach deren Befinden erkundigten.

Organisiert wurden auch Film- und Tanzveranstaltungen sowie Gesprächsabende. In Blumenthal gründete sich aus regelmäßigen Begegnungsabenden 1962 ein »Heim der offenen Tür« (Casa S. Nicola). Für Einzelpersonen stellte die katholische Kirche Wohnplätze im Kolpinghaus zur Verfügung. Inwieweit weltanschauliche Differenzen die alltägliche Arbeit beeinflussten, kann nur gemutmaßt werden.

Wo es wenig Fürsprache gab, zählte jede einzelne Stimme. In den Anfangsjahren der Gastarbeiterbeschäftigung gab es nur wenige, die sich meist aus persönlichem Interesse oder karitativem Engagement mit den Lebensumständen ausländischer Arbeiter in Bremen befassten. Im Einzelfall waren solche Hilfen durchaus erfolgreich. Zum Beispiel engagierte sich Helene Dehnkamp, Vorsitzende des AWO-Ortsausschusses in Blumenthal, schon Anfang der 1960er Jahre für die Belange griechischer Gastarbeiter in Bremen-Nord, lange bevor die AWO als Organisation dies zu ihren offiziellen Aufgaben machte.³⁰ Dass ihr Mann, Willy Dehnkamp, als Arbeitssenator ab 1963 auch für die kulturelle Betreuung der ausländischen Arbeitskräfte zuständig war, dürfte von gegenseitigem Vorteil gewesen sein.

28 Weser-Kurier Nr. 295 v. 17. 12. 1960, S. 4.

29 Weser-Kurier Nr. 19 v. 23. 1. 1962, S. 3 »Predigt kommt per Post«.

30 Vgl. Jürgen Blandow, Von Friedrich Ebert bis Ella Ehlers. Die Vorgeschichte und die Geschichte der bremischen Arbeiterwohlfahrt, Bremen 1995, S. 90.

Das Beispiel Vegesacker Fischerei-Gesellschaft

Behördlicherseits sind durch die konsularischen Vertretungen einzelne Fälle dokumentiert, wo sich Personen qua ihres Amtes für eine Besserstellung ihrer Landsleute einsetzten bzw. offen Missstände anprangerten. Insbesondere der portugiesische Konsul Dr. Antonio Cabral de Moncada erwies sich auf diesem Gebiet als sehr engagiert und hartnäckig. So wandte er sich 1965 wiederholt mit energischen Worten an die Senatskanzlei, um gegen die ungleiche Behandlung seiner Landsleute, die bei der Bremen-Vegesacker Fischerei-Gesellschaft (VFG) unter Vertrag standen, zu protestieren und um Abhilfe zu bitten.³¹ Die Vegesacker Fischerei-Gesellschaft beschäftigte seit 1961 durchschnittlich 220 Portugiesen, 160 Männer waren als Fischer und 60 Frauen als Heringspackerinnen eingestellt. Das Unternehmen belasteten schwere wirtschaftlichen Probleme, nur eines davon war der kontinuierliche Arbeitskräftemangel. Für Einheimische war die Loggerfischerei, also die Hochseefischerei auf Heringe aufgrund strapaziöser Arbeitsbedingungen, monatelanger Aufenthalte auf See und immer geringerer Fangmengen und damit Verdienstmöglichkeiten unattraktiv geworden war.

Um Abhilfe zu schaffen, hatte der Personalchef höchstpersönlich die Anwerbung von Gastarbeitern in die Hand genommen – und zwar im Rahmen eines Sommerurlaubs 1960 im portugiesischen Albufeira, aus dem er mit einem Bus voll mit portugiesischen Fischern zurückkehrte.³² Bei der Vermittlung der Fischer hatte der befreundete Bürgermeister des Ortes geholfen, die Einreisegenehmigung wurde über das deutsche Konsulat in Lissabon geregelt, und für den Transport sorgte ein befreundetes Busunternehmen. Auch in Bremen übernahm die VFG für ihre ausländischen Arbeitskräfte die Behördengänge wie Beantragung der Arbeitserlaubnis, Meldung bei der örtlichen Polizei zwecks Erteilung einer Aufenthaltserlaubnis. Daher behielt der Betrieb vorsorglich die Pässe der »Saisonarbeiter« ein, um sie in Deutschland bei der Ausländerpolizei vorzulegen. Dort wurde den Männern der Vermerk »Gültig nur für die Fischerei« in den Pass gestempelt, womit ein Arbeitsplatzwechsel und ein dauerhafter, legaler Aufenthalt an Land unterbunden wurde. Bei Ende der Vertragslaufzeit stellte die Fischerei-Gesellschaft ihre Arbeitskräfte vor die Wahl, entweder den Arbeitsvertrag zu verlängern oder nach Portugal zurückzukehren. Den durchschnittlich 60 bis 85 portugiesischen Frauen, die in der Fischverarbeitung tätig waren, wurde hingegen der Aufenthalt bewilligt. Getrennte Arbeitswelten, lange Abwesenheitszeiten der Männer auf See und die rechtliche Situation verhinderten ein gemeinsames Familienleben bzw. reduzierten dies auf die Liegezeiten der Flotte im Hafen.

Die Ausweglosigkeit der Situation führte nach Schilderung des Konsuls 1964 sogar dazu, dass sich eine verzweifelte portugiesische Ehefrau in der Werksunterkunft das Leben nahm, worauf andere Portugiesinnen umgehend

31 StAB 4,63/1-405-12 Bd. IV.

32 Zum Anwerbeprozess der VFG vgl. Anne Dünzelmann, Aneignung und Selbstbehauptung. Zum Prozess der Integration und Akkulturation von »GastarbeiterInnen« in Bremen, Bremen 2005, S. 39.

Deutschland verließen und in die Heimat zurückkehrten. Der Konsul kritisierte scharf, dass durch solche Entwicklungen Arbeitgeber zum »Arbeitszwinger werden, weil die Arbeiter keine andere Wahl haben.«³³ Er forderte eine Gleichbehandlung der männlichen und weiblichen Gastarbeiter und regte zudem eine engere Betreuung seiner Landsleute an, wahlweise über die katholische Kirche oder den DGB, da viele der portugiesischen Fischer gewerkschaftlich organisiert waren. Allein die Kontaktaufnahme erwies sich jedoch – wie Caritas-Direktor Dr. Carl Maritzky einräumte – im Unterschied zu den Spaniern und Italienern wegen mangelnder Sprachkenntnisse als schwierig. Der Konflikt löste sich 1968 durch die endgültige Aufgabe der Loggerfischerei durch die VFG. Einige der angeworbenen Fischer blieben jedoch in Bremen und wechselten in andere Arbeitsbereiche, u. a. zur Brauerei Beck und Co.

Das Sozialressort unterstützte mit harschen Worten das Anliegen des Konsuls: »Die keinesfalls auf wenige Einzelfälle beschränkte Ausbeutung von Gastarbeitern, die diesen drohenden Rechtsverluste aus Unkenntnis und geringer intellektueller Befähigung, aber auch das gelegentliche Unverständnis deutscher Verwaltungsbehörden, ist dem mit der Aufnahme von Gastarbeitern u. a. angestrebten Zweck, die Verständigung zwischen den Völkern zu fördern, wenig zuträglich. Es wäre daher wohl der Mühe wert (...) eine Verbesserung der sozialen Eingliederung der Gastarbeiter, soweit dies mit Verwaltungsmaßnahmen und -mitteln möglich erscheint, anzustreben.«³⁴ Aussagen wie diese können für einen sich abzeichnenden Paradigmenwechsel im Umgang mit ausländischen Arbeitnehmern gewertet werden: Gastarbeiter als Botschafter der Völkerverständigung, deren soziale Eingliederung es zu verbessern gilt.

Koordination der Betreuungsmaßnahmen

Dabei waren erste Schritte bereits institutionalisiert worden. Unter Federführung und Verwaltung der Arbeiterkammer Bremen hatte sich 1964 eine Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung ausländischer Arbeitnehmer konstituiert, mit dem Ziel der Koordination der Betreuungsmaßnahmen der einzelnen Verbände und Einrichtungen. Finanziert wurde die Arbeit durch die Kammerbeiträge, die die ausländischen Arbeiter ähnlich wie die Kirchensteuer von ihrem Lohn zu entrichten hatten, wodurch sie indirekt ihre Betreuung selbst finanzierten. Die Arbeitsgemeinschaft war ein Bündnis aus Gewerkschaften, Kirchen und Wohlfahrtsverbänden. Konkret gehörten dieser 1964 an: die Arbeiterkammer, der DGB, Arbeit und Leben (gewerkschaftlicher Bildungsträger), die Gewerkschaft Textil und Bekleidung, die Gewerkschaft Nahrung, Genuss, Gaststätten, die IG Metall, die Innere Mission und die Arbeiterwohlfahrt.³⁵ Damit hatten sich neben dem katholischen Caritasverband, der zu einem

33 Schreiben des Portugiesischen Konsulats an die Senatskanzlei v. 28. 6. 1965, in: StAB 4,63/1-405-12 Bd. IV.

34 Schreiben Senator für Wohlfahrt vom 12. 12. 1967, in: ebd.

35 Zunächst nahmen auch Unternehmensvertreter der BWK, der Norddeutschen Steingutfabrik und der Bremer Tauwerk-Fabrik an Sitzungen des Arbeitskreises teil.

späteren Zeitpunkt beirat – abgesehen von den Interessensvertretungen der ausländischen Arbeiter selber –, die wichtigsten Organe zusammengetan, die mit den Belangen von Gastarbeitern im Land Bremen befasst waren. Durch Austausch auf Bundesebene konnte man auf Erfahrungen aus anderen Bundesländern zurückgreifen. Zu den ersten Amtshandlungen zählte die Einrichtung eines »Klubraums der offenen Tür« in der Gaststätte »Lüssumer Grund« in Bremen-Blumenthal, der Anfang 1965 eröffnet wurde.³⁶ Angeboten wurden hier verschiedene Betreuungsmaßnahmen wie Arbeits- und Sozialberatung, aber auch Staatsbürgerkunde und Sprachkurse. Des Weiteren sollte das Zentrum allen Gastarbeitern zur »ungezwungenen Freizeitgestaltung zur Verfügung«³⁷ stehen. Dafür war es nach dem Vorbild eines Jugendfreizeitheims mit Schallplatten, Brettspielen, Büchern und Zeitschriften, einer TV-Anlage und Sitzgelegenheiten ausgestattet worden. Die Presse berichtete ausführlich über den neuen Treffpunkt, den die Arbeiterkammer mit 30.000 Mark förderte. Zur Eröffnung wurde der Raum sogar mit Agionero, heiligem Wasser aus Griechenland geweiht. Als Glücksfall erwies sich die Einstellung von Renate Protopappas. Die Mitarbeiterin der Arbeiterkammer war mit einem Griechen verheiratet und fungierte nicht nur als Dolmetscherin. Sie sorgte für einen direkten Informationsfluss zwischen der griechischen Community und den Gewerkschaften, berichtete auch über politische Einstellungen, Konflikte, die aus der Situation im Herkunftsland herrührten, und erklärte, warum es zu Schwierigkeiten bei der Durchführung von Deutschkursen kam. Wie sich herausstellte, gab es unter den griechischen Gastarbeitern viele Analphabeten, die aus Scham vor den eigenen Landsleuten Desinteresse vorschützten. Der beginnende Austausch zwischen deutschen Institutionen und griechischer Community förderte zugleich generell die Aufmerksamkeit für die Belange ausländischer Arbeiter. Im Juni 1964 befassten sich erstmalig die SPD-Betriebsgruppen landesweit mit den Problemen ausländischer Gastarbeiter. Neben der Betreuungsarbeit durch staatliche und kirchliche Einrichtungen entwickelte sich auch die Selbstorganisation der Arbeitsmigranten in Vereinen und Treffpunkten. Im Frühjahr 1964 hatten sich die 600 in Bremen und Delmenhorst lebenden Griechen zur »Griechische Gemeinde in Bremen und Umgebung« zusammengeschlossen, die ihre Forderungen offensiv zu artikulieren wusste: »Zusammengefasst wollen die Griechen eine eigene Kirche, einen griechischen Lehrer und ein Kinderheim. Weiter ein Verbindungsbüro in Bremen und Delmenhorst, um in der Öffentlichkeit nicht völlig abseits zu stehen.«³⁸

Um der wachsenden Zahl türkischer Gastarbeiter gerecht zu werden, wurde Anfang 1966 ein zweites Betreuungszentrum im Stadtteil Findorff eröffnet, welches jedoch aufgrund seiner Lage und unzureichenden Größe bald in ein Gebäude in der Kohlhöckerstraße 13 im Ostertorviertel umzog. Die Organisation unterstand hier der Arbeiterwohlfahrt. Zusammen mit dem »Verein für türkische Arbeitnehmer« und einem hauptamtlich beschäftigten türkischen

36 Weser-Kurier Nr. 16 v. 20. 1. 1965, S. 11.

37 Schreiben Arbeiterkammer v. 6. 12. 1965, in: StAB 4,63/1-405-12 Bd. IV.

38 Weser-Kurier Nr. 115 v. 20. 5. 1964, S. 12 »Griechen wünschen eigene Schule und Kirche«.

Mitarbeiter wurden Bildungsangebote für unterschiedliche Zielgruppen, unter anderem Türkisch-Sprachkurse für Kinder angeboten.³⁹ Jedoch wurde das Zentrum von den meist über das Stadtgebiet verteilt wohnenden türkischen Gastarbeitern allenfalls am Wochenende besucht.

Staatsfeinde wider Willen

Ein Thema, welches die Nachkriegszeit in der Bundesrepublik ständig begleitete, war die Gefahr einer kommunistischen Bedrohung. Zunächst standen vor allem Gastarbeiter aus Italien unter Verdacht, die Bundesrepublik gezielt kommunistisch unterwandern zu wollen. 1963 warnten Sicherheitskreise zudem davor, dass sich Gastarbeiter auch aus Unwissenheit zu Werkzeugen Moskaus instrumentalisieren ließen. Rundfunksender in Ostberlin, Prag und Budapest sendeten jeden Nachmittag bis in die Nacht Programme auf Spanisch, Griechisch und Italienisch, um Gastarbeiter »mit kommunistischer Propaganda (zu) berieseln«⁴⁰. Schilderungen von Gastarbeitern über »Mängel in der Unterbringung, Verpflegung, Isolierung unter den deutschen Kollegen, die ferne Familie« würden genutzt, um Spione anzuwerben oder die Situation in Deutschland auszuspionieren. Gefordert wurden mehr »Sonderprogramme für ausländische Gastarbeiter« der öffentlichen Rundfunksender sowie eine engere Betreuung und Aufklärung durch die Gewerkschaften.

Zur Rolle der Gewerkschaften

Bemerkenswert zur ambivalenten Rolle der Gewerkschaften ist, dass diese zumindest verbal die Einheit der Arbeiterklasse vertraten, sich aber in Bezug auf die ausländischen Kollegen im Betrieb eher reserviert verhielten. Immerhin war es ihrem Einfluss zu verdanken, dass in den Anwerbeabkommen Ausländer arbeits- und sozialrechtlich Inländern gleichgestellt wurden. Trotzdem blieb ein gewisses Misstrauen gegenüber Gastarbeitern auf gewerkschaftlicher Seite bestehen. Zum einen verdächtigte man sie, Konkurrenzorganisationen (womöglich kommunistische) aufzubauen, zum anderen sich als Handlanger der Arbeitgeber zu verdingen. Die jungen, ungelerten Arbeitskräfte standen in dem Ruf, jede Drecksarbeit anzunehmen und bis zum Umfallen Überstunden zu machen. Das Verhältnis besserte sich, als Gastarbeitern durch Änderung des Betriebsverfassungsgesetzes 1965 Mitspracherechte eingeräumt wurden und sie sich in den Betriebsrat wählen lassen konnten. Je nach Branche, Betriebsgröße, Anteil der ausländischen Arbeiter oder Verfassung des Betriebsrats konnte die Interaktion zwischen Gewerkschaften und Arbeitsmigranten sehr unterschiedlich verlaufen. In den Bremer Großbetrieben, wo Gewerkschaften traditionell eine gewichtige Rolle einnahmen, sind schon früh deutliche Bemühungen der Einbeziehung von Arbeitsmigranten dokumentiert.

Wie spannungsgeladen jedoch das Verhältnis zwischen Gewerkschaften und Migranten-Communities blieb, zeigte sich im Sommer 1973, als bundesweit –

39 Vgl. Jürgen Blandow (wie Anm. 30), S. 108.

40 Weser-Kurier Nr. 69 v. 22. 3. 1963 »Sabotage Aufruf an Gastarbeiter«.

auch auf der Klöckner-Hütte und bei Nordmende in Bremen – »wilde Streiks« mit migrantischer Beteiligung eskalierten. Während sich etablierte Gewerkschaftsvertreter von diesen Aktionsformen distanzieren, erfuhren sie Unterstützung von jungen Linken, die als Betriebsaktivisten in die Fabriken gegangen waren und die in den Gastarbeitern nun neue revolutionäre Subjekte sahen. Der bekannteste dieser Streiks wurde 1973 im Kölner Ford-Werk ausgetragen und gewaltsam von der Polizei beendet. Die Boulevard-Presse diffamierte den Arbeitskampf als »Türkenterror«, was die Meinung in der deutschen Öffentlichkeit nachhaltig negativ beeinflusste.

Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung in den 1950er und 1960er Jahren begegnete den Gastarbeitern eher mit Neugier und Wohlwollen statt mit Abwehr. Allgemein wertete man die Anwesenheit der ausländischen Arbeiter eher als Bestätigung der eigenen Wirtschaftsleistung denn als Konkurrenz. Im Alltag gab es wenig Berührungspunkte, daher fiel der Medienberichterstattung eine wichtige Rolle zu. Hier differenzierte sich das Bild je nach Herkunftsländern und Dauer der Beschäftigung. Während die anfänglich wilden »Südländer« aus Italien, Spanien, Griechenland und Portugal im Laufe der Jahrzehnte immer mehr zu guten Europäern und Angehörigen von Kulturnationen wurden, verstärkte sich bei Arbeitsmigranten aus der Türkei (und Nordafrika) die Wahrnehmung der Fremdheit durch Sprache, Kleidung, Religion und Lebensstil.

Anwerbestopp

In den 1970er Jahren erlebte der Arbeitsmarkt einen nachhaltigen Strukturwandel, was zum Niedergang der alten Industrien und in der Folge zu Entlassungen führte. Besonders betroffen waren gering qualifizierte Arbeitskräfte, deren Arbeitsplätze als erste Rationalisierungsmaßnahmen zum Opfer fielen. Im November 1973 erließ das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung den Anwerbestopp. Dieser beendete einseitig das Modell der Gastarbeiterbeschäftigung und betraf alle Anwerbestaaten außer Italien. Ausländer aus Nicht-EG-Staaten, dazu zählten bis 1981 auch Griechenland, Portugal und Spanien, konnten fortan nur noch unter strengen Auflagen eine Arbeitserlaubnis in Deutschland erhalten. Begründet wurde der Anwerbestopp durch eine drohende Rezession in Folge der Ölpreiskrise. Neuere Forschungen belegen, dass Anwerbestopp wie Anwerbeabkommen im Kontext der europäischen Migrationspolitik zu betrachten sind. Die SPD-FDP-Koalition der Bundesregierung versprach sich nicht nur ein Ende des Zuzugs, sondern auch einen nachhaltigen Rückgang des Anteils ausländischer Bevölkerung. Erreicht wurde das Gegenteil. Aus Angst, als Arbeitsmigranten nicht wieder nach Deutschland einreisen zu dürfen, entschieden sich die meisten Gastarbeiter dazu, vorerst nicht in ihr Heimatland zurückzukehren. Zudem brachten sie ihre Familienangehörigen (erlaubt waren Ehepartner und Kinder) nach Deutschland, was nach dem Ausländergesetz von 1965 weiterhin möglich war. Damit war die Entscheidung, unabhängig von der persönlichen Lebensplanung, dauerhaft im Anwerbeland zu bleiben, gefallen, wurde jedoch rhetorisch auf einen unbestimmten Zeitpunkt – »Im nächsten Jahr gehen wir zurück« – verschoben.

Schluss

In der langen Amtszeit von Wilhelm Kaisen als Bürgermeister und Präsident des Senat der Freien Hansestadt Bremen 1945–1965 gab es Themen, die Kaisen über Jahre hinweg beharrlich verfolgte, sei es, weil er sie für politisch notwendig hielt, sei es, weil sie ihn auch aus persönlichen Gründen bewegten – wie zum Beispiel das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen. Das Thema Arbeitsmigration zählte nicht dazu, weder in Bremen noch woanders auf der bundesdeutschen Agenda.

Die ersten Jahre der Arbeitsmigration von der Ankunft erster Gastarbeiter in Bremen 1959 bis hin zur ersten Bürgerschaftsdebatte 1973 umfassen einen Zeitraum, der als Zeit der ungenutzten Chancen charakterisiert werden kann. Dies lässt sich nicht nur mit niedrigen Zuwandererzahlen begründen. Arbeitsmigration wurde vorrangig wirtschaftlichen Gesichtspunkten untergeordnet und weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit verhandelt. Unternehmen erhielten freie Hand – nicht nur die Arbeitswelt betreffend, wo gewerkschaftliche Kontrolle mehr oder weniger funktionierte, sondern vor allem in Bezug auf die gesellschaftlichen und sozialen Folgen der Zuwanderung. Herausforderungen, die zum Beispiel durch den Familiennachzug entstanden, deuteten sich bereits in den 1960er Jahren an, wurden jedoch als Einzelfälle aufgefasst – und als solche individuell durchaus erfolgreich mit Hilfe von Einzelpersonen, Verbänden und konsularischer Intervention gelöst. Die Notwendigkeit politischer Verantwortungsübernahme setzte erst ein, als viele Entwicklungen verstärkt durch die Wirtschaftskrise der 1970er Jahre nicht mehr zu übersehen waren. Dazu war mit den »Gastarbeiterkindern« eine nächste Generation herangewachsen, die ihren Lebensmittelpunkt mehrheitlich in der Bundesrepublik verortete und daher offensiver gesellschaftliche Teilhabe einforderte.

Von Spurensuche bis Besuchsprogramm: Der lange Weg der Erinnerung an NS-Zwangsarbeit in Bremen seit den 1980er Jahren

Von Lena Langensiepen

Einleitung¹

Bis zu 70.000 Menschen aus zahlreichen Ländern Europas wurden in den Jahren 1939 bis 1945 als ZwangsarbeiterInnen in Bremer Rüstungsfabriken, städtischen Betrieben, auf Baustellen, bei der Beseitigung von Trümmern nach Bombenangriffen, in Privathaushalten und in der Landwirtschaft eingesetzt.² Nicht nur deutsche Oppositionelle und andere aus »rassistischen« oder ideologischen Gründen Verfolgte, die in Bremer Außenlagern des KZ Neuengamme und im Arbeitserziehungslager Farge inhaftiert wurden, waren darunter, sondern auch französische, sowjetische, polnische und italienische Kriegsgefangene sowie tausende Zivilpersonen aus besetzten Ländern in Ost- und Westeuropa. Aufgrund seiner Schiffswerften und der Fahrzeug- und Flugzeugherstellung war Bremen in besonderem Maße kriegswichtig und früh von Zwangsarbeit abhängig.³ Dennoch blieben diese Opfer des NS-Regimes in Bremen fast vierzig Jahre weder anerkannt oder entschädigt noch wurde ihrer öffentlich gedacht. Eine Pionierfunktion in der Aufarbeitung der Geschichte von Zwangsarbeit hatten seit Beginn der 1980er Jahre zivilgesellschaftliche Initiativen.

1 Dieser Aufsatz basiert auf einer Masterarbeit, die im Sommersemester 2016 am Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bremen von Frau Prof. Dr. Magdalena Waligórska und Frau Dr. Ulrike Huhn begutachtet wurde.

2 Für das Jahr 1942 berechnet Eva Determann einen Durchschnitt von rund 20 Prozent ausländischer ArbeiterInnen an der Gesamtzahl der Personen, die innerhalb der Stadt Bremen beschäftigt waren. In von der Gestapo gefertigten Evakuierungslisten von September 1944 werden 38.567 ausländische ZivilarbeiterInnen, davon 25.914 männliche und 12.653 weibliche, aufgeführt. Nicht mitgerechnet sind dabei KZ-Häftlinge und Kriegsgefangene. Determann hält diese Angabe jedoch für zu niedrig und schätzt die Gesamtzahl der in Bremen in den Jahren 1939 bis 1945 eingesetzten ZwangsarbeiterInnen auf rund 75.000. Vgl. Eva Determann, Zwangsarbeit in Bremen. Ein Überblick, in: Walerjan Wróbel Verein Zwangsarbeit e.V. (Hrsg.), Vergessene Opfer. Die Erinnerungsarbeit des Vereins Walerjan Wróbel Verein Zwangsarbeit e.V. (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen 40), Bremen 2007, S. 23–37, hier: S. 25.

3 Vgl. Eike Hemmer, Robert Milbradt, Bei »Bummeln« drohte Gestapohaft. Zwangsarbeit auf der Norddeutschen Hütte während der NS-Herrschaft, Bremen 2007, S. 6.

Im Folgenden soll dargestellt werden, wie sich der Umgang mit den Orten und den Opfern von NS-Zwangsarbeit in Bremen wandelte. Dazu werden zivilgesellschaftliche Akteure untersucht, die sich in den 1980er, 1990er und frühen 2000er Jahren mit dem Thema befassten. Als eine der ersten Initiativen machte der Antifaschistische Arbeitskreis im Gustav-Heinemann-Bürgerhaus in Bremen-Vegesack seit 1980 bei Antifaschistischen Stadtrundfahrten auf Einsatzorte und Lager zur NS-Zwangsarbeit in Bremen-Nord aufmerksam. Auch setzten sich seine Mitglieder für die Errichtung eines Mahnmals am Bunker Valentin in Bremen-Farge ein. Eine andere Ausrichtung hatte der zu Beginn der 1990er Jahre im Bremer Staatsarchiv gegründete Verein Walerjan Wróbel Verein Zwangsarbeit e.V. Er war von 1999 bis 2005 für die Durchführung eines Besuchsprogramms des Bremer Senats für ehemalige ZwangsarbeiterInnen aus Osteuropa zuständig. Auch der Ende der 1990er Jahre aus einer Anwohnerinitiative in Farge entstandene Verein Dokumentations- und Gedenkstätte Geschichtslehrpfad Lagerstraße / U-Boot-Bunker Valentin e.V. wollte an die Geschichte der Zwangsarbeiter⁴ in Bremen-Nord erinnern. Dazu entwickelte er einen Lehrpfad auf dem ehemaligen Lagergelände nahe dem Bunker Valentin. Diese drei Initiativen stellen nur eine Auswahl der Akteure dar, die sich in der Aufarbeitung von NS-Zwangsarbeit in Bremen engagierten. Sie wurden ausgewählt, da sie in Bremen und Bremen-Nord besonders sichtbar waren. Vor allem in den 1980er Jahren befasste sich eine Reihe weiterer Initiativen und Einzelpersonen mit dem Thema.⁵

Auf Grundlage von zeitgenössischen Publikationen der Initiativen sowie themenzentrierten Interviews mit drei Gründungsmitgliedern⁶ werden folgende Fragen untersucht: Was waren Auslöser und Beweggründe der Akteure, sich zum jeweiligen Zeitpunkt mit dem Thema NS-Zwangsarbeit zu befassen? Welche Formen der Auseinandersetzung wählten die Initiativen, um an ZwangsarbeiterInnen als »vergessene Opfer« zu erinnern und ihre Anerkennung zu erreichen? Welche öffentliche Beachtung und politische Unterstützung erfuhren die Initiativen, und wie veränderte sich der gesellschaftliche Umgang mit dem Thema in Folge ihrer Aktivitäten? Lassen sich Besonderheiten im Bremer Umgang mit der Geschichte von NS-Zwangsarbeit feststellen? Der Aufsatz zeichnet chronologisch nach, wie sich das Thema in Bremen von einem

- 4 Im Folgenden wird immer dann eine gendergerechte Form verwendet, wenn beide Geschlechter gemeint sind. Am Bau des Bunkers Valentin arbeiteten ausschließlich männliche Zwangsarbeiter.
- 5 Hier sind vor allem die Abrüstungsinitiative Bremer Kirchengemeinden, welche verschiedene Projekte zur Erinnerung an NS-Zwangsarbeit in Bremen-Neustadt organisierte, sowie eine Gruppe von Angestellten der Klöckner-Werke (Stahlwerke Bremen) zu nennen. Sie führten Interviews mit ehemaligen MitarbeiterInnen und erforschten den Einsatz von ausländischen ZwangsarbeiterInnen und KZ-Häftlingen im Werk während des Krieges mithilfe von Personalkarteien.
- 6 Bei den Interviewten handelt es sich um drei männliche Gründungsmitglieder der Initiativen. Sie wurden ausgewählt, da sie den gesamten Zeitraum des Bestehens der jeweiligen Gruppen mitverfolgt haben, während weibliche Mitglieder, wie Eva Determann für Walerjan Wróbel e.V., oft erst zu einem späteren Zeitpunkt zu den Initiativen hinzustießen.

verkannten NS-Verbrechen in den Nachkriegsjahrzehnten zu einem relevanten Gegenstand öffentlicher Debatten entwickelte.

Auf Spurensuche: Die Wiederentdeckung der Lager in den 1980er Jahren

Lange galt der Einsatz von Zwangsarbeit als »übliche Begleiterscheinung von Krieg und Besatzungsherrschaft«⁷. In den 1950er Jahren engagierten sich einzelne Bremer Bürger für eine Kenntlichmachung des ehemaligen KZ-Außenlagers Farge in Bremen-Nord.⁸ Ihre Forderungen nach einer Erinnerung an die Opfer bezogen sich jedoch ausschließlich auf deren Inhaftierung in Konzentrationslagern, während die von ihnen geleistete Zwangsarbeit nicht im Vordergrund stand. Zivile ausländische ZwangsarbeiterInnen und Kriegsgefangene wurden zu diesem Zeitpunkt nicht erwähnt. Auch blieben diese Opfer von der deutschen Entschädigungsgesetzgebung von 1953 unberücksichtigt.⁹ In den 1960er Jahren wurden Orte wie das Gelände um den Bunker Valentin anderweitig genutzt und von ihrer Entstehungsgeschichte entkoppelt.¹⁰

Ende der 1970er Jahre lässt sich in der Bundesrepublik eine erinnerungskulturelle Wende festmachen. Das zunehmende Interesse an der Geschichte des Nationalsozialismus zeigte sich beispielhaft in der medialen Auseinandersetzung mit der 1979 ausgestrahlten Serie »Holocaust« wie auch im Interesse an der Alltagsgeschichte im Nationalsozialismus.¹¹ Von einem neuen Geschichtsbewusstsein zeugten auch lokale Geschichtswerkstätten und andere zivilgesellschaftliche Initiativen, die sich vielerorts gründeten. Sie übten Kritik an der bisherigen Vergangenheitsbewältigung in der Bundesrepublik und begannen selbstständig, nach »Spuren verdrängter Vergangenheit an ihrem Ort und in ihrer Region«¹² zu suchen. Ein Schwerpunkt lag dabei auf der Erforschung von Alltagserfahrungen der Deutschen im Nationalsozialismus.

7 Siehe Günther Saathoff, Einleitung, in: Volkhard Knigge u. a. (Hrsg.), Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg. Begleitband zur Ausstellung, Weimar 2010, S. 6–11, hier S. 4.

8 Josef Wanschura an den Präsidenten des Senats Wilhelm Kaisen, 23. 11. 1949, StAB 4, 29/1-1109.

9 Vgl. Henning Borggräfe, Deutsche Unternehmen und das Erbe der NS-Zwangsarbeit. Verlauf und Folgen des Streits um Entschädigung seit den 1990er Jahren, in: Jörg Osterloh, Harald Wixforth (Hrsg.), Unternehmer und NS-Verbrechen. Wirtschaftseliten im »Dritten Reich« und in der Bundesrepublik Deutschland (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts 23), Frankfurt am Main 2014, S. 363–390.

10 Vgl. dazu Julia Pörtner, »Was wird aus dem Bunker Valentin?« Der geschichtspolitische Umgang mit dem ehemaligen U-Boot-Bunker Valentin in Bremen von 1946 bis 1989, in: Brem. Jb. 89, 2010, S. 262–283.

11 Deutlich wird dies unter anderem am Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, der sich in den Jahren 1980/81 dem Thema »Alltag im Nationalsozialismus« widmete und eine große Teilnahme erfuhr.

12 Siehe Ulrike Puvogel, Einleitung, in: dies., Martin Stankowski (Hrsg.), Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, Bd. 1, Bonn 1995, S. 9–14, hier S. 11.

Doch auch das Schicksal derjenigen, die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung geworden waren, geriet in den Fokus. Einige der Geschichtsinitiativen befassten sich erstmals mit den »vergessenen Opfern« von Zwangsarbeit.¹³ Ihr Engagement ging dabei über eine Erforschung der Vergangenheit hinaus. Oftmals beabsichtigten die Akteure mit ihrer Aufarbeitung der Geschichte vor Ort eine kritische Reflexion über zeitgenössische politische Zusammenhänge anzuregen.¹⁴

Auch in Bremen begannen zivilgesellschaftliche Akteure nach Spuren nationalsozialistischer Verbrechen zu suchen. Eine Initiative, die sich zu Beginn der 1980er Jahre maßgeblich für die Erinnerung an Opfer von NS-Verfolgung in Bremen-Nord einsetzte, war der Antifaschistische Arbeitskreis im Bürgerhaus Vegesack: »Man kann schon sagen, dass wir hier im Stadtteil für einiges an Aufsehen sorgten, weil es damals noch recht ungewöhnlich war, sich mit solch einer Thematik zu beschäftigen,«¹⁵ fasst Gerd Meyer die Ausgangssituation zusammen. Meyer, der sich zuvor in der Antifaschismus-Arbeit in Hannover-Linden engagiert hatte, trat 1979 eine Stelle als Leiter des Bürgerhauses Bremen-Vegesack an. Ein wichtiger Bestandteil seiner Tätigkeit wurde die Stadtteilkulturarbeit, bei der Anwohnende zum Mitwirken in ihrem Stadtteil, auch zur Erforschung der eigenen Geschichte, angeregt werden sollten: »Insofern bedeutet Stadtteil(kultur)arbeit auch, Leute zu ermutigen: nimm dein eigenes Leben ernst, und das was du selber bist, nicht nur die sogenannten großen Persönlichkeiten. Du selber hast auch was erlebt, was berichtenswert ist«¹⁶, so Meyer. Um die Vergangenheit vor Ort zu ergründen, organisierte der Arbeitskreis seit 1980 Antifaschistische Stadtrundfahrten zu Orten, an denen Spuren von »antifaschistischem Widerstand« und NS-Verfolgung sichtbar waren. Solche alternativen Stadtrundfahrten wurden zu Beginn der 1980er Jahre in vielen westdeutschen Städten durchgeführt.¹⁷ Organisatoren waren zivilgesellschaftliche Initiativen oder Einzelpersonen, oft in Zusammenarbeit mit Verbänden ehemaliger Verfolgter, wie der Vereinigung der Verfolgten des

13 Den Begriff der »Vergessenen Opfer« prägten Organisationen, um auf die mangelnde Wahrnehmung des Verfolgungsschicksals von Opfern hinzuweisen, die bis dahin nicht in der deutschen Rechtsprechung berücksichtigt worden waren. Dazu gehörten neben ZwangsarbeiterInnen auch Sinti und Roma, Homosexuelle und Euthanasie-Opfer. Vgl. zum Beispiel: Projektgruppe für die Vergessenen Opfer des NS-Regimes (Hrsg.), »Verachtet – verfolgt – vernichtet« Zu den vergessenen Opfern des NS-Regimes, Hamburg 1986.

14 Vgl. Jenny Wüstenberg, Vom alternativen Laden zum Dienstleistungsbetrieb: the Berliner Geschichtswerkstatt. A Case Study in Activist Memory Politics, in: German Studies Review 32, 2009, S. 591–618, hier S. 596.

15 Interview geführt von Dr. Christel Trouvé mit Gerd Meyer am 14. 04. 2015, Teil 1, aufbewahrt am Denkort Bunker Valentin / Landeszentrale für politische Bildung Bremen. Zur besseren Lesbarkeit wurden einige Zitate sprachlich geglättet, ohne den Inhalt zu verändern.

16 Interview geführt von Lena Langensiepen mit Gerd Meyer, 19. 10. 2015, Teil 1.

17 Vgl. Sigi Pach, Alternative Stadtrundfahrten. Das Hamburger Modell, in: Benno Hafenecker u. a. (Hrsg.), Dem Faschismus das Wasser abgraben, München 1981, S. 56–68.

Nazi-Regimes – Bund der Antifaschisten (VVN-BdA). Dabei stand besonders die Erinnerung an Opfer politischer Verfolgung im Nationalsozialismus im Vordergrund. In einer Broschüre zu den Nordbremer Stadtrundfahrten aus dem Jahr 1983 heißt es: »Wer weiß denn heute noch, welche Bedeutung dieses Bauwerk, jene Straße, diese Gedenkstätte, oder einfach ein leerer Platz in Bremen-Nord hat? Nicht irgendeine Bedeutung, sondern im Sinne des antifaschistischen Widerstandes, des Terrors des Naziregimes, oder der Demokratischen- und Arbeiterbewegung«. ¹⁸

Zwangsarbeit wurde oft nur als Teilaspekt der Geschichte der Konzentrationslager thematisiert. Im Gegensatz zu den alternativen Stadtrundfahrten in anderen Städten beschränkten sich die OrganisatorInnen in Bremen-Nord jedoch nicht ausschließlich auf diesen Aspekt der Geschichte von KZ-Zwangsarbeit, sondern suchten auch Standorte verschiedener Arbeitslager für ausländische Zivilpersonen auf. Ein Programm der in Bremen-Nord angefahrenen Orte zeigt, dass sie auch ehemalige Lager für Kriegsgefangene in der Nähe von Großbetrieben thematisierten. ¹⁹ Neben der Erinnerung an ehemalige Lager und Orte von Widerstandshandlungen sollten die Fahrten dazu dienen, vor der Gefahr eines Wiedererstarkens des »Faschismus« zu warnen. So fragte der Arbeitskreis in einer Broschüre: »Steckt in unserer Gesellschaft immer noch vorhandenes oder auch nur wieder aufgefrischtes Gedankengut, das vom Nationalsozialismus geprägt ist?« ²⁰ Den meist jugendlichen TeilnehmerInnen sollten die Stadtrundfahrten eine alternative Perspektive auf die Geschichte der bisher wenig öffentlich thematisierten Opfer des Nationalsozialismus ermöglichen und Geschichte vor Ort konkret werden lassen. So erklärt Meyer, Ziel des Arbeitskreises sei es gewesen, »Leute in ihrem Wohn- und Lebensumfeld heranzuführen an die Wurzeln ihrer eigenen Geschichte, vor ihrer Haustüre [...]. Zu sagen es gab eben nicht nur Auschwitz und Buchenwald, sondern hier vor unserer Haustüre haben auch NS-Verbrechen stattgefunden.« ²¹

Obwohl der Arbeitskreis bei der Organisation der Stadtrundfahrten mit der VVN-BdA kooperierte, die der kommunistischen Partei nahestand, betont Meyer dessen überparteilichen Charakter. Personen mit unterschiedlicher politischer Gesinnung seien gleichermaßen willkommen gewesen, um »gemeinsam als Netzwerk demokratischer Kräfte gegen rechts anzukämpfen« ²². Dennoch berichtet er über Vorbehalte, mit denen der Arbeitskreis in den ersten Jahren zu kämpfen hatte. Erst als bekannte SPD-Lokalpolitiker an den Stadtrundfahrten teilnahmen, seien sie »aus der Ecke der linksverdächtigen Leute« ²³ herausgekommen: »Und damit haben sie die Antifa-Stadtrundfahrten

18 Siehe Antifaschistischer Arbeitskreis des Gustav-Heinemann-Bürgerhauses Vegesack (Hrsg.), Antifaschistische Stadtrundfahrt Bremen-Nord »Aus der Geschichte lernen wehret den Anfängen«, Bremen 1985, S. 23.

19 Siehe ebd., S. 14 f.

20 Siehe ebd., S. 9.

21 Interview geführt von Christel Trouvé mit Gerd Meyer, 14. 4. 2015, Teil 1.

22 Interview geführt von Lena Langensiepen mit Gerd Meyer, 19. 10. 2015, Teil 1.

23 Interview geführt von Christel Trouvé mit Gerd Meyer, 14. 4. 2015, Teil 1.

des Bürgerhauses auf das Schild gehoben ›anerkannte politische Bildungsarbeit‹. Von da an hatten wir eigentlich weitgehende Unterstützung aus der SPD und mussten nicht mehr gegen dieses Verdachtsmoment ankämpfen ›alles Kommunisten‹.²⁴

Auslöser für die Beschäftigung mit NS-Zwangsarbeit bei den Stadtrundfahrten war die Wiederentdeckung verschiedener Lager und Einsatzorte. Hinweise ergaben sich aus Zeitzeugeninterviews, die der Arbeitskreis in den 1980er Jahren mit ehemals Verfolgten führte. Um Informationen zu sammeln, setzte der Arbeitskreis früh auf den Dialog mit »Menschen, die den NS-Staat miterlebt und als Antifaschisten bekämpft«²⁵ hatten. Die ersten Zeitzeugen, mit denen Meyer in Kontakt trat, waren ehemalige politische Häftlinge aus der Kommunistischen Partei und der SPD, die sich zum Teil in der VVN-BdA wiederfanden. Die Entscheidung, diese Personen als Zeitzeugen zu befragen, hing laut Meyer vor allem damit zusammen, dass »ja auch kaum jemand vor Ort darüber sprechen wollte«²⁶. Eine Begegnung mit ehemaligen ZwangsarbeiterInnen aus Osteuropa sei zu diesem Zeitpunkt nicht möglich gewesen, Überlebende aus Westeuropa wurden zunächst nicht kontaktiert. Durch die Gespräche mit lokalen Zeitzeugen erfuhren die Mitglieder des Arbeitskreises von Orten, die für die Verfolgung im Nationalsozialismus von Bedeutung gewesen waren. Von den heute bekannten ehemaligen Lagern in Bremen ahnte man zum damaligen Zeitpunkt bei Weitem noch nichts: »Wenn wir also heute wissen, dass es in ›Bremen und umzu‹ mehr als 350 Lager gab und über 80 Außenlager und Lager verschiedenster Art allein in Bremen Nord, so wussten wir 1980 nur von sechs Lagern, 1983 von vielleicht 30 Lagern«²⁷, so Meyer.

Zugleich versuchte der Arbeitskreis, die unterschiedlichen Lager als Erinnerungsorte kenntlich zu machen. Neben den Stadtrundfahrten setzte er sich für die Errichtung von Gedenktafeln und Mahnmalen ein. Der erste Vorstoß für ein Mahnmal zum Gedenken an die Opfer von Zwangsarbeit in Bremen-Nord ging von Rainer Habel aus. Habel hatte die Hintergründe der Entstehung des Bunkers Valentin 1981 für einen Radiobeitrag recherchiert.²⁸ Daraufhin setzte er sich für eine »würdige Erinnerungsstätte« für die Opfer von Zwangsarbeit am Standort des Bunkers ein und bemühte sich erstmals um einen Kontakt zu ehemaligen französischen Häftlingen des KZ-Außenlagers Farge. Unterstützung bekam er vom Antifaschistischen Arbeitskreis sowie von sozialdemokratischen Politikern wie dem Ortsamtsleiter Willy Dehnkamp. Trotz Widerständen der örtlichen CDU wurde das Mahnmal im September 1983 an einem Platz neben dem Bunker eingeweiht.²⁹ Eine auf dem Mahnmalsockel

24 Ebd.

25 Siehe Antifaschistischer Arbeitskreis (Hrsg.), Stadtrundfahrt (wie Anm. 18), S. 9.

26 Interview geführt von Christel Trouvé mit Gerd Meyer, 14. 4. 2015, Teil 1.

27 Interview geführt von Lena Langensiepen mit Gerd Meyer, 19. 10. 2015, Teil 1.

28 Transkript der Radiosendung »Keiner verlässt lebend das Lager – Die Geschichte des U-Boot-Bunkers in Bremen Farge«, 20. 6. 1981, StAB 7,1086 - 197.

29 Zu den Debatten um die Mahnmalseinweihung vgl. Pörtner, Bunker Valentin (wie Anm. 10), S. 262 – 283.

angebrachte Schrifftafel erwähnte neben den deutschen politischen Häftlingen erstmals auch ausdrücklich die ausländischen Zwangsarbeiter, die am Bau des Bunkers gearbeitet hatten. Bei der Eröffnungszeremonie waren unter den mehreren Hundert Anwesenden auch ehemalige Zwangsarbeiter aus Frankreich, die vom Land Bremen offiziell als Gäste empfangen wurden. Der Besuch der Überlebenden in Bremen wurde auch von der Presse intensiv verfolgt.³⁰ Gerd Meyer bewertet den Tag rückblickend als großen Erfolg. Nicht nur, weil die Opfer erstmals vom Präsidenten des Senats gewürdigt wurden, sondern auch weil die Arbeit des Antifaschistischen Arbeitskreises dadurch eine offizielle Anerkennung erfuhr: »Das war für uns eine ganz tolle Sache, weil das Mahnmal für uns sowas wie eine Anerkennung war, dass man sich mit dem Thema offiziell beschäftigen konnte und sollte. Dass es ein Thema wurde in Bremen, war auch unserer kleinen Antifa-Initiative im Bürgerhaus geschuldet. Hier war aber ein politischer Akt fällig, um so etwas wie das Mahnmal ›Vernichtung durch Arbeit‹ zu realisieren.«³¹

Deutlich wird hier, dass die Erinnerung an ZwangsarbeiterInnen in Bremen-Nord zwar durch das Engagement zivilgesellschaftlicher Akteure erstmals forciert wurde, ein offizielles Bekenntnis der Politik, der Opfer zu gedenken, jedoch notwendig erschien und auch schrittweise erreicht wurde. Mit diesem ersten Akt der symbolischen Anerkennung begann ein Wandel im öffentlichen Umgang mit Zwangsarbeit in Bremen. Das Mahnmal wurde zu einem Ort, den Gruppen ehemaliger Zwangsarbeiter und ihre Angehörigen in den Folgejahren regelmäßig aufsuchten.³² 1986 konnte auch das Innere der Bunkerruine erstmals von Mitgliedern des Antifaschistischen Arbeitskreises besichtigt werden. Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges verwehrt die Bundeswehr, als Pächterin des Geländes, ehemaligen Zwangsarbeitern aus osteuropäischen Staaten den Zutritt jedoch bis in die 1990er Jahre.³³

Eine Besonderheit des Antifaschistischen Arbeitskreises war die Unterstützung durch die regierenden Sozialdemokraten »von Anfang an«³⁴. Obwohl Meyer erste Annäherungsschwierigkeiten mit einzelnen Sozialdemokraten zu Beginn seiner Tätigkeit im Bürgerhaus beschreibt, änderte sich dies schon nach wenigen Jahren. Spätestens seit der Mitte der 1980er Jahre war man sich über den Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus in Bremen weitgehend einig, stellt auch Julia Pörtner fest: »Erinnerungsarbeit wurde als politische Notwendigkeit zur Prävention weiterer Kriege und Völkermorde betrachtet. In dieser Auffassung standen sich die sozialistisch-antifaschistischen

30 Vgl. Rainer Habel, Blumen für Farge. Eine kleine Presse-Chronik, Bremen 1983.

31 Interview geführt von Christel Trouvé mit Gerd Meyer, 14. 4. 2015, Teil 1.

32 So auch die Gedenkfahrten der Amicale Internationale de Neuengamme, eines 1958 gegründeten Verbandes französischer Überlebender des KZ-Neuengamme, der bereits seit den 1960er Jahren die Außenlager in Bremen regelmäßig besuchte und dabei von der Öffentlichkeit gänzlich unbeachtet blieb. Vgl. Pörtner, Bunker Valentin (wie Anm. 10), S. 279.

33 Vgl. Marc Buggeln, Der U-Boot-Bunker »Valentin«. Marinerüstung, Zwangsarbeit und Erinnerung, Bremen 2010, S. 192 f.

34 Siehe ebd., S. 188.

Interessengruppen und die sozialdemokratische Bremer Politik sehr nahe.«³⁵ Eine Funktion als geschichtspolitische Opposition wie sie Jenny Wüstenberg beispielsweise für die Berliner Geschichtswerkstatt beschreibt, hatten die zivilgesellschaftlichen Akteure in Bremen aufgrund der anderen politischen Situation des Bundeslandes in weit geringerem Maße, nämlich als ein Stadtstaat mit einer stabilen SPD-Alleinregierung, wohingegen in der »Mauerstadt« unter Eberhard Diepgen ein CDU-FDP-Senat regierte.³⁶

Die Übereinstimmung mit der sozialdemokratischen Politik zeigte sich auch in der personellen Unterstützung durch einzelne SPD-Politiker. Vor allem die beiden Ortsamtsleiter von Bremen-Blumenthal setzten sich für gemeinsame Ziele ein. So machte sich Ortsamtsleiter Willy Dehnkamp noch vor der Mahnmalseinweihung 1983 für eine Erinnerungstafel in Farge stark.³⁷ Sein Nachfolger Karl Lüneburg nahm an den Stadtrundfahrten teil und verhalf dem Arbeitskreis dadurch zu breiterer gesellschaftlicher Akzeptanz. Doch nicht nur auf Bezirksebene erhielt der Arbeitskreis den Zuspruch der Sozialdemokraten, auch verschiedene Senatoren und Bürgermeister wie Hans Koschnick und Henning Scherf unterstützten seine Arbeit aktiv. Opposition zu den Forderungen des Antifaschistischen Arbeitskreises kam hingegen von Seiten der örtlichen CDU, wie sich an den Debatten um die Errichtung des Mahnmals am Bunker Valentin zeigt. Einzelne Vertreter der konservativen Partei forderten öffentlich, mit der negativ belasteten Vergangenheit abzuschließen.³⁸ Diese Auseinandersetzungen führten dazu, dass die Erinnerung an die NS-Zeit in Bremen im Laufe der 1980er Jahre stark politisiert wurde und vor allem öffentlich-symbolischen Handlungen, wie der Inszenierung von Gedenkveranstaltungen, zentrale Bedeutung zukamen.³⁹

Die Aktivitäten des Antifaschistischen Arbeitskreises in Bremen-Nord und die anderer Engagierter, wie Rainer Habel, zu Beginn der 1980er Jahre führten zu einem Bruch mit dem öffentlichen Schweigen über die Opfer von NS-Zwangsarbeit in Bremen. Erstmals wurde der Zwangsarbeitereinsatz ausländischer Zivilpersonen und Kriegsgefangener bei den Antifaschistischen Stadtrundfahrten thematisiert. Etwa seit der Mitte der 1980er Jahre begannen sich auch andere Initiativen für die Erinnerung an Zwangsarbeit in Bremen einzusetzen. Ein weiterer Meilenstein für die Erinnerung an NS-Zwangsarbeit war die Eröffnung einer Ausstellung der Körber-Stiftung »Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung – Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene im Dritten Reich« im Bremer Staatsarchiv im März 1986. Eine breite gesellschaftliche Debatte über die Anerkennung und finanzielle Entschädigung der Opfer von Zwangsarbeit fand erst zu einem späteren Zeitpunkt statt.

35 Siehe Pörtner, Bunker Valentin (wie Anm. 10), S. 283.

36 Vgl. Wüstenberg, Berliner Geschichtswerkstatt (wie Anm. 14), S. 594.

37 Vgl. Buggeln, U-Boot-Bunker »Valentin« (wie Anm. 33), S. 189 f.

38 Vgl. Pörtner, Bunker Valentin (wie Anm. 10), S. 278.

39 Vgl. ebd., S. 282.

Kampf um Anerkennung und finanzielle Entschädigung: Der Umgang mit NS-Zwangsarbeit in den 1990er Jahren

Auf Bundesebene stand der Umgang mit dem Nationalsozialismus seit Mitte der 1980er Jahre »im Zeichen der Erinnerung«⁴⁰. Startpunkt dieser geschichtspolitischen Wende war die Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985, in der er das Kriegsende erstmals als »Tag der Befreiung« bezeichnete. Neu war die Einsicht, dass die Vergangenheit nicht bewältigt und wiedergutmacht werden könne, sondern durch eine dauerhafte Erinnerung an die NS-Verbrechen und ihre Opfer bewahrt werden müsse.⁴¹ Auf dieses »Erinnerungsversprechen« der Deutschen folgte eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Opfern des Nationalsozialismus. Auch Opfergruppen, deren bislang kaum öffentlich gedacht wurde, wie ZwangsarbeiterInnen, rückten vermehrt in den Fokus.

Seit dem Ende der 1980er Jahre gewann auch die Frage nach einer finanziellen Entschädigung der bislang »vergessenen Opfer« politische Aktualität: »Die in den Jahrzehnten zuvor weithin unbekanntem Zwangsarbeiter waren zu einer eigenständigen NS-Verfolgtengruppe geworden und ihre Entschädigung zu einem offenen Problem.«⁴² Verschiedene Akteursgruppen, wie Verbände von Überlebenden, aber auch politische Parteien wie Die Grünen und die SPD forderten die offizielle Anerkennung der Opfer von Zwangsarbeit und eine Ausweitung der deutschen Entschädigungspolitik.

Die Debatte um eine Entschädigung der Opfer von Zwangsarbeit wurde auch in Bremen intensiv geführt. Im Januar 1986 sorgte die Klage des Bremer Politikwissenschaftlers Klaus von Münchhausen für Aufsehen. Beruflich im Jugendamt tätig, forderte Münchhausen vor Gericht von der Bundesrepublik Deutschland für ehemalige jüdische Häftlinge des niedersächsischen KZ-Außenlagers Oberheide Entschädigung ein: Nicht im Sinne einer Wiedergutmachung als Opfer nationalsozialistischer Verfolgung, sondern, und das war das Besondere, in Form einer Entschädigung für die von ihnen geleistete Zwangsarbeit in Bremer Betrieben. Münchhausen war erfolgreich; damit waren »Klagen auf Entschädigung wegen geleisteter Zwangsarbeit grundsätzlich möglich«⁴³. Daraufhin erhielt das Thema in der lokalen Öffentlichkeit eine erhöhte Aufmerksamkeit. 1986 stellte die Bürgerschaftsfraktion der Grünen eine Anfrage an den Bremer Senat, in der sie eine grundlegende Aufarbeitung des »Einsatzes von Zwangsarbeitern während der nationalsozialistischen Herrschaft in Bremen«⁴⁴ forderte. Zur Beantwortung dieser Anfrage richtete der Senat eine Arbeitsgruppe unter Federführung des Staatsarchivs ein, die

40 Siehe Aleida Assmann, Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S. 144.

41 Vgl. ebd., S. 146.

42 Siehe Borggräfe, *Deutsche Unternehmen* (wie Anm. 9), S. 366.

43 Siehe Kerstin Meier, *Senat und Bürgerschaft: Rechtliche und politische Aufarbeitung der Opferentschädigung*, in: Walerjan Wróbel e.V. (Hrsg.), *Vergessene Opfer* (wie Anm. 2), S. 81–90, hier S. 84.

44 *Bremische Bürgerschaft, Drucksache L 11/568*, 23. 1. 1986.

innerhalb eines Jahres eine Gesamtdarstellung der Zwangsarbeit in Bremen erarbeiten sollte. Von Seiten der SPD wurde auf eine sogenannte Härterege- lung für die bisher vernachlässigten Opfergruppen des Nationalsozialismus gedrängt. Da sich die CDU-Fraktion vehement gegen eine gesetzliche Neu- regelung aussprach, beschloss die Bürgerschaft im September 1986, vorerst keinen solchen Härtefonds zu errichten.⁴⁵ Auch bei der Beantwortung der Anfrage der Grünen machte der Bremer Senat deutlich, dass er sich zwar »der politischen-moralischen Verantwortung gegenüber allen Opfern des Nazi-Regimes bewusst«⁴⁶ sei, verwies jedoch bezüglich der finanziellen Ent- schädigung von ZwangsarbeiterInnen auf eine politische Entscheidung auf Bundesebene. Um dennoch ein Zeichen zu setzen, lud die Landesregierung im Sommer 1988 eine zehnköpfige Delegation ehemaliger Zwangsarbeiterin- nen des KZ-Außenlagers Oberneuland zu einem Besuch nach Bremen ein.⁴⁷

Im Herbst 1988 beschloss der Bremer Senat schließlich doch eine Härte- regelung für Opfer des NS-Regimes einzuführen, »denen bislang die Aner- kennung als Verfolgte verweigert« worden war oder die »keine angemessene Entschädigung erhalten«⁴⁸ hatten. Diese galt offiziell auch für Opfer von NS-Zwangsarbeit. Da die Regelung aber starke Einschränkungen bezüglich des Wohnsitzes der Antragstellenden vorgab, welcher nicht außerhalb Bre- mens liegen durfte, war eine Entschädigung der ausländischen Opfer von Zwangsarbeit nach wie vor nicht vorgesehen.⁴⁹

Vor diesem Hintergrund gründete sich im Frühjahr 1990 der Verein Walerjan Wróbel e.V. mit der Absicht, die zu diesem Zeitpunkt noch wenigen in Bre- men existierenden Initiativen, die sich für eine Erinnerung an die Opfer von NS-Zwangsarbeit einsetzten, zu vernetzen. Schon vorher waren Staatsar- chivdirektor Hartmut Müller und die anderen sechs Gründungsmitglieder mit dem Thema in Berührung gekommen: Pastor Hans-Günther Sanders so- wie Evelyn Gundermann und Agnes Haake hatten sich als Mitglieder des Arbeitskreises »Zwangsarbeit« in der evangelischen Zionsgemeinde in Bre- men-Neustadt bereits seit 1986 für eine Erinnerung an die Opfer eingesetzt. Kerstin Meier und Hermann Pelke befassten sich im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit im Bremer Landesamt für Wiedergutmachung mit der Bearbeitung von Entschädigungsanträgen und im Zuge der Härtefallregelung auch mit Anträgen ehemaliger ZwangsarbeiterInnen. Die Wissenschaftlerin Barbara Johr forschte seit den 1980er Jahren zum Einsatz von Zwangsarbeitern am Bunker Valentin in Bremen-Farge.⁵⁰ Hartmut Müller war durch seine Leitungstätigkeit

45 Vgl. Meier: Senat und Bürgerschaft (wie Anm. 43), S. 86.

46 Bremische Bürgerschaft, Drucksache L 11/804, Antwort des Senats vom 16. De- zember 1986.

47 Vgl. Meier: Senat und Bürgerschaft (wie Anm. 43), S. 86.

48 Siehe ebd.

49 Vgl. ebd.

50 Vgl. Barbara Johr, Hartmut Roder, Der Bunker. Ein Beispiel nationalsozialisti- schen Wahns. Bremen-Farge 1943–45, Bremen 1989. Im Laufe der 1990er Jahre traten zudem Rainer Habel und die Historikerin Helga Bories-Sawala dem Ver- ein bei.

im Staatsarchiv erstmals auf das Thema NS-Zwangsarbeit aufmerksam geworden. Dort beriet er verschiedene Forschungsprojekte der Universität, die sich Anfang der 1980er Jahre mit den Themen »Widerstand und Verfolgung unter dem Nationalsozialismus in Bremen 1933–1945« und mit polnischen ZwangsarbeiterInnen befassten.⁵¹ In Erinnerung an das von Christoph Schminck-Gustavus erforschte Schicksal des jungen polnischen Zwangsarbeiters Walerjan Wróbel gab der Verein sich seinen Namen.⁵²

Hartmut Müller nennt unterschiedliche Motive der teilnehmenden Personen für deren Vereinsmitarbeit. So sei bei den beiden Aktiven aus dem Landesamt für Wiedergutmachung vor allem die Frustration im täglichen Umgang mit den Anträgen auf Entschädigung ausschlaggebend gewesen: »Ich glaube das war ein Grund, eine Motivation der beiden, zu sagen: wenn wir ihnen schon nicht pekuniär, mit Geld, helfen können, dann wollen wir ihnen wenigstens einen Teil ihrer Würde zurückgeben, indem wir anerkennen, was sie hier gemacht haben.«⁵³

Neben dem Ziel, bestehende Ansätze zum Thema NS-Zwangsarbeit in Bremen zusammenzufassen, gab es laut Müller bei der Gründung des Vereins zunächst keine konkreten Vorstellungen über seine Aktivitäten. Die fehlenden Aufgaben und die Tatsache, dass die Mitglieder zugleich ihren eigenen Forschungstätigkeiten und Berufen nachgingen, führten schon nach kurzer Zeit zu einem faktischen Erliegen der Vereinsarbeit.⁵⁴ Vor allem aber habe zum damaligen Zeitpunkt eine breitere gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema gefehlt, was für Müller rückblickend der entscheidende Faktor ist: »Im Grunde genommen ist es versackt, es ist schlicht und ergreifend versackt, weil es von außen keine Anstöße gab. In der Gesellschaft war es kein Thema.«⁵⁵ Als einen Grund dafür nennt Müller die Tatsache, dass ehemalige ZwangsarbeiterInnen aus westeuropäischen Ländern Anfang der 1990er Jahre bereits entschädigt worden waren und Opfer von Zwangsarbeit aus osteuropäischen Ländern vor 1990 keine Möglichkeit hatten, individuelle Ansprüche auf Entschädigung an die deutsche Wirtschaft und Regierung zu stellen. Eine politische Interessensvertretung hatten die Betroffenen ebenso wenig. Dies lag vor allem daran, dass ehemalige ZwangsarbeiterInnen in der Sowjetunion nicht als NS-Verfolgte anerkannt, sondern nach ihrer Rückkehr in die Heimat unter dem Vorwurf der »Arbeit für den Feind« oftmals mit

51 Vgl. Inge Marbolek, René Ott, Zwangsarbeiter in Bremen während des 2. Weltkrieges (Bremen im Dritten Reich: Anpassung, Widerstand, Verfolgung 3), Bremen 1986; Christoph Schminck-Gustavus, Hungern für Hitler. Erinnerungen polnischer Zwangsarbeiter im Deutschen Reich 1940–1945, Reinbek bei Hamburg 1984.

52 Vgl. ders., Das Heimweh des Walerjan Wróbel. Ein Sondergerichtsverfahren 1941/42, Berlin 1986.

53 Interview geführt von Lena Langensiepen mit Hartmut Müller, 29. 9. 2015, Teil 1.

54 Mitte der 1990er Jahre berieten die Mitglieder bei einer Versammlung über die Existenzfrage des Vereins. Einladungsschreiben zu einer Mitgliederversammlung des Vereins Walerjan Wróbel Verein Zwangsarbeit e.V., 23. 10. 1996, StAB 7,1112-5.

55 Interview Lena Langensiepen mit Hartmut Müller, 29. 9. 2015, Teil 1.

erneuten Repressionen rechnen mussten.⁵⁶ Aufgrund der fehlenden Forderungen aus dem Ausland habe es in Deutschland keinen politischen Druck gegeben, diese Opfer zu entschädigen, so Müller.⁵⁷ Hier wird deutlich, dass Hartmut Müller das Thema NS-Zwangsarbeit in engem Zusammenhang mit einer finanziellen Entschädigung der Opfer sieht. Seinem Verein ging es, so scheint es, während der 1990er Jahre nicht mehr allein darum, mit symbolischen Maßnahmen zur Erinnerung an die Opfer beizutragen. Vielmehr forcierte Walerjan Wróbel e.V. die offizielle Anerkennung und zugleich finanzielle Entschädigung der ausländischen Opfer. Durch sein Amt im Staatsarchiv war Müller unmittelbar in den Prozess der Beantwortung von Entschädigungsanfragen eingebunden, welche die deutsche Wirtschaft nach dem Zerfall der Sowjetunion erreichten. Um einen Antrag auf Entschädigung stellen zu können, waren ehemalige ZwangsarbeiterInnen aus Osteuropa gezwungen, ihre Verschleppung und ihre Arbeit in Deutschland nachzuweisen. Mitte der 1990er Jahre wendeten sich daher tausende Betroffene mit der Bitte um Arbeitsnachweise und materielle Hilfen an deutsche Unternehmen.⁵⁸ Diese blieben von den Firmen meist unbeantwortet und »wurden kommentarlos von den Vorstandssekretariaten zur Beantwortung [...] an das Staatsarchiv weitergereicht«⁵⁹, so Müller.

Erst zum Ende der 1990er Jahre begann das Thema NS-Zwangsarbeit erneut Gegenstand von Debatten innerhalb der Bremer Politik und Öffentlichkeit zu werden. Nachdem die Fraktion Bündnis 90/Die Grünen eine erneute Anfrage für eine Neuregelung der Entschädigung von ZwangsarbeiterInnen an den Senat gestellt hatte, beschloss die Landesregierung, unabhängig von den auf Bundesebene geführten Debatten um eine finanzielle Entschädigung, 1998 einen Hilfsfonds für Opfer von Zwangsarbeit einzurichten und damit ein Besuchsprogramm für ehemalige ZwangsarbeiterInnen aus Osteuropa zu finanzieren.⁶⁰ Hartmut Müller berichtet, dass der Fonds zu einem Teil von der Bremer Landesregierung und zum anderen Teil von Bremer Unternehmen getragen werden sollte, die im Zweiten Weltkrieg von ZwangsarbeiterInnen profitiert hatten.⁶¹ Im Herbst 1999 wurde der Verein Walerjan Wróbel e.V. schließlich mit der Aufgabe betraut, die Gelder für den Hilfsfonds bei den Unternehmen einzuwerben und das Besuchsprogramm zu organisieren. Diese Aufgaben waren zunächst dem Staatsarchiv übertragen worden, Müller leitete

56 Vgl. Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), Die OstarbeiterInnen. Opfer zweier Diktaturen, Köln 1994.

57 Interview geführt von Lena Langensiepen mit Hartmut Müller, 29. 9. 2015, Teil 1.

58 Vgl. Borggräfe, Deutsche Unternehmen (wie Anm. 9), S. 371.

59 Siehe Hartmut Müller, »Unser internationales Ansehen steht auf dem Spiel« – Bremische Wirtschaft in der Verantwortung, in: Walerjan Wróbel e.V. (Hrsg.), Vergessene Opfer (wie Anm. 2), S. 91–97, hier S. 94.

60 Ähnliche kommunale Besuchsprogramme gab es Ende der 1990er Jahre auch in anderen west- und ostdeutschen Städten. Vgl. Anja Kräutler, »Dieselbe Stadt – und doch eine ganz andere« – Kommunale und bürgerschaftliche Besuchsprogramme für Zwangsarbeiter und andere Opfer nationalsozialistischen Unrechts, Berlin 2006.

61 Interview geführt von Lena Langensiepen mit Hartmut Müller, 29. 9. 2015, Teil 2.

sie an den Verein weiter. Um ehemalige ZwangsarbeiterInnen nach Bremen einladen zu können, griff der Verein auf die zahlreichen Anfragen zurück, die seit Beginn der 1990er Jahre aus Russland, Weißrussland, der Ukraine und Polen an Bremer Unternehmen gerichtet worden waren. Spenden bei den Wirtschaftsbetrieben zu sammeln, sei zunächst »ausgesprochen schwierig« gewesen, berichtet Müller, da die Haltung von Unternehmen »sehr unterschiedlich bis zurückhaltend«⁶² gewesen sei. Es habe jedoch auch einzelne Firmen gegeben, die in den Hilfsfonds einzahlten, obwohl sie während des Nationalsozialismus noch nicht existiert hatten.

Auch öffentlich erhöhte der Verein den Druck auf die Unternehmen, dem Fonds beizutreten. Laut dem späteren Mitglied Helga Bories-Sawala bestand die Tätigkeit des Vereins demnach nicht allein darin, Hilfe für ehemalige ZwangsarbeiterInnen zu leisten, sondern auch darin, politisch für das Thema zu sensibilisieren: »Auch wenn die Unterstützung der Zwangsarbeiter, mithilfe von Spenden von Bremer Bürgern und Unternehmen sowie öffentlichen Mitteln, meist außerhalb der öffentlichen Wahrnehmung geleistet wurde, so meldete sich der Verein dezidiert zu Wort, wenn erforderlich.«⁶³ Erst über eine breite Thematisierung in der Presse und »über Netzwerke und persönliche Kontakte« sei die »gebrauchte Summe zusammengekommen, sodass die Besuche stattfinden konnten«⁶⁴, so Müller. Insgesamt fanden in der Zeit von 1999 bis 2005 sechs Besuche ehemaliger ZwangsarbeiterInnen in Bremen statt.

Anders als in den politischen Debatten im Senat ging es bei den Besuchen nicht um eine finanzielle Entschädigung, so Müller: »Das ist für uns immer stärker klar geworden, [...] dass es bei diesen Reisen nicht ums Geld ging, [...] die Reisen hatten eine andere Intention, diese Einladung, die sollte wirklich diese menschliche Begegnungsebene ermöglichen und die Würdigung ihrer Arbeit hier, die Anerkennung, auch das Schuldbekenntnis des Senats.«⁶⁵ Bestandteil der Besuchswoche war daher die Einladung des Senats zu einem offiziellen Empfang im Bremer Rathaus. Neben den Besuchen der ehemaligen Arbeits- und Lagerstätten und dem Besuch im Rathaus standen auch Begegnungen mit Schulklassen auf dem Programm, woran deutlich wird, dass das Thema zu diesem Zeitpunkt Eingang in die Schulbildung gefunden hatte. Im Jahr 2005 stellte der Verein seine Tätigkeit schließlich ein, da »die Überlebenden zu alt wurden, um anzureisen und die Finanzierung schwieriger wurde«⁶⁶, so Müller.

Kennzeichnend für die Tätigkeit des Vereins Walerjan Wróbel e.V. war seine enge Anbindung an verschiedene staatliche Institutionen in Bremen wie das Staatsarchiv und das Landesamt für Wiedergutmachung. Helga Bories-Sawala

62 Ebd.

63 Siehe Helga Bories-Sawala, Vorwort, in: Walerjan Wróbel e.V. (Hrsg.), *Vergessene Opfer* (wie Anm. 2), S. 9–12, hier S. 10.

64 Interview Lena Langensiepen mit Hartmut Müller, 29. 9. 2015, Teil 2.

65 Ebd.

66 Siehe Hartmut Müller, »Seien Sie herzlich willkommen«. Das Besuchsprogramm des Bremer Senats, in: Walerjan Wróbel e.V. (Hrsg.), *Vergessene Opfer* (wie Anm. 2), S. 118–127, hier S. 126.

beschreibt die Verknüpfung der beruflichen Tätigkeit der Mitglieder mit ihrem zivilgesellschaftlichen Engagement im Verein wie folgt: »Für viele war das ehrenamtliche Engagement für ehemalige Zwangsarbeiter eng verbunden mit ihren hauptberuflichen Aktivitäten in Betrieb, Behörde, Kirche, Schule, Wissenschaft und Politik (die Ehemalige-Senatoren-Quote dürfte ihresgleichen suchen) [...], was unseren Anliegen gesellschaftliche Breite, aber oft auch Gehör an entscheidender Stelle gab.«⁶⁷ Auch Müller hebt hervor, dass der Verein in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre auch deshalb so erfolgreich arbeiten konnte, weil es enge Verbindungen der Mitglieder zu offiziellen Ämtern der Stadtverwaltung gegeben habe.⁶⁸ Das breite Ansehen des Vereins auf gesellschaftlicher Ebene war vor allem für das Sammeln der Spenden bei den Unternehmen von zentraler Bedeutung. Doch sorgte es auch dafür, dass die Auseinandersetzung mit den Opfern von Zwangsarbeit in Bremen Ende der 1990er Jahre in die Mitte der Bremer Gesellschaft vordrang.

Im August 2000 wurden schließlich auf Bundesebene die Entschädigungsforderungen der Opfer von Zwangsarbeit mit symbolischen Zahlungen beantwortet. Eine Serie US-amerikanischer Sammelklagen verbunden mit einer negativen Presseberichterstattung hatten den Druck auf die deutsche Wirtschaft Ende der 1990er Jahre in einem solchen Maße erhöht, dass sich verschiedene Unternehmen zu »Kompensationszahlungen an besonders schwer geschädigte Opfer der Zwangsarbeit«⁶⁹ im Rahmen der Stiftungsinitiative Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ) bereit erklärten.

Institutionalisierte Erinnerung an NS-Zwangsarbeit in Bremen seit dem Ende der 1990er Jahre

Neben den Forderungen nach einer Anerkennung und Entschädigung der Opfer von Zwangsarbeit wurde zum Ende der 1990er-Jahre auch die Sorge vor einem Verschwinden der letzten Spuren ehemaliger Zwangsarbeiterlager in Bremen-Nord akut. Um die Erinnerung an Zwangsarbeit am Ort dieser Lager zu bewahren, gründete sich im Jahr 1999 der Verein Geschichtslehrpfad Lagerstraße e.V. Gründungsmitglied Rolf-Dieter von Barga berichtet, es habe im Jahr 1998 Pläne der Bremer Wirtschaftsbehörde gegeben, das ehemalige Lagergelände nahe dem Bunker Valentin, auf dem während des Krieges zivile Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge untergebracht worden waren, als Gewerbegebiet zu nutzen.⁷⁰ Gegen diese Bebauung formierte sich aus unterschiedlichen Beweggründen Protest von Anwohnenden aus den angrenzenden Ortschaften. Während einige sich vor allem gegen ein Industriegebiet im Stadtteil wehrten, habe es innerhalb der Bürgerinitiative auch

67 Siehe Bories-Sawala, Vorwort, in: Walerjan Wróbel e.V. (Hrsg.), *Vergessene Opfer* (wie Anm. 2), S. 10.

68 Interview Lena Langensiepen mit Hartmut Müller, 29. 9. 2015, Teil 2.

69 Siehe Anja Hense, *Verhinderte Entschädigung – die Entstehung der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« für die Opfer von NS-Zwangsarbeit und »Arisierung«*, Münster 2008, S. 12.

70 Interview geführt von Lena Langensiepen mit Rolf-Dieter von Barga, 23. 9. 2015.

eine Gruppe gegeben, die sich für die Erinnerung an die NS-Vergangenheit des Geländes einsetzte. 1999 gründete sich ein Runder Tisch, um über die Weiternutzung des Geländes zu beraten. Neben den Mitgliedern der Bürgerinitiative nahmen daran die Landeszentrale für politische Bildung (LpB), der Standortälteste der Bundeswehr, Gerd Meyer vom Bürgerhaus Vegesack sowie Mitglieder aus SPD-Ortsvereinen teil. In Folge des Treffens gründete sich am 11. Oktober 1999 der Verein Geschichtslehrpfad Lagerstraße e.V. Zu seinen persönlichen Motiven, den Verein mitzugründen, sagt von Barga, er sei »hier groß geworden«⁷¹ und lange kommunalpolitisch im Stadtteil aktiv gewesen. Daher habe er bereits die Debatten verfolgt, die zu Beginn der 1980er Jahre über den Bunker und die Errichtung des Mahnmals geführt wurden. Dieser Kampf sei jedoch stets von einer kleinen Gruppe Engagierter geführt und nicht genug von breiten Teilen der Gesellschaft getragen worden. Ihm sei daher wichtig gewesen, dass die Geschichte der Lager und des Bunkers stärker von Menschen aus den unmittelbar angrenzenden Wohnbezirken wahrgenommen werden sollte: »Das Thema U-Boot Bunker war natürlich vor Ort immer ein Thema, aber es ist mir dann auch deutlich geworden, dass es einfach ja zu wenig in den Köpfen der Menschen war. Das heißt also die Menschen hier vor Ort haben den Bunker so als irgendwas Normales schon wahrgenommen, mit der Geschichte wollte man sich nicht [...] so richtig auseinandersetzen.«⁷²

Zu verhindern, dass die letzten historischen Spuren verschwinden und stattdessen »die ehemaligen Lagerstätten [...] wieder sichtbar zu machen«⁷³ sowie das Areal »als Erinnerungsort zu gestalten«⁷⁴, dies waren laut von Barga die erklärten Ziele des Vereins bei seiner Gründung. Anders als beim Antifaschistischen Arbeitskreis im Bürgerhaus Vegesack Anfang der 1980er Jahre ging es nicht darum, bisher unentdeckte Lager aufzuspüren, für die Mitglieder des Vereins war die Geschichte der Zwangsarbeiter am Bunker weitgehend bekannt. Vielmehr sollte die Erinnerungsarbeit, die in den 1980er Jahren in Bremen-Nord von einzelnen Akteuren begonnen worden war, fortgeführt und die Geschichte breiteren Teilen der Bevölkerung zugänglich gemacht werden. Zu diesem Zweck wurden an verschiedenen historischen Punkten auf dem Gelände Gedenkstätten errichtet.

Für die Umsetzung des Geschichtslehrpfades suchte der Verein früh den Kontakt zur Bundeswehr, da diese den Bunker als Depot und das ehemalige Lagergelände als Truppenübungsplatz nutzte. Eine an das Bundesverteidigungsministerium gestellte Anfrage mit Bitte um Unterstützung bei einer geplanten Gedenkstätte wurde rasch beantwortet, wie von Barga noch heute erfreut bemerkt: »Wir waren überrascht, wie positiv diese Idee aufgenommen wurde«⁷⁵. Die Kooperation mit der Bundeswehr beinhaltete in den folgenden Jahren sowohl finanzielle als auch praktische Hilfen beim Errichten

71 Ebd.

72 Ebd.

73 Ebd.

74 Ebd.

75 Ebd.

der Gedenkstelen, sodass im Jahr 2002 der erste Teil des Lehrpfades unter großer öffentlicher und medialer Aufmerksamkeit eingeweiht werden konnte. Rainer Christochowitz, ein Zivilbediensteter bei der Bundeswehr, wurde selbst Mitglied im Verein und war als Experte für Daten und Fakten rund um den Bunker für Führungen auf dem Gelände zuständig. Die positive Beziehung zur Bundeswehr zeigt den veränderten Umgang mit dem Bunker Valentin in den 1990er Jahren, der noch während des Kalten Krieges als Rüstungsgeheimnis streng unter Verschluss gestanden hatte. Die Unterstützung des Vereins durch das Verteidigungsministerium zeugt auch von einer Liberalisierung der Bundeswehr, die vor dem Hintergrund der Debatten um die Wehrmachtsverbrechen im Zweiten Weltkrieg Ende der 1990er Jahre gesehen werden kann: »Es war die Zeit wo die Bundeswehr sehr bemüht war, sich der Verantwortung zu stellen, die in Kriegsdeutschland auch von der Wehrmacht gesehen wurde. Ich glaube die Bundeswehr hat das als gute Gelegenheit gesehen, sich hier im positiven Sinne an so einem Projekt zu beteiligen«⁷⁶, so von Bargaen.

Neben dem Geschichtslehrpfad konzipierte der Verein im Frühjahr 1999 auch eine Ausstellung zum Thema »Leidensweg Lagerstraße«, die ebenfalls breite Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erlangte. Eine weitere Maßnahme des Vereins, um die Erinnerung an Zwangsarbeit vor Ort wachzuhalten, waren Begegnungen mit ehemaligen französischen und irischen Zwangsarbeitern und ihren Hinterbliebenen, die das Bunkergelände besuchten und im Vereinsheim empfangen wurden. Ende der 1990er Jahre wurde die Bunkerruine zudem als Ort für kulturelle Veranstaltungen genutzt.

Eine neue Herausforderung ergab sich für den Verein im Jahr 2000, als bekannt wurde, dass die Bundeswehr den ehemaligen U-Boot-Bunker als Lagerdepot aufgeben würde. Daraufhin habe man die Initiative ergriffen, so von Bargaen, und »sehr frühzeitig [...] Kontakte genutzt als Verein zur Politik, um darauf hinzuweisen, dass da dringender Handlungsbedarf ist«⁷⁷. Gemeinsam mit der LpB bemühte sich der Verein um den Ausbau einer zentralen Gedenkstätte am Bunker Valentin.⁷⁸ Nach einer Tagung, bei der über den »weiteren Umgang mit dem Gebäude und dem Gelände«⁷⁹ beraten wurde, stellte die LpB im Dezember 2001 einen Antrag beim Bundesgedenkstättenfonds, der bewilligt wurde.⁸⁰ 2007 konzipierte ein Projektteam zunächst eine wissenschaftliche Ausstellung im renovierten Teil des Bunkers mit dem Titel »Was wird aus dem Bunker Valentin?«. Als die Bundeswehr den Bunker im Dezember 2010 schließlich in den Besitz der Stadt übergab, wurde mit der Umsetzung eines Gesamtkonzeptes für eine Gedenkstätte begonnen.⁸¹ Diese wurde im

76 Ebd.

77 Ebd.

78 Ebd.

79 S. Buggeln, U-Boot-Bunker »Valentin« (wie Anm. 33), S. 194.

80 Herbert Wulfekuhl, »Gedächtnisort ehem. U-Boot-Bunker »Valentin« in Bremen-Farge«, Umsetzungskonzept, Vorlage Nr. L 140 der Deputation für Bildung, 18. 6. 2002 (Online in: <https://www.bildung.bremen.de/sixcms/media.php/13/1140.pdf>, letzter Zugriff: 12. 5. 2017).

81 Vgl. Buggeln, U-Boot-Bunker »Valentin« (wie Anm. 36), S. 195.

November 2015 von Beteiligten aus Kultur und Politik feierlich eröffnet. Mit der Übernahme des Bunkers durch die LpB und der Arbeit einer Projektgruppe am Konzept des *DenkOrt* Bunker Valentin wurde die Erinnerungsarbeit vor Ort Mitte der 2000er Jahre institutionalisiert und professionalisiert. Der Verein Geschichtslehrpfad Lagerstraße e.V. kümmerte sich fortan um Führungen über das Lagergelände und den Ausbau eines Audioguides für den Geschichtslehrpfad. Im Vereinsheim finden Informationsveranstaltungen, Workshops und Besuche von ehemaligen Zwangsarbeitern statt.

Fazit

Am Umgang mit dem Bunker Valentin zeigt sich beispielhaft, wie die Opfer von NS-Zwangsarbeit in Bremen bis in die 1970er Jahre völlig unbeachtet von Öffentlichkeit und Politik blieben. Auslöser für die erstmalige Beschäftigung mit diesem Thema in den 1980er Jahren war die Wiederentdeckung verschiedener KZ-Außenlager und anderer Zwangsarbeiterlager in Folge von Gesprächen mit Zeitzeugen. Diese von zivilgesellschaftlichen Akteuren angelegte Spurensuche führte dazu, dass sich bald auch sozialdemokratische Lokalpolitiker für die Erinnerung an ZwangsarbeiterInnen einsetzten. Dennoch blieb die erinnerungspolitische Auseinandersetzung mit NS-Zwangsarbeit zunächst auf einen kleinen Kreis Engagierter beschränkt und fand ihren Ausdruck vor allem in symbolischen Aktionen. Erst als im Verlauf der 1990er Jahre die Frage nach einer finanziellen Entschädigung der Opfer auf Landes- und Bundesebene debattiert wurde, beschloss der Bremer Senat 1998 ein kommunal finanziertes Besuchsprogramm für ehemalige ZwangsarbeiterInnen aus Osteuropa. Der mit seiner Durchführung beauftragte Verein Walerjan Wróbel e.V. verhalf dem Thema zu breiter gesellschaftlicher Aufmerksamkeit in Bremen, die nicht zuletzt aufgrund seiner engen personellen Anbindung an öffentliche Ämter der Stadt möglich war. Während der Verein noch bis zum Ende der 1990er Jahre unter Perspektivlosigkeit litt, erhielten die Mitglieder durch die Organisation des Besuchsprogramms für ehemalige ZwangsarbeiterInnen eine neue Motivation und Legitimation. Diese Arbeit war jedoch erst möglich, als »politisch die Dinge ins Rollen«⁸² gekommen waren, wie Helga Bories-Sawala beschreibt. Hierin unterscheidet sich der Verein maßgeblich vom Antifaschistischen Arbeitskreis, dessen Arbeit gewissermaßen ausschlaggebend für die Beschäftigung mit Zwangsarbeit in Bremen-Nord gewesen war und der mit seiner Tätigkeit erst die politische Auseinandersetzung mit dem Thema angeregt hatte. Bezeichnend für beide Initiativen war die personelle und inhaltliche Nähe zu Mitgliedern und Gremien der regierenden sozialdemokratischen Partei, welche es den zivilgesellschaftlichen Akteuren ermöglichte, die Aufarbeitung der Geschichte von Zwangsarbeit in Bremen rasch voranzutreiben. Die Nähe der SPD zu neuen sozialen Bewegungen und zivilgesellschaftlichen Initiativen hatte in Bremen Tradition, wie sich auch an

82 Siehe Bories-Sawala: Vorwort, in: Walerjan Wróbel e.V (Hrsg.), *Vergessene Opfer* (wie Anm. 2), S. 9.

der Friedensbewegung zeigt.⁸³ Um diese Besonderheit Bremer Politik noch deutlicher herausarbeiten zu können, wäre ein systematischer Vergleich mit anderen Städten der Bundesrepublik hinsichtlich des Umgangs mit NS-Zwangsarbeit seit den 1980er Jahren, insbesondere mit Blick auf die Aktivitäten zivilgesellschaftlicher Akteure, aufschlussreich.

In der Analyse des Vereins Geschichtslehrpfad Lagerstraße lässt sich schließlich ein institutionalisierter Umgang mit dem Thema NS-Zwangsarbeit in Bremen seit dem Ende der 1990er Jahre feststellen. Gegründet, um die Erinnerung an ehemalige Lager zu bewahren und die Geschichte der Zwangsarbeiter vor Ort bekannter zu machen, geriet nach und nach die Ruine des Bunkers Valentin in den Fokus der Akteure. Andere Orte, die von Zwangsarbeit zeugten, rückten daneben in den Hintergrund, auch wenn Initiativen wie die Internationale Friedensschule im Bürgerhaus Vegesack, als Nachfolgeorganisation des Antifaschistischen Arbeitskreises, mit Erinnerungstafeln und Aktionen an die Allgegenwart von NS-Zwangsarbeit in Bremen-Nord erinnerten.⁸⁴ Mit der Übernahme des Bunkers durch die LpB und seinen Umbau zum zentralen *DenkOrt* Anfang der 2000er Jahre wurde das Thema NS-Zwangsarbeit in Bremen endgültig zu einem festen Bestandteil der lokalen Erinnerungskultur.

83 Während ein Teil der SPD die Friedensbewegung aktiv unterstützte oder sich ihr angehörig fühlte, gab es diesbezüglich jedoch auch große parteiinterne Konflikte, wie bei der Bundeswehrvereidigung im Weserstadion 1980 deutlich wurde. Vgl. Sabine Horn u. a., Von Müslis und Autonomen. Alternative Bewegungen der 80er, erforscht von Studierenden der Universität Bremen und Göttingen, in: dies. (u. a.) (Hrsg.), Protest vor Ort. Die 80er Jahre in Bremen und Göttingen, Bremen 2012, S. 7–28, hier S. 15 f.

84 Vgl. auch das Projekt »Spurensuche« des Vereins »Erinnern für die Zukunft«: www.spurensuche-bremen.de (letzter Zugriff: 12. 5. 2017).

Pazifismus im Werk von Karl Holl (1931–2017). Zum Motiv und zur Methode des Brückenschlagens

Von Gert Sautermeister

Frieden stiften heißt Brücken schlagen und Humanität befördern. Diese Maxime war Teil des Erkenntnisinteresses Karl Holls. Als *spiritus rector* der wissenschaftlichen Erforschung des Pazifismus in Deutschland wurde für ihn die Verknüpfung von Friedensbemühungen und Brückenbildung zu einem zentralen Motiv historiographischer Darstellung. Der Titel seines zuletzt erschienenen Bandes, den er angeregt und gemeinsam mit Hans Kloft herausgegeben hat, lautet nicht zufällig »Flüsse und Flussübergänge«, womit auf das Motiv der Brücke angespielt wird und zugleich die metaphorische Bedeutung des Brückenschlagens Geltung gewinnt. Daran darf eine Würdigung Karl Holls anlässlich seines Todes anknüpfen.¹ Sie geht von Holls Aufsatz über die Beaugency-Brücke im genannten Band aus. Die daran anschließende Sequenz gilt Holls Biographie über den Begründer des Pazifismus in Deutschland, den Bremer Ludwig Quidde. Die Art und Weise, wie Holl dessen nationale und internationale Brückenschläge analytisch auffächert und wie er Quiddes politische Zielsetzungen, aber auch deren Scheitern mit allgemeinen Strömungen und Konstellationen verschränkt, lässt das Brückenschlagen auch als eine Untersuchungsmethode Holls erkennen. Es geht ihm darum, das Gelingen wie auch Misslingen einer angestrebten pazifistischen Verbindung nicht aus persönlichen Dispositionen, sondern überpersönlichen Triebkräften zu erhellen. Möglichkeiten und Grenzen einer internationalen pazifistischen Bewegung erörtert beispielhaft Ludwig Quiddes Rede zur Verleihung des Friedensnobelpreises 1927. Anlässlich der Wiederveröffentlichung dieser lange Zeit unbeachteten Rede entwarf Karl Holl ein Porträt Quiddes, das eine prägnante Abbeviatur seiner großangelegten Biographie darstellt und namentlich Quiddes Schweizer Exil mit seiner Widersprüchlichkeit von persönlicher Verantwortung und politischem Ethos scharf und zugleich einfühlsam profiliert. Eine Brücke zwischen diesen beiden Polen ließ sich nicht schlagen – das gehört mit zur Tragik dieses der Brückenbildung gewidmeten Lebens. Es darf in mancher Hinsicht als exemplarisch für ein Exil-Schicksal gelten. Karl Holls Brückenschläge entsprangen nicht nur wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse, sie äußern sich auch subjektiv in der Form dialogischer

1 Dieser Beitrag erinnert an den am 23. April 2017 verstorbenen Bremer Historiker und Pazifismusforscher Karl Holl und ist zugleich eine Annäherung an das Hauptmotiv seiner zuletzt in Bremen erschienenen Arbeit: Karl Holl und Hans Kloft (Hrsg.): *Elbe, Rhein und Delaware. Flüsse und Flussübergänge als Orte der Erinnerung*, Bremen 2017.

Kollegialität, die sich wiederum objektiviert in der Gründung eines lebenskräftigen Arbeitskreises, aber auch seinen Pazifismusforschungen manche Tür öffnete. Persönliche Vorlieben wie die für Frankreich und französische Kultur inspirierten Holl zur Übersetzung und Herausgabe einer neuen französischen Biographie, die in Bremen ihre Wurzeln hat. So ergibt sich von selbst eine politische Brücke nach Deutschland, die zugleich ein Mahnmal des Eingedenkens ist: nach einer zählebigen Feindschaft eröffnet sich den beiden Ländern die Perspektive eines dauerhaften Friedens.

I

Die »Loire-Brücke von Beaugency«, einer strategisch bedeutsamen französischen Kleinstadt, wurde, wie Holl ausführt, im Zweiten Weltkrieg »zum Schauplatz eines einzigartigen, ja, spektakulären, jedenfalls im höchsten Maße denkwürdigen Vorgangs« (Holl, S. 12)². Der deutsche Generalmajor Botho Henning Elster, der die Aufgabe hatte, ein Heer von deutschen Soldaten und Offizieren über die Brücke gegen die Streitmacht der amerikanischen Armee bis an die deutsche Grenze zu führen, widersetzte sich diesem Befehl. Die Loire-Brücke, die mit ihrer Länge von über vierhundert Metern und ihren dreiundzwanzig Bögen den Fluss überspannt und ein besonders eindrucksvolles »Zeugnis französischer Brückenbaukunst« darstellt (ebd.), rettete er dank seiner Befehlsverweigerung vor der Zerstörung durch Kampfhandlungen. Mehr noch: er rettete dadurch Tausenden von deutschen und amerikanischen Soldaten das Leben.

Beispielhaft verweist Elsters Handeln auf eine der Grundabsichten, die eine menschliche Gemeinschaft mit dem Brückenbau verknüpft: sie möchte eine Verbindung vom diesseitigen zum jenseitigen Ufer, von einer Landschaft zur anderen herstellen und getrennte Gebiete oder Länder überbrücken, Handelswege schaffen, die Menschen von hier mit denen von dort zum wechselseitigen Austausch und zur kulturellen Befruchtung ermutigen.

Der deutsche Generalmajor, der zahlreiche Menschenleben vor Verletzung und Vernichtung schützte und ein Kulturdenkmal rettete, ja, damit auch eine künftige Entwicklung wirtschaftlichen und kulturellen Lebens ermöglichte: er wurde zum Brückenbewahrer nicht nur in einem dinglich-materiellen, sondern auch mehrsinnig-symbolischen Sinn. Das Mittel, dessen er sich bediente, war die Verständigung mit dem Gegner: eine ehrenvolle, bis ins Detail festgelegte Kapitulation, die sein Heer in die Kriegsgefangenschaft statt in eine tödliche Katastrophe führte. Während das Reichskriegsgericht Elster in Abwesenheit zum Tod verurteilte, weil er mit der Kapitulation eine »falsch verstandene und gefährliche Menschlichkeit« befördert habe (zit. nach Holl, S. 18), zollte der amerikanische »Gegner« dem Deutschen »Respekt vor seiner menschlichen Größe« (Holl, S. 17). »Humanität« im Dienste der Menschen

2 Auf Karl Holls Aufsatz im genannten Band (wie Anm.1) wird durch Seitenangaben verwiesen.

und der Kultur siegte über »menschenverachtenden Gehorsam«, der mit tödlicher Destruktion verfilzt ist (vgl. Holl, S. 18).

Dergestalt war die Loire-Brücke symbolisches Objekt gegensätzlicher Ideologien und Ziele: rettender Menschlichkeit einerseits und destruktiver Gewalt andererseits. Diese Doppelbedeutung wird an strategisch wichtigen Brücken im Laufe ihrer Geschichte wiederholt evident. Karl Holl erinnert daran, dass die wirtschaftlich und kulturell bedeutsame Loire-Brücke »das bewaffnete Interesse der Kriegsparteien« schon im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 auf sich gezogen hatte und im Zweiten Weltkrieg bereits 1940 das Ziel deutscher und 1944 auch alliierter Bombenangriffe gewesen war (vgl. Holl, S. 12). Brückenbau und Brückenzerstörung, Wiederherstellung und erneute Bedrohung bzw. Vernichtung scheinen vielerorts wie in einem Kreislauf aufeinander zu folgen. Naturgewalten wie Überschwemmungen komplettieren die Gewalt der Geschichte und kehren die Fragilität auch solider, überlebenskräftig scheinender Brückenkonstruktionen hervor. Auf solche Zusammenhänge machen mehrere Beiträge in dem Band aufmerksam.

Was Karl Holl an Generalmajor Elster faszinieren musste, war das Ineinanderspiel von dinglich-materieller Bewahrung der Loire-Brücke und einem vorausgehenden geistig-strategischen Brückenschlag, den Elster vollzog, als er sich mit dem verantwortlichen amerikanischen Offizier über eine Kapitulation verständigte. Die übertragene symbolische Bedeutung der Brücke gelangte hier exemplarisch zum Ausdruck: »eine Brücke schlagen« im Sinne von »eine Verständigung herbeiführen« bzw. »eine Verbindung stiften«. Der deutsche Kommandeur, der am »Widerstand gegen Hitler beteiligt« war (Holl, S. 14), untersagte seiner Truppe rigoros nicht nur »jedweden Übergriff gegenüber der französischen Zivilbevölkerung«, er ignorierte auch die ihm »befohlenen Sprengungen« und ließ einem französischen Präfekten »eine beträchtliche Geldsumme zukommen zur Milderung der von einer anderen deutschen Truppe auf ihrem Durchmarsch angerichteten Schäden« (Holl, S. 16).

Geprägt vom Geist der Verständigung und der Versöhnung schlug Elster sowohl im unmittelbaren französischen Umkreis wie auch zum amerikanischen Lager Brücken, die dem bellizistischen Ungeist der Zerstörung das pazifistische Ethos Grenzen überschreitender Humanität entgegensetzten. Das war offenbar einer der Gründe, die Holls Wahl der Loire-Brücke und ihres geistig-ethischen Kontextes für seinen Beitrag motiviert haben. Denn zu den leitmotivisch wiederkehrenden Themen seines Forschens und geistigen Lebens zählt zweifellos die intensive Erkundung konfliktübergreifender, Verbindung und Frieden stiftender Phänomene.

II

Ein Zeugnis für diese These ist Holls anhaltende, jahrzehntelange Erforschung des Pazifismus, die ihn zu einem maßgeblichen Repräsentanten dieses geschichtswissenschaftlichen Forschungszweiges machte. Für sein Buch »Pazifismus in Deutschland« (1988) ehrte ihn die Stadt Oldenburg mit dem »Carl von Ossietzky-Preis.« Seine Bestimmung des Begriffs »Pazifismus« ist charakteristisch für Holl. Die neulateinische, erst zu Beginn des 20.

Jahrhunderts gebräuchliche Wortschöpfung erfährt bei ihm folgende Rechtfertigung:

»Mit dem Retortenbegriff ›Pazifismus‹ (...) konnten sämtliche Teilziele der Friedensbewegung und die Friedensbewegung selbst prägnant und einprägsam erfasst werden, und das Kunstwort hatte den gleichen Vorzug der Verwendbarkeit in vielen Sprachen und somit den Vorteil, den Bedürfnissen einer internationalen Bewegung zu dienen«³

»Teilziele« durch eine Sprachbrücke miteinander verbinden und dadurch – ein weiterer Brückenschlag – einer völkerverbindenden politischen Bewegung Geltung verschaffen, wird als eine der zentralen wissenschaftlichen Intentionen Karl Holls erkennbar. Sie wird in seiner groß angelegten, 2007 erschienenen »Biographie« über »Ludwig Quidde (1858–1941)« federführend. Der gebürtige Bremer, Träger des Nobelpreises für Frieden (1927) und Jahrzehnte hindurch Führer der deutschen Friedensbewegung, verkörpert gleichsam in Reinkultur den Typus des völkerverbindenden Brückenstifters. Es ist dieser Grundzug im Wirken Quiddes, den Holl, Brückenbildner auch er, durch den geschichtlichen Prozess hindurch mit kritischer Anteilnahme verfolgt. Geboren 1858, seiner wissenschaftlichen Neigung und Eignung nach Historiker, gründete Quidde 1894 die »Münchener Friedensvereinigung« (Holl 2007, S. 104)⁴, wurde 1902 stellvertretender Vorsitzender der »Deutschen Friedensgesellschaft« (Holl 2007, S. 107), deren »Außenvertretung« er übernahm (Holl 2007, S. 115), sei es in den Sitzungen des »Internationalen Friedensbüros«, sei es durch aktive Teilnahme an den jährlich stattfindenden Weltfriedenskongressen, auf denen Quidde die deutsche Delegation anführte. »Friedenspolitik als Anwendung demokratischer Grundsätze auf das Zusammenleben der Völker – in dieser Formel hat Quidde sein pazifistisches Credo zusammengefasst.« (Holl 2007, S. 117) So lautet das Urteil seines Biographen, der den »demokratischen Pazifismus« Quiddes als Grundlage seiner außenpolitischen Tätigkeit hervorkehrt. Eine davon ausgehende Wirkung in das innenpolitische Leben konnte Quidde 1907 mit dem von ihm selbst organisierten Weltfriedenskongress in München verbuchen, einem »Musterkongress«, wie es bewundernd hieß, der Quidde als »souveränen Präsidenten« vorführte und sein »Ansehen in der Münchner Öffentlichkeit« festigte (Holl 2007, S. 125 f.). Dass er im Mai 1914 auch zum Präsidenten der Deutschen Friedensgesellschaft gewählt wurde, erschien als die zwingende Folge der »charakterlichen, der intellektuellen und der politischen Qualität seines Einsatzes für die Sache des Friedens« (Holl 2007, S. 154). Der Autor hebt Quiddes Rolle als Brückenstifter auch durch seine Wesensmerkmale hervor: seine »Begabung als Organisator (...),

3 Karl Holl, Pazifismus in Deutschland, Frankfurt am Main, 1988, S. 70.

4 Wenn nicht anders vermerkt, beziehen sich die folgenden Seitenangaben auf Holls Quidde-Biographie. Karl Holl, Ludwig Quidde (1858–1941). Düsseldorf 2007. Vgl. auch Karl Holl, Ludwig Quidde und Kurt Hiller. Zeugnisse des Exils, in: Brem. Jb. 88, 2009, S. 194–206, und die Besprechung von Jörn Brinkhus: Karl Holl, Ludwig Quidde. Deutschlands Rückfall in Barbarei. Texte des Exils 1933–1941, ebd., S. 272 f.

seine mitreißende, witzige und schlagfertige Rhetorik (...), seine Menschlichkeit und seine liebenswürdigen Umgangsformen (...), seine Fähigkeit (...) aus konkreten Problemen zu klaren theoretischen Ableitungen zu gelangen« – all das gewann ihm »neue Freunde« und überzeugte sowohl ein »großes Publikum« wie auch seine anspruchsvollsten Mitstreiter (vgl. Holl 2007, S. 114). Bedenkt man ferner, dass Quidde eine Zeit lang auch als Kommunalpolitiker in München ein »liberales Wahlbündnis mit der SPD« stärkte (Holl 2007, S. 130) und »sozialpolitisches Engagement bewies (...) im Zusammenhang mit der Arbeitslosigkeit« (Holl 2007, S. 136 f.), dass er darüber hinaus als Abgeordneter der »Liberalen Vereinigung« (später »Fortschrittliche Partei«) seit 1907 im Bayerischen Landtag »eine demokratische Gesellschaftspolitik im weitesten Sinne« vertrat (Holl 2007, S. 131), so wird die ihm zuerkannte Verbindung »demokratischer mit pazifistischer Überzeugungen«⁵ unbestreitbar. Ludwig Quidde – ein Brückenstifter par excellence!

Dennoch vermeidet Holl bei seiner Darstellung des Linksliberalen Quidde hagiographische Züge. Einer Verklärung der Gestalt Quiddes beugt er durch kritisches Abwägen vor, das dem politischen Realismus des Historikers entspricht. Er bettet die Person in die Zeitgeschichte ein und zeigt die ihr zugemuteten Grenzen und Beschränkungen auf. Sie hängen aufs engste mit den »Aporien eines »patriotischen Pazifismus«« zusammen (Holl 2007, S. 120), das heißt mit »dem Zwang, ständig den Nachweis nationaler Zuverlässigkeit erbringen zu müssen« und gleichzeitig die »moralische Pflicht« zu haben, »mit den eigenen Prinzipien von Freiheit, Demokratie und Selbstbestimmungsrecht der Völker ernst zu machen.« (Holl 2007, S. 121) So verletzt der deutsche Einmarsch in das neutrale Belgien zu Beginn des Ersten Weltkriegs eklatant die genannten pazifistischen Prinzipien, doch der Zwang zu »nationaler Zuverlässigkeit« verzögert den Protest Quiddes und seiner Mitstreiter erheblich, was in der pazifistischen Internationale Irritationen auslöst und Quidde den Vorwurf des »Laviens, ja, der Unzuverlässigkeit« noch »für lange Zeit« einträgt (Holl 2007, S. 162). Entgegen ihrer ursprünglichen Übereinkunft identifizieren sich die Pazifisten der verschiedenen Länder seit Kriegsbeginn mit dem jeweils nationalen Interesse, womit die »Einheit der internationalen Friedensbewegung einen schweren Schlag erleidet«. (Holl 2007, S. 160) Die verschiedenen »Teilziele«, die der Pazifismus seiner Begriffsbestimmung gemäß zusammenführen sollte, rücken durch den Krieg in schattenhafte Ferne. Die internationalen Brücken brechen ab – um erst nach Kriegsende, in den zwanziger Jahren, erneuert zu werden. In der Weimarer Republik erfährt der Pazifismus eine Renaissance, die mit der Heraufkunft des Nationalsozialismus erneut unterbrochen wird.

III

Indem Karl Holl die Biographie Ludwig Quiddes in diesen nationalen und Nationen übergreifenden Kontexten entfaltet, zeichnet er das Porträt einer Epoche, genauer: mehrerer Epochen, sofern man die dem Ersten Weltkrieg

5 So die Formulierung auf der Rückseite des Schutzumschlages der Biographie (wie Anm. 4).

vorausgehende Zeit, die Kriegszeit selbst, die anderthalb Jahrzehnte der Weimarer Republik und das Exil jeweils als eine Epoche auffasst. Soll sich die Individualität einer Biographie zur Repräsentativität einer Epoche erweitern, bedarf es jener Kunst des Brückenbaus, die Holl so schätzt und beherrscht. In diesem Fall sind es methodisch-wissenschaftliche Brückenschläge, die er vollzieht. Wenn er Quidde als Kommunalpolitiker in München und Abgeordneten der »liberalen Vereinigung« vorstellt, so skizziert er auch typische Ereignisse der Landeshauptstadt und politische Verhältnisse in Bayern vor dem Weltkrieg; wenn er nach dem Krieg Quidde als Kontrahenten Eisners, des bayerischen Ministerpräsidenten, charakterisiert, so verbindet er die Auseinandersetzung mit Eisners überregional kläglichem Rolle in der Berliner »Reichskonferenz der Ländervertreter« (Holl 2007, S. 232 f.); wenn er Quidde in seiner »großen Rede« zu Wort kommen lässt (Holl 2007, S. 241 ff.), so vor allem jene Parteien, die über regionale Belange hinaus auf nationale zielen; wenn er über den Streit der Personen bayrisches Konfliktpotential vergegenwärtigt, so gibt er auch »den Blick frei auf die Labilität der Verhältnisse« in Deutschland insgesamt (Holl 2007, S. 250).

Besonderes Gewicht erhält dieser Brückenschlag von der Biographie zu übergeordneten Institutionen und Verhältnissen in der Auseinandersetzung mit der deutschen Kriegsschuld, die mit dem Versailler Vertrag gesetzt ist und die Weimarer Republik Jahre hindurch elementar bewegt. Während Quidde, Präsident der Deutschen Friedensgesellschaft, seit 1919 auch Abgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei in der Weimarer Nationalversammlung, eine Alleinschuld Deutschlands in Zweifel zieht und eine Ursache des Kriegs in der »Unfriedlichkeit des imperialistischen Weltsystems« erblickt (Holl 2007, S. 301), sehen andere Mitglieder der Friedensbewegung ausschließlich in Deutschland den Schuldigen und fordern als »gerechte Sühne« (Holl 2007, S. 303) eine baldige Unterzeichnung des belastenden, mit hohen Reparationsforderungen ausgestatteten Vertrags. Aus der Kontroverse erwächst in der Friedensbewegung ein tief gehender »Riss« (Holl 2007, S. 300). Auf internationaler Ebene geraten Quidde und die Seinen durch das internationale Friedensbüro in Bedrängnis, das die ungeschmälerte Anerkennung der Kriegsschuld Deutschlands als die unverzichtbare Basis für ein neues friedliches Europa betrachtet; zumal die französischen Pazifisten insistierten auf dieser Ansicht. Quiddes »patriotischer Pazifismus« befürchtete hingegen, dass die Anerkennung des Versailler Vertrags in Deutschland als Demütigung erlebt und dass damit der psychologische Boden für einen »Revanche-Krieg« bereitet werde.

IV

Auf diese Streitfrage wirft die Rede, die Ludwig Quidde bei der Verleihung des Nobelpreises 1927 in Oslo hielt, ein erhellendes Licht. Sie ist nachzulesen in dem von Hans Kloft herausgegebenen Band »Friedenspolitik und Friedensforschung. Die Friedensnobelpreisträger aus Deutschland«⁶. Quidde

6 Hans Kloft: Friedenspolitik und Friedensforschung. Die Friedensnobelpreisträger aus Deutschland. Berlin 2011.

legt in seiner Rede »Sicherheit und Abrüstung«⁷ dar, dass »Abrüstung«, eines der großen politischen Erfordernisse nicht nur seiner Zeit, nur »auf dem Weg zur internationalen Sicherheit«, also durch zwingende Verträge, erreicht werden könnte und dass – bezogen auf das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich – die »Gefahr eines Revanche-Krieges« (...) »durch den Vertrag von Locarno« 1925 gebannt worden sei.⁸

Einer der Vorzüge der Rede Quiddes ist, dass sie mit der Verknüpfung von vertraglich festgelegter Sicherheit und Abrüstung einen zeitlos aktuellen Lösungsvorschlag zur Befriedung internationaler Konflikte darlegt. »Es ist dies«, so Hans Kloft, »ein nicht abgeholtenes Erbe der historischen Friedensforschung, das als Herausforderung weiter besteht.«⁹ Es kennzeichnet den eigentümlich modernen Zug der Argumentation Quiddes, dass einige seiner international ausgerichteten Friedensbedingungen kategorial mit den von Dieter Senghaas dargelegten verwandt sind, die dieser im nationalen Rahmen entfaltet und als Voraussetzung für friedvolle internationale Staaten-Gemeinschaft erachtet.¹⁰ So insistiert Quidde auf rechtlich zwingenden Verträgen, was mit der Kategorie »Rechtsdurchsetzung« bei Senghaas korrespondiert.¹¹ Und wenn Quidde von der internationalen »Verpflichtung« handelt, »jeden Konflikt einer friedlichen Entscheidung zu unterwerfen«¹², und zwar auf dem Wege internationaler »Vermittlung«¹³, so spricht Senghaas im verwandten Sinne von einer nationalen »Bewältigung der modernen Koexistenzproblematik«¹⁴.

Mag auch manchem Politiker in der Weimarer Republik die von Quidde geforderte »obligatorische Vermittlung« und »organisierte Schiedsgerichtsbarkeit«¹⁵ zur Schlichtung von bedrohlichen Spannungen utopisch vorgekommen sein, so besaß doch Quiddes Befürchtung eines neuen Kriegs den Charakter realitätshaltiger Prophetie: »Man muß einsehen lernen, daß Europa nur die Wahl hat zwischen totaler Verwüstung, die die Folge des künftigen Gaskrieges und der übrigen Kriegsmittel wäre, und der Errichtung eines durch Recht gesicherten Friedens.«¹⁶

7 Ludwig Quidde: Sicherheit und Abrüstung (1927), in: Kloft (wie Anm. 6), S. 105–152.

8 Zitate ebd., S. 114. Anstelle des Begriffs »Vertrag« verwendet Quidde auch den Terminus »Friedens-Garantie« (ebd.). Für die Zeit nach 1927 notiert Quidde kritisch Anzeichen eines »Widerstands gegen Abrüstung besonders von Frankreich und seinen Verbündeten« (S. 116) in seiner 1931 erweiterten Rede.

9 Kloft (wie Anm. 6) in seiner Einleitung, S. 10.

10 Dieter Senghaas: Hat Frieden Zukunft?, in: Kloft (wie Anm. 6), S. 69–78.

11 Ebd. S. 72.

12 Quidde, in: Kloft (wie Anm. 6), S. 113.

13 Ebd. S. 111.

14 Senghaas, in: Kloft (wie Anm. 6), S. 75.

15 Quidde, in: Kloft (wie Anm. 6), S. 111.

16 Ebd. S. 119.

Anlässlich der Publikation des zitierten Sammelbandes zum Gedenken an den 150. Geburtstag Ludwig Quidde (2008) verfasste Karl Holl einen weiteren Beitrag über den maßgeblichen Repräsentanten des deutschen Pazifismus.¹⁷

In welcher Weise Quidde pazifistische Überzeugungen, aber auch persönliche Hoffnungen sich an allgemeinen zeitgenössischen Richtungen und Kräften brachen, erläutert Holl in seinem neuen Aufsatz entschiedener als zuvor an dem ›Herzenswunsch‹, den Quidde jahrzehntelang hegte: »als Parlamentarier im Reichstag hervortreten«¹⁸. Bei aller Wertschätzung, die er in seiner Partei, der DDP (Deutsche Demokratische Partei), erfuhr, wollte diese den Wählern einen »Demokraten reinen Wassers« mit entschiedener pazifistischer Haltung nicht präsentieren, war doch in der Weimarer Republik »jeder Pazifismus bei vielen Deutschen diskreditiert«¹⁹. Andererseits geriet Quidde »von Jahr zu Jahr mehr in die Isolierung« innerhalb des »organisierten Pazifismus in Deutschland«²⁰, insofern eine »junge, radikalere« Pazifistengeneration »dem argumentativen diskursiven Politikstil Quidde nicht länger folgen mochte und stattdessen die pazifistische Massenagitation propagierte«²¹. So schlägt Holl auch hier eine Brücke von den individuellen »Rückschlägen und Misserfolgen in Quidde's Leben«²² zu überindividuellen politischen Konstellationen. Zu letzteren zählen insbesondere die Diffamierungen der deutschen Friedensbewegung durch die »politischen Rechten«²³; aufgrund ihres Friedenswillens habe sie schon während des Kriegs die deutsche Streitmacht geschwächt und strebe nun mehrheitlich eine Anerkennung des Versailler ›Friedensdiktates‹ an – in den Augen der »Rechten« ein Vaterlandsverrat ohne Beispiel. Zeitweise war »Quidde's Leben aufs höchste bedroht«, wie Holl schreibt: »die Ablehnung des organisierten Pazifismus nahm bei der NS-Bewegung die Form eines entschiedenen Auslöschungs- und Vernichtungswillens an.«²⁴ Dennoch setzt Quidde seine ungebrochene Kraft, Geduld und Diplomatie für eine völkerverbindende Verständigung ein: für jene brückenschlagende Strategie, die er auf seinen Reisen zu den jährlichen Weltfriedenskongressen fortsetzt. Je fraglicher die nationalen Friedensbrücken wurden, desto entschlossener hielt Quidde an den internationalen fest.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im Januar 1933 sieht Quidde mehr denn je sein Leben in Gefahr; im März desselben Jahres flieht er ins Exil nach Genf. Ungeachtet seines fortgeschrittenen Alters gründet und leitet er dort – unermüdeter Brückenbildner – ein Hilfskomitee zur Unterstützung materiell bedürftiger deutscher Exilanten. Doch dies ist nur die eine, konstruktive Seite seiner Exilexistenz. Die andere, zwiespältige Seite ergibt sich

17 Karl Holl: Ludwig Quidde, in: Kloft (wie Anm. 6), S. 29 – 43.

18 Ebd. S. 34.

19 Ebd. S. 35.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Ebd.

23 Ebd. S. 36.

24 Ebd.

aus Quiddes Diskordanz zwischen seiner politischen Grundhaltung und einer persönlichen Verantwortung. Auch diese Diskordanz kristallisiert Holl in seinem neuen Beitrag schärfer, nachhaltiger heraus als in seiner Biographie. Wollte Quidde seine jüdische Ehefrau, die in München geblieben war, nicht einer unmittelbaren Gefahr aussetzen, sie gleichsam den Nazis in die Hände spielen, so durfte er aus dem Exil die Nazis nicht durch Kritik provozieren, musste er stillhalten und seine wahren politischen Ansichten verbergen. Zwischen diesen beiden Polen seiner Exilexistenz, seiner persönlichen Rücksichtnahme und seiner pazifistischen Grundauffassung, ließ sich keine Brücke schlagen. Ja, es stellt sich der Eindruck ein, Quidde habe, um die Kritik seiner Exilfreunde an seiner politischen Enthaltensamkeit hinsichtlich des Dritten Reichs zu entschärfen, sich unbewusst selbst getäuscht und habe jahrelang, bis 1937, »sein Vertrauen in Hitlers Friedenswillen« aufrechterhalten²⁵ – ehe brutale Nazi-Aktionen zur Klarsicht Quiddes führten.²⁶ Die aber verführte ihn auch zu einer Offenheit, die dann seine offizielle »Ausbürgerung« veranlassen sollte²⁷; letztere hätte das Leben seiner Frau aufs Schwerste belasten können. Der Tod entzog sie jedoch den Nachstellungen und Rache-Aktionen der Nazis. Anstelle eines Brückenschlags zwischen persönlicher Verantwortung und politischem Ethos tat sich vor Quidde ein Abgrund auf, den Holl so unbeschönigt und einfühlsam wie möglich offenlegt.

Angesichts des bestürzenden und in vieler Hinsicht beispielhaften Exilschicksals Ludwig Quiddes hatte Karl Holl in seiner Biographie einen Satz geprägt, der seine Untersuchungsmethode prägnant trifft — vom individuellen Fall brückenschlagend zur Zeitgeschichte fortzuschreiten: »Je tiefer ich mich in die Biographie Quiddes versenkte, desto nachhaltiger erschien mir Quiddes Lebensgang als Widerspiegelung einer deutschen Leidensgeschichte – als Leidensgeschichte der Demokratie in Deutschland.«²⁸

VI

Ein opus magnum wie Karl Holls zeitgeschichtlich fundierte Quidde-Biographie konnte angesichts der »schwierigen Quellenlage« nur durch einen hohen Aufwand an Nachforschungen, an Sichtungen noch unbekannter Dokumente und Materialien entstehen. Das geht aus Holls Nachwort eindrucksvoll hervor²⁹. Der »bedeutendste Repräsentant der deutschen Friedensbewegung« hatte in vielen Staaten Europas Zeugnisse seines Wirkens hinterlassen. Erforderlich waren »zeitaufwendige Reisen« zu Bibliotheken und Ämtern, in »weit voneinander entfernte Archive« verschiedener Länder, unerlässlich war die Lektüre ausgedehnter Briefwechsel Quiddes mit Zeitzeugen, unerlässlich die Durchsicht »zahlreicher Kartons und Pakete mit dem schriftlichen Nachlass«. In diesem Fall kam eine Lebensgefährtin Quiddes, Charlotte Kleinschmidt,

25 Vgl. Holl, Quidde, in: Kloft (wie Anm. 6), S. 38.

26 Ebd. S. 38 f.

27 Ebd. S. 40.

28 Holl, Quidde (wie Anm. 4), S. 590.

29 Ebd. S. 289 ff. Die folgenden Zitate sind diesen Seiten entnommen.

dem Historiker hilfsbereit entgegen, in anderen Fällen war es die Hilfsbereitschaft von Archivaren, Bibliothekaren, Kollegen, auf die Holl zählen durfte. »Der Zugang zu manchen Archiv-Quellen«, schreibt er, »ist mir von befreundeter Seite wesentlich erleichtert, wenn nicht gar erst ermöglicht worden.«³⁰ Unterstützung von vielen Seiten wird bereitwillig dem gewährt, der die Fähigkeit zur brückenschlagenden Kommunikation und zum Dialog besitzt. Hier gesellt sich zum wissenschaftlichen Brückenbildner Holl der verbindliche, Verbindungen stiftende Zeitgenosse. Er berichtet von »Moskauer Freundinnen und Freunden, die mir bei der Arbeit im Russischen Sonderarchiv beistanden (...) Sie alle gewährten mir auch Gastfreundschaft«, heißt es in dankbarer Erinnerung.³¹ Tatkräftiges Entgegenkommen in nordamerikanischen Archiven schloss sich an. Schiller-Verse abwandelnd, könnte man im Blick auf Holls Forschungsreisen sagen: »Wer zählt die Länder, zählt die Namen, / die gastlich hier zusammen kamen.«

Jost Dülffer, der in seinem Kurzporträt Karl Holls dessen »Fähigkeit und Kraft zur peniblen Quellenrecherche und Erschließung auch entfernter Bestände« hervorhebt³², rühmt auch Holls erschließende Kraft in puncto fachlich-kollegialer Brückenbildung: »am 1. September 1984 gründeten eine Handvoll Historiker unter Karl Holls Ägide den *Arbeitskreis Historische Feldforschung*, dessen erster Sprecher er selbstverständlich wurde; (...). Gerade diese stetig wachsende und sich von der Historie der Friedensbewegungen und des Pazifismus, ihrem anfänglichen Kerngegenstand, zunehmend emanzipierende Gruppe war nicht ohne Karl Holl denkbar, der unermüdlich organisierte, Personen und Ideen zusammenbrachte.«³³

VII

Diese dialogische Energie bezeugte Holl namentlich im Hinblick auf das Nachbarland Frankreich, das vielen Deutschen so lange als Feindesland gegolten hatte. Nicht so Quidde und seinem Biographen. Quidde hatte, wie Holl mehrmals betont, in der Weimarer Republik die »baldige Wiederherstellung alter freundschaftlicher Kontakte zu den Führern der französischen Friedensbewegung« dringend angemahnt³⁴. Dieser Wunsch nach einem »Brückenschlag« von Deutschland zu Frankreich³⁵ blieb zeitlebens auch ein persönliches Anliegen Karl Holls. Als er 2008 ein bewegendes Zeugnis des deutsch-französischen Spannungsverhältnisses im 20. Jahrhundert kennenlernte, François de Beaulieu »Mon père, Hitler et moi«, entschloss er sich zur Übersetzung und Herausgabe des Werks unter dem Titel »François de Beaulieu:

30 Ebd. S. 592.

31 Ebd. S. 593.

32 Jost Dülffer: Karl Holl und die Historische Friedensforschung, in: Kloft (wie Anm. 6), S. 13–15, hier S. 13.

33 Ebd. S. 14.

34 Holl, Quidde (wie Anm. 4), S. 316.

35 Ebd.

Mein Vater, Hitler und ich«³⁶. Der Vater des Autors, François Charles de Beaulieu, ein gebürtiger Bremer und Nachfahre eines Hugenottengeschlechts, war im Deutschland der Weimarer Republik herangewachsen, hatte eine Kaufmannslehre und dann ein Studium der evangelischen Theologie an deutschen Universitäten absolviert.³⁷ Ehe er seinen Beruf als Pastor ausüben konnte, wurde er, ein klandestiner Pazifist und Gegner des Nationalsozialismus, als Funker in die Wehrmacht eingezogen (1939). Sein Widerstand – er »verriet« Informationen, die er abhörte, an die Alliierten, beteiligte sich an Rettungsaktionen für bedrohte Juden und stand in Verbindung mit Gegnern des NS-Regimes – wurde entdeckt, mit Gefängnishaft bestraft und mit einer Strafversetzung an die Ostfront geahndet. Nach Kriegsende schlug er sich auf abenteuerlichen Wegen nach Frankreich durch, gründete dort eine Familie und fand schließlich eine Stelle als Pastor. Er hielt die Verbindung mit Bremen und Deutschland aufrecht, galt dort aber vielerorts als »Vaterlandsverräter«. Sein Sohn geht klarsichtig mit diesem bestürzenden Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte ins Gericht: der Geringschätzung von Pazifisten und Bekennern zum Widerstand einerseits, der Hochschätzung hochrangiger Nazis andererseits. Dem im Exil verstorbenen Bremer Ludwig Quidde hätte in der Nachkriegszeit voraussichtlich ein ähnliches Schicksal der Verkennung und Verfemung gedroht wie dem bremischen Deutsch-Franzosen François Charles de Beaulieu. Dessen Sohn leistet eine späte Rehabilitation des Vaters und eine offensive Aufarbeitung der deutschen Geschichte mit dem Ziel einer deutsch-französischen Verständigung. Ein Brückenschlag comme il faut, den Holl als Übersetzer und Herausgeber bekannt gemacht und gefördert hat. Und eine Bremensie mit internationalem Zuschnitt.

36 Karl Holl: François de Beaulieu: Mein Vater, Hitler und ich. Bremen 2013. Vgl. hierzu auch die Besprechung der französischen Ausgabe, Rennes 2008, durch Karl Holl in Brem. Jb. 88, 2009, S. 250–256.

37 Zum Lebensgang de Beaulieus vgl. das Geleitwort von Wolfram Wette, ebd. S. 7–12.

Rezensionen und Hinweise

Asch, Ronald G. (Hrsg.): *Hannover, Großbritannien und Europa. Erfahrungsraum Personalunion 1714–1837* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen Band 277), Göttingen: Wallstein 2014. 445 S.

Der vorliegende Band versammelt die Beiträge einer internationalen Tagung zur Geschichte der Britisch-Hannoverschen Personalunion vom 29.–31. März 2012. Der Zeitraum dieser Personalunion wurde bis 1815 bestimmt durch den das gesamte 18. Jahrhundert beherrschenden britisch-französischen Weltgegensatz (Ausgang des Spanischen Erbfolgekrieges mit den Friedensschlüssen von Utrecht 1713 und Baden 1714, Siebenjähriger Krieg 1756–1763, die französischen Revolutionskriege ab 1792 sowie der Widerstand gegen die napoleonischen Hegemonialbestrebungen bis 1815) und die konfessionellen Auseinandersetzungen im Heiligen Römischen Reich zwischen Katholiken und Protestanten. Diese Themen tauchen denn auch in den verschiedensten Variationen und Zusammenhängen in den Beiträgen des Bandes auf, die in folgenden Überkapiteln zusammengefasst werden: I. Die Personalunion im europäischen Kontext, II. Leitbilder und Repräsentationen monarchischer Herrschaft, III. Das Haus Hannover, seine Rivalen und der Protestantismus, IV. Die Personalunion und der Erfahrungsraum des Krieges, V. Verflechtungen und Affinitäten.

Auf den ersten Blick wirkt die rein dynastische Verbindung zwischen dem Vereinigten Königreich der britischen Inseln und dem Kurfürstentum Hannover zwischen 1714 und 1837 leicht anachronistisch, da sich im 18. Jahrhundert unter absolutistischen Bedingungen die modernen Territorialstaaten herausbildeten, die als souveräne Völkerrechtssubjekte eine eigenständige Außenpolitik betrieben und nach innen die Gesetzgebungskompetenzen, das Finanzwesen und die Verwaltung zentralisierten. In dieses Schema der Zentralisation passt der »Act of Union« von 1707, der die Personalunion von England und Schottland unter der gemeinsamen Krone der Stuarts in eine Realunion verwandelte. Allerdings gab es in jenem Jahrhundert noch an anderen Orten rein dynastische Verbindungen, wo souveräne Staaten sich unter dem Dach einer Krone zusammenfanden (Polen und Sachsen zwischen 1697 bis 1706 und 1709 bis 1763 und das dänische Herrschaftskonglomerat, das auf rein dynastischer Ebene zeitweise große Teile Nordeuropas umfasste und in Schleswig-Holstein bis 1864 andauerte).

Bei diesen Personalunionen war es stets möglich, dass die Interessen der daran beteiligten souveränen Staaten nicht unbedingt übereinstimmten und sich eine Seite von der anderen instrumentalisiert sah oder in Konflikte involviert wurde, von denen sie in einer anderen Konstellation verschont geblieben wäre. Auch unterschieden sich die inneren Verfassungen der beteiligten Staaten manchmal beträchtlich. Die polnische Wahlmonarchie funktionierte anders als das absolutistisch regierte Sachsen, und der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover betrachtete es schon als arge Zumutung, als King George I. mit einem Parlament regieren zu müssen, dass seine Inthronisierung erst ermöglicht hatte. Hinzu traten dann auch noch die für diese Zeit wichtigen konfessionellen Gesichtspunkte, die der Monarch in seiner Person berücksichtigen musste. August der Starke wechselte als bisheriges Haupt der protestantischen Reichstände kurzerhand zum Katholizismus, um König von Polen zu werden, während Georg I. – worauf der Herausgeber Ronald G. Asch in seiner Einleitung verweist – sich die Mühe machte, mehrere konfessionelle Identitäten in sich zu vereinigen: Oberhaupt der Anglikanischen Kirche, *supreme governor* des

calvinistischen Presbyterianismus in Schottland und *summus episcopus* der lutherischen Kirche in seinem heimatlichen Kurfürstentum Hannover. Die Probleme, welche die dynastische Personalunion souveräner Staaten aufwarf, werden in den Beiträgen von Thomas Riis über Dänemark und seine Könige aus dem Hause Oldenburg im 18. Jahrhundert (S. 109–117) und von Hans-Jürgen Bömelburg über die dynastische Verbindung zwischen Polen und Sachsen erörtert (S. 118–145). Christoph Kampmann geht in der Einleitung seines Textes »Von der Personalunion zur europäischen Freiheit« (S. 60–83) auf all die Einschränkungen im »Act of Settlement« ein, welche die Bewegungs- und Aktionsfreiheit des Monarchen begrenzten, damit die britische Politik nicht ins Fahrwasser kurfürstlich-hannoverscher Interessen geriet.

In der Personalunion zwischen Hannover und Großbritannien überlappen sich konfessionelle, außenpolitische und auf das Heilige Römische Reich bezogene Probleme. Außenpolitisch bestand seit der Glorious Revolution 1688 und dem Beginn der Herrschaft Wilhelms III. von Oranien der weltpolitische Gegensatz zwischen Großbritannien und Frankreich, der auch konfessionell aufgeladen war, da der französische König Ludwig XIV. die Thronansprüche der vertriebenen katholischen Stuarts vertrat, gegen welche die *Protestant Succession* mit dem Welfenhaus gerichtet war. Es gibt gute Gründe, deshalb den Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) auch als britischen Erbfolgekrieg zu bezeichnen, denn im Hintergrund ging es stets ebenfalls um die Sicherung der *Protestant Succession* im Fall des Ablebens von Queen Ann, die über keine eigenen Nachkommen verfügte.

Großbritannien befand sich in diesem Ringen gegen die französischen Hegemonialansprüche bis 1756 in einem stabilen Bündnis mit der Habsburger Monarchie, die ihrerseits die katholische Vormacht im Heiligen Römischen Reich stellte, wo der König des United Kingdom als Kurfürst von Hannover den protestantischen Reichsständen im Corpus Evangelicorum angehörte und dort nach der Konversion des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kurfürstentum Brandenburg um dessen Führung konkurrierte (siehe Beitrag von Renate Wieland, S. 264–286). Dieses Ineinandergreifen konfessioneller und gesamteuropäischer Gesichtspunkte einschließlich der darin verborgenen Konfliktlinien (beispielsweise die aus protestantischer Sicht unerfreuliche Konfessionsklausel im Frieden von Rijswijk 1697, die auf ein geheimes Zusammenspiel der katholischen Vormächte Frankreich und Österreich zurückgeführt wurde) behandelt der Beitrag von Gerd van den Heuvel, der sich mit Überlegungen von Gottfried Wilhelm Leibniz beschäftigt, die dieser als Ratgeber der Kurfürstin Sophie – der eigentlichen Thronerbin – verfasste (S. 39–59).

Obwohl der »Act of Settlement« darauf gerichtet war, die britische Politik von den hannoverschen Interessen unabhängig zu gestalten, so war es dann in der Praxis doch eher umgekehrt: Das Kurfürstentum Hannover wurde in alle Kriegsaktionen des 18. Jahrhunderts verstrickt, in denen die britische Politik aktiv war. Englische und schottische Truppen agierten während des Siebenjährigen Krieges im niedersächsischen Raum – und während der napoleonischen Kriege gab es in Großbritannien eine »Deutsche Legion«, die auf britischer Seite kämpfte. Diese Legion verdiente zwischen 1807–1813 tatsächlich diesen Namen, da das Kurfürstentum Hannover zu jener Zeit aufgehört hatte zu existieren und Teil des Königreichs Westfalen geworden war (Beitrag von Jasper Heinzen S. 310–333).

Das Jahr 1815 mit der Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress stellte auch für die Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover einen Epochenbruch dar. Der französisch-britische Weltgegensatz fand auf dem Schlachtfeld von Waterloo sein Ende. Das Alte Reich gab es nicht mehr. An seine Stelle trat der Deutsche Bund als Konföderation souveräner Staaten. Das Kurfürstentum Hannover verwandelte sich mit dem Hinzutritt der ehemals geistlichen Fürstentümer Hildesheim und

Osnabrück sowie des früher preußischen Ostfriesland zum Königreich Hannover. Diesem Zeitabschnitt bis zum Ende der Personalunion im Jahre 1937 widmet sich der abschließende Beitrag von Christine van den Heuvel (S. 408–439), in dessen Zentrum die Verfassungsentwicklung steht. Die späteren Verfassungsaufhebungen nach Beendigung der Personalunion und die reaktionären Rückbildungen unter den Königen Ernst-August (1837) und Georg V. (1855) haben verdunkelt, dass das Königreich Hannover unter dem Gouverneur und späteren Vizekönig Herzog Adolf Friedrich von Cambridge weiter auf dem Weg zum konstitutionellen Verfassungsstaat war als so manche anderen deutschen Gemeinwesen (z. B. Preußen), welche jene Bestimmung der Bundesakte, die »landständische« Einrichtungen vorschrieb, möglichst verschleppten. Allerdings gehörte Großbritannien auch nicht der Heiligen Allianz an und stand der dumpfen metternichschen Reaktionspolitik eher reserviert gegenüber. So schreibt die Autorin, dass Großbritannien zwar »durchaus das sicherheitspolitische Konzept Metternichs mit seinen Polizei- und Zensurmaßnahmen« mittrug, »nicht aber dessen restriktiv gehandhabte Verfassungspolitik.«

Bis zu den revolutionären Erschütterungen infolge der Pariser Juliereignisse von 1830 existierte im Königreich Hannover ein für den Gesamtstaat zuständiges »landständisches« Zweikammersystem, das mit den althergebrachten Provinziallandtagen der historischen Landschaften konkurrierte. Interessant ist der Hinweis der Autorin, dass die Verabschiedung des von den Vertretern des liberalen Bürgertums durchgesetzten hannoverschen Staatsgrundgesetzes von 1832 zeitlich parallel lief mit der Parlamentsreform in England, welche den bürgerlichen Mittelklassen ein erweitertes Mitspracherecht einräumte. Zeitgenössische britische Pressekommentare betonten deshalb »die verfassungsmäßigen Gemeinsamkeiten der ›composite monarchy‹ sowohl des United Kingdom wie auch des ehemaligen Kurfürstentums Hannover« – eine Entwicklung allerdings, die nach 1837 abbrach und 1866 bei Langensalza ihr definitives Ende fand.

Insgesamt enthält der Sammelband eine Fülle interessanter landes-, kultur- und alltagsgeschichtlicher Einzelheiten, die mit den übergreifenden Linien der »Großen Politik« in Europa und dem Alten Reich verbunden sind. Der Rezensent hätte vielleicht die Zuordnung der Themen etwas anders gegliedert, aber dies ist letzten Endes eine Frage des individuellen systematischen Zugriffs, den der eine so und der andere eben anders vornimmt.

Friedhelm Grützner

Bories-Sawala, Helga und König, Johann-Günther (Hrsg.): Yves Bertho. Ich war Pierre, Peter, Pjotr. Aus dem Französischen von Rolf Sawala. Bremen: Kellner 2016. 519 S.

Die französische Originalausgabe des Romans *Ich war Pierre, Peter, Pjotr* erschien bereits 1976 unter dem Titel *Ingrid*. In ihm erzählt Yves Bertho seine Erlebnisse als französischer ziviler Zwangsarbeiter in Bremen von Anfang September 1943 bis zu dem verheerenden Luftangriff auf den Bremer Westen in der Nacht vom 18. auf den 19. August 1944.

Für seinen Roman erhielt der Autor zwei Literaturpreise. Kein geringerer als der Regisseur Jean-Luc Godard erwog eine Verfilmung des Buches. Altbürgermeister Koschnick, dem Bertho seinen Roman geschickt hatte, und seine Gattin versuchten vergeblich, einen Bremer Verlag für die Veröffentlichung zu gewinnen. So dauerte

es vierzig Jahre, bis nun auch ein deutschsprachiges Publikum dank des Bremer Kellner-Verlags den bemerkenswerten Text lesen kann.

Die Herausgeber, Helga Bories-Sawala und Johann-Günther König, deren Aufsätze im Anhang wichtig für das Verständnis des Romans sind, und der Übersetzer Rolf Sawala haben, mit Zustimmung der Tochter Berthos als Rechteinhaberin, den neuen Titel *Ich war Pierre, Peter, Pjotr* gewählt. Für den Autor und sein literarisches Alter Ego Pierre war Ingrid zweifellos die wichtigste Person des Romans, die Liebesgeschichte mit ihr bildet aber lediglich ein Nebenthema des Buches. Hauptthema ist das Arbeiten und Leben als ziviler Zwangsarbeiter in Bremen unter der Bedingung des Krieges.

Die Schilderungen der Erlebnisse und Beobachtungen Pierres sind zum Teil so unglaublich, dass der vorliegende Text leicht in der Gefahr steht, eine Botschaft zu transportieren, wie: »So schlimm war es dann ja gar nicht ...«. Nichts wäre verkehrter. Hierzu ist die Lektüre des Aufsatzes von Bories-Sawala im Anhang unbedingt zu empfehlen. Sie legt dar, dass die Welt der Zwangsarbeit auf der nazistischen, hierarchisch gegliederten Rassentheorie basierte, die ihrerseits das Gesicht der Zwangsarbeit formte, indem sie eine Hierarchie der Nationen hypostasierte und ihnen unterschiedliche Typen der Zwangsarbeit zuordnete: von Vernichtung durch Arbeit über vollständige Entrechtung bis zur Sonderstellung von Holländern, Belgiern und Franzosen, die, wie es im Roman treffend heißt, die »upper class« der Zwangsarbeit bildeten. Aber trotz ihrer privilegierten Stellung schwebte auch über ihnen das Damoklesschwert, jederzeit zur »Arbeitserziehung« auf die Baustelle des U-Bootbunkers *Valentin* in Bremen Farge verdonnert zu werden. Auch privilegierte Zwangsarbeiter arbeiteten und lebten auf des Messers Schneide.

Resonanzboden für die Abenteuer des Protagonisten ist eine sich im Ausnahmezustand und in Auflösung befindende, durch ein Gewaltregime zwangsintegrierte Stadtgesellschaft unter der Bedingung des Krieges. In diesem ganz speziellen Bremen konnte der als Zwangsarbeiter entwurzelte Pierre seinen jugendlichen Erfahrungshunger jenseits von Konventionen und Moral des (nicht nur) französischen Bürgertums, dem seine Familie angehörte, ausleben. Ein bürokratischer Federstrich auf dem Arbeitsamt verwandelte den Jurastudenten in einen Schlosser, der den Francke-Werken in der Bremer Neustadt zugeteilt wurde. Dort lernte der Bürgersohn die für ihn neue Welt der physischen Arbeit und der multinationalen Arbeiterschaft kennen.

In den Francke-Werken, die neben der Granatenproduktion vor allem Flugzeugmotoren warteten und reparierten, arbeiteten Zwangsarbeiter aus den von Deutschland besetzten Ländern. Je östlicher ihr Heimatland lag, desto entrechteter ihr Status. Ganz unten in der Hierarchie und am verhasstesten bei den Deutschen die Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion, Polen und, nach dem Sturz des Mussolini-Regimes, Italiener, die schon äußerlich mit ihrer sichtbaren Kennzeichnung auf der Kleidung mit »OST«, »P« und »I« gebrandmarkt waren.

Die 160 holländischen, belgischen und französischen Zwangsarbeiter der Francke-Werke wohnten in zehn Baracken für jeweils 16 Personen auf dem Werksgelände, die übrigens von jungen ukrainischen Zwangsarbeiterinnen gereinigt wurden. Anwesend mussten sie lediglich zu den Arbeitszeiten sein. Mit Ausnahme des Sperrgebiets Hafen war ihnen die Stadt frei zugänglich.

Auf dieser Folie machte sich Pierre auf, Bremen zu erobern, das sein Alter Ego Bertho in einem Brief an Hans Koschnick 1977 retrospektiv »... *als meine Stadt betrachtete, da ich hier lebte*«. Als passionierter, auch nächtlicher Spaziergänger und Flaneur erkundete er sie per pedes und mit der, von Holländern gefahrenen Straßenbahn, immer wieder unterbrochen von Aufenthalten in Luftschutzbunkern. Dabei

verliebte er sich in den für ihn schönsten europäischen Marktplatz mit dem eingemauerten Roland und die Altstadt. Und dort genoss er das Bild des sonntäglichen Gedrängels auf den Einkaufsstraßen, wenn neben der autochthonen Bevölkerung auch die Zwangsarbeiter/innen aus den besetzten Ländern durch die Gassen flanieren. Entsprechend seines bürgerlichen Habitus und dank seines ortsüblichen Lohns mit dem nötigen Geld ausgestattet, führten ihn seine Streifzüge auch zu den von ihm genutzten bürgerlichen kulturellen Angeboten Bremens wie Theater, Oper, Konzert, besuchte er die verschiedensten Lokalitäten und war ein begeisterter Kinogänger. Als Zwangsarbeiter lernte er darüber hinaus eine andere, für ihn neue Kultur kennen und schätzen, das Universum der plebejischen Kultur der Subalternen aus den besetzten Ländern Europas.

Berto schildert eindrucksvoll auch die wechselnden Stimmungslagen unter den Deutschen: ihr unbändiger Hass auf die italienischen Badoglio-Zwangsarbeiter, ihr trotziges Schweigen nach dem Fall Stalingrads, ihr verrückt-verzweifelter Jubel nach der Invasion in der Normandie und ihr dumpfes Schweigen nach dem Hitler-Attentat, die versteinerte und stumme Trauer der Angehörigen von Gefallenen. Von Widerstand in der Bevölkerung findet sich im Roman keine Spur. Auf dieser Folie führt Theo, ein holländischer Leidensgenosse Pierres, in einem Gespräch mit ihm aus, dass das NS-Regime Deutschland buchstäblich bis zur letzten Patrone und zum letzten Mann in den Untergang führen werde.

Der Roman kulminiert im letzten Kapitel, *Die Stunde schlägt*, in der Darstellung des britischen Bomberangriffs auf Bremen in der Nacht des 18.–19. August 1944, die Pierre bei Ingrid verbrachte. Als Pierre am Morgen zu den Francke-Werken ging, bot sich ihm ein Bild der Zerstörung dar: Altstadt und Bremer Westen waren bis auf wenige Reste in eine Trümmerwüste verwandelt worden. Pierre hatte nur noch einen Wunsch: »Er wollte laufen, nur laufen, leben, rennen. Frei sein und lebendig.«

Damit endet der Roman. Yves Bertho arbeitete noch bis zum 24. April 1945 bei den Francke-Werken, dem Beginn der Besetzung Bremens durch britische Truppen. Wenige Tage nach der bedingungslosen Kapitulation der Stadt am 27. April 1945 kehrte er als freier Bürger nach Frankreich zurück.

Yves Bertho's Roman ist keine leichte Lektüre. Der sperrige Charakter des Textes liegt zum einen an seinem Thema, zum anderen an literarischen Defiziten und drittens einer partiellen Überfrachtung. Dennoch verblasst diese Kritik vor dem Kernthema des Romans, das Porträt der Stadt Bremen in den Jahren 1943/44 und der sozialen Welt der Zwangsarbeiter in den Erlebnissen Pierres lebendig zu machen. Bei aller Sperrigkeit der Darstellung und damit auch der Lektüre gelingt Bertho dies eindrucksvoll. Der eigensinnige, erfahrungs- und lebenshungrige junge Yves Bertho alias Pierre wurde in Bremen zum einen vom Studenten zum Arbeiter und zum anderen zu einem Grenzgänger zwischen bürgerlicher Hochkultur in ihrer französischen Gestalt und den nationalen plebejischen Kulturen der europäischen Unterklassen. Seine Fremdheit in Nazideutschland schärfte seine Wahrnehmung. Er lässt seine Erlebnisse und Schilderungen für sich sprechen, ein Urteil über sie muss die Leserschaft selbst fällen. Seine hellwachen, genauen und sensiblen Beobachtungen und Schilderungen, gepaart mit der Askese gegenüber Werturteilen und Moralisieren, machen die zentralen Stärken seines Romans aus. Diese Qualitäten dürften Godard gereizt haben, den Roman zu verfilmen. Leider ist der Film nicht gedreht worden.

Volker Stork

Brinkhus, Jörn (Hrsg.): Kaiser Wilhelm II., Bremen und der Norddeutsche Lloyd. Die »Lebenserinnerungen« des NDL-Direktors Heinrich Wiegand (Schriften des Staatsarchivs Bremen. Band 54). Bremen: Staatsarchiv 2017. 158 S.

Der Jurist und seit 1892 amtierende Direktor (ab 1899 Generaldirektor) des Norddeutschen Lloyd (NDL) Dr. Heinrich Wiegand (1855–1909) ist aufgrund seiner unbestrittenen historischen Bedeutung in der gängigen Lloydliteratur seit jeher eine bekannte Größe, was nicht primär an der 1932 von seinem Mitarbeiter und Schwiegersohn Arnold Petzet herausgegebenen, wohlwollenden, gleichwohl materialreichen Biographie liegt. An Einfluss und Gestaltungskraft hat er sicherlich den Aufsichtsratspräsidenten (1892–1911) Geo Plate (1844–1914) sowie den Vizepräsidenten (1892–1911) und nachmaligen Präsidenten des NDL-Aufsichtsrats (1911–1917) Friedrich Achelis (1840–1917) weithin überragt, auch wenn heute noch der Grabstein des letzteren auf dem Riensberger Friedhof in großen Lettern vom »Präsident[en] des Norddeutschen Lloyd« kündigt.

Doch Wiegand hatte die eigentlichen Fäden in der Hand. Seine Bedeutung erschöpfte sich keineswegs in seiner Tätigkeit als führender Manager der größten bremischen Reederei. Er war auch Initiator der nicht immer erfolgreichen »Wiegand-Industrien«, die jedoch fraglos über die Lebenszeit Wiegands sichtbare Zeichen der Industrieansiedlung in einer nach wie vor merkantil ausgerichteten Hansestadt gesetzt haben. Daneben wirkte er in Bremen als Kunstmäzen und -kenner. Alles in allem ist es nicht weiter verwunderlich, dass Wiegand außerdem intensive und auch wechselvolle Beziehungen zur Reichsleitung in Berlin und zu Kaiser Wilhelm II. unterhielt, in ähnlicher Weise, wie sein Kollege, Konkurrent und gleichzeitig hochgeschätzter Gesprächspartner Albert Ballin (1857–1918) von der Hamburg-Amerika Linie (HAPAG).

In Ermangelung eines leider nicht als Provenienzbestand überkommenen NDL-Archivs hat das Staatsarchiv Bremen unter Adolf Hofmeister nach dem aus den Museen her geläufigen Sammelprinzip über die Jahre einen respektablen Bestand zum Norddeutschen Lloyd zusammengestellt (7, 2010). Trotz einiger Lücken bietet dieser einen ähnlich substantiellen Fundus für die Lloydforschung wie in anderer Weise das NDL-Jahrbuch (1908–1925) als gedruckte Quelle. Unter den Pretiosen des Lloydbestands befinden sich die biographischen Aufzeichnungen Wiegands (7, 2010–13). Sie sind leider nur fragmentarisch (geschätzt etwa 50% des vermutlich beabsichtigten Umfangs) erhalten, weil 1909 der Tod dem Verfasser die Feder aus der Hand nahm. Doch die wichtigen Themenkomplexe zu Kaiser und Reich sowie das wirtschaftliche und kulturelle Wirken innerhalb der gehobenen Stadtbürgerschaft Bremens sind niedergelegt. Trotz des Charakters als – neudeutsch – »Ego-Dokument« hat die einschlägige Forschung diese wichtige Archivquelle immer wieder in Ergänzung zu Petzet herangezogen. Umso erfreulicher, dass man nunmehr nicht mehr zu deren Auswertung ins Staatsarchiv muss, sondern nunmehr eine sorgfältig edierte sowie ansprechend gestaltete und mit einigen instruktiven Illustrationen versehene Fassung vorliegt. Zu den facettenreichen Themenkomplexen, die nicht allesamt einzeln gewürdigt werden können, soll vor allem die Darstellung Wiegands zu den Bestrebungen des US-amerikanischen Morgan-Trusts (ab 1901) hervorgehoben werden (S. 50–63). Damals versuchte der Finanz-, Stahl- und Eisenbahntycoon John Pierpont Morgan (1837–1913) die europäisch dominierte Nordatlantikschiifffahrt unter seine Kontrolle zu bringen, was zwar bei einigen Firmen (wie der britischen TITANIC-Reederei White Star Line) gelang, insgesamt aber scheiterte, jedoch europäische Schiifffahrtskreise für einige Jahre beunruhigte. Die bisherige Literatur stützt sich vorwiegend auf die Sichtweise der HAPAG aus Hamburg, so dass der Forschung

nunmehr eine ergänzende Quellenedition zur Verfügung steht. Ebenso finden sich viele Bausteine zur Persönlichkeit Wilhelms II. sowie seinem Denk-, Regierungs- und Repräsentationsstil (zur berühmt-berüchtigten »Hunnenrede« 1900 S. 39–43). Eine kenntnisreiche Einführung durch Jörn Brinkhus (S. 7–24) leitet den Band ein, dann folgt der von Jochem Kremsa sorgsam edierte Quellentext (S. 28–135). Schließlich bietet Reinhard A. Krause in seinem Aufsatz »Heinrich Wiegand – ein Wirtschaftslenker an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Bemerkungen zu seinen Lebenserinnerungen« (S. 137–150) eine fulminante Wiegand-Interpretation, die zahlreiche wertvolle Anstöße liefert. Ein substantielles Literaturverzeichnis (S. 152–158) beschließt diesen kompakten Band, der wohl die wichtigste Publikation über den NDJ der letzten Jahre darstellt.

Christian Ostersehlte

Contzen, Regina, Laudowicz, Edith und Schmitter, Romina (Hrsg.): *Frauen Geschichte(n). Biografien und FrauenOrte aus Bremen und Bremerhaven*. Bremen: Falkenberg 2016. 503 S.

»Vor Ihnen liegt ein Schatz. Ein Buch gefüllt mit Geschichten, Leben, Eindrücken von Bremer Frauen«, so beginnt die Landesfrauenbeauftragte Ulrike Hauffe ihr Grußwort zu den hier anzuzeigenden Bremer »Frauen Geschichte(n)«. Ein »Meilenstein der Bremer Geschichtsschreibung« sei damit gesetzt worden.

Die Bremer »Frauen Geschichte(n)« sind nicht das erste Frauenlexikon. Schon 1991 hatte das »Lexikon Bremer Frauen von A–Z« eine Vielzahl von Biografien Bremer Frauen in sich vereint. Das vorliegende Lexikon geht aber mit seinen über 300 Beiträgen weit darüber hinaus. Zwar waren auch früher in den bremischen Biografien Bremer Frauen vorgekommen, aber eben nur vereinzelt und meist ausgewählt eben von Männern, auch wenn deren Anliegen es war, »alle bedeutenden Männer und Frauen aufzunehmen« (so 1969). Heraus kamen in den »Bremischen Biographien des neunzehnten Jahrhunderts«, 1912 herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, ganze neun Frauenbiografien unter 360 Beiträgen, und 1969 in der »Bremischen Biographie 1912–1962« waren es mit 18 Frauenbiografien unter insgesamt 544 Artikeln auch nicht gerade mehr gewesen. Von den 196 Autoren waren damals nur 10 weibliche Mitarbeiterinnen gewesen.

Die Zahlen sprechen für sich. Und man muss wohl der Bremer Frauenbeauftragten Ulrike Hauffe Recht geben, wenn sie im Grußwort des Bandes schreibt: »In der Geschichtsvermittlung haben bis heute Männer die Oberhand«, und fortfährt: »Die Wertschätzung weiblicher Leistungen bleibt ... nach wie vor weit hinter denen der männlichen Akteure in der Geschichte zurück«. Nun, ganz so arg ist es heute nicht mehr darum bestellt, aber das ist – so könnte Frau sagen – eben wieder die Ansicht eines Mannes. Also gut.

Das vorliegende Lexikon versammelt Biografien von Frauen aus Bremen und Bremerhaven, Frauen aus den verschiedensten Wirkungsbereichen: Künstlerinnen (Malerei, Literatur, Schauspiel), Pädagoginnen, politisch und sozial engagierte Frauen, Sportlerinnen, Wissenschaftlerinnen sowie Frauen, aufgenommen aufgrund »Besonderer Leistungen«. Zahlenmäßig liegt dabei der Schwerpunkt auf den Künstlerinnen sowie auf den Frauen aus Politik und Gesellschaft. Die meisten von ihnen (über 200) stammen aus dem 20. bzw. überleitend dem 21. Jahrhundert, um die 60 aus der Zeit bis vor dem Ersten Weltkrieg und nur ganz wenige aus den Jahren kurz nach und vor 1800.

Alle Beiträge sind in einer einheitlichen lexikon-ähnlichen Form geschrieben. Nach Name, einer Abbildung und Lebensdaten folgen Hinweise auf Herkunft, Eltern, Geschwister. An die eigentlichen biographischen Beiträge schließen sich, wo relevant, Publikationen, sowie immer Hinweise auf Literatur und Quellen und oftmals Anmerkungen zum Text an. Ergänzt werden die Biografien durch sogenannte »Frauenorte«, wie den Beginenhof, das Mädchengymnasium Kleine Helle, das Ottilie-Hoffmann-Haus oder einfach »Frauen in der Seefahrt«. Die einzelnen Beiträge zeichnen sich formal durch ihre knappe, informative Sprache aus, sind nicht ausgeschrieben, eine Voraussetzung auch dafür, dass so viele Beiträge in einem Band von rund 450 Seiten untergebracht werden konnten.

Die »Frauen Geschichte(n)« sind vom Verein Bremer Frauenmuseum e.V. herausgegeben worden. An ihnen haben 48 Autorinnen mitgearbeitet. Interessant wäre gewesen, im Vorwort zu erfahren, wer die abzuhandelnden Frauen aus Bremen und Bremerhaven ausgewählt hat. 1969 hatte die Historische Gesellschaft drei Mitglieder ihres Vorstandes damit beauftragt, eine Auswahl aus einer Liste von 2000 Persönlichkeiten zu treffen.

Auch wenn die Autorinnen des vorliegenden Lexikons verschiedentlich auf bereits vorhandene biografische Beiträge, so u. a. auf Bickelmanns »Bremerhavener Persönlichkeiten aus vier Jahrhunderten«, die oben genannten Lexika sowie auf Schwarzwälders »Großes Bremen-Lexikon« zurückgreifen konnten, so stellt die Überarbeitung und Ergänzung dieser Beiträge, besonders aber die Neufassung so vieler neuer biographischer Lebensbilder eine besondere Leistung dar, auch wenn der Rezensent auf fehlende Quellen- und Literaturhinweise gestoßen ist, die hervorzuheben, jedoch kleinlich wäre.

Mit den »Frauen Geschichte(n)« liegt nun ein fundiertes wissenschaftliches Hilfsmittel für die Bremer Landesgeschichte vor, das eine zu Recht beklagte Lücke nicht nur in der Frauen-Geschichtsforschung schließt. Dafür gehört dem Verein Bremer Frauenmuseum Dank und Anerkennung, die er durch die Verleihung des Bremer Preises für Heimatforschung 2017 auch erhielt. Über den wissenschaftlichen Nutzen hinaus kann man aber auch in den »Frauen Geschichte(n)« einfach nur blättern, entdecken und lesen. Die Herausgeberinnen wünschen dazu ihren »Leserinnen« viel Lesevergnügen. Das sei auch den Lesern gegönnt, meint der Rezensent.

Hartmut Müller

Deuter, Hermann und Woock, Joachim (Hrsg.), Es war hier, nicht anderswo! Der Landkreis Verden im Nationalsozialismus. Bremen: Temmen 2016. 484 S.

Vielleicht haben die Herausgeber ihrem gut lektorierten und bebilderten Sammelband einen falschen Untertitel gegeben, treffender wäre »Der Landkreis Verden und der Nationalsozialismus«. Ausführlich behandelt das Buch die Nachgeschichte des »Dritten Reichs«, ebenso wird die Entwicklung in der Weimarer Republik skizziert. Die Einleitung bietet Informationen über die Entstehungsgeschichte des Buchs und die Voraussetzungen zeitgeschichtlicher Forschung zum Landkreis Verden, die mit den Geschichtswerkstätten der 80er-Jahre deutlich an Schwung gewann und sich dann mit den Gründungen der »Geschichtswerkstatt Achim – Verein für Regionalgeschichte e.V.« und des bis 2012 bestehenden Vereins für Regionalgeschichte Verden institutionalisierte, der sich insbesondere um das Andenken an die im Landkreis eingesetzten Zwangsarbeiter als »vergessene Opfer« des Regimes

kümmerte. Aus diesem Umfeld ist der Sammelband entstanden, der zahlreiche, kürzere Beiträge präsentiert, die meisten aus der Feder des Herausgebers Joachim Woock. Dieser Entstehungskontext erklärt ein Stück weit Konzeption und gewählte Schwerpunkte, aber auch thematische Lücken des Bandes. Alle Beiträge sind gut belegt mit Verweisen auf die Literatur und die Quellen.

Hauptsächlich anhand der Wahlstatistiken entfaltet Woock den politischen Aufschwung des Nationalsozialismus im Landkreis Verden bis 1933, auch die politischen Gewalttaten werden thematisiert. Um die Machtergreifung im Landkreis Verden und in der Gemeinde Achim zu erzählen, haben die Autoren hauptsächlich zeitgenössische Zeitungsartikel ausgewertet. Neben Artikeln zu Parteiorganisationen und Repressionsinstanzen sowie zur Widerstandstätigkeit (hervorzuheben ist die aus Fischerhude stammende Cato Bontjes van Beek mit ihren Kontakten zur »Roten Kapelle«) behandelt der Sammelband die NS-Zeit hauptsächlich anhand einer Darstellung der Verfolgung der diversen Opfergruppen des Regimes. Kurzbiografien und Abrisse zum jüdischen Leben ab 1933 veranschaulichen die Vielschichtigkeit des Repressionsgeschehens. Dies wird ergänzt durch Beiträge über die Tagespresse, ausgesuchte Kirchengemeinden und das Schulwesen sowie die »Gleichschaltung« des Sports. Mit dem Sachsenhain in Verden, der Motorsportschule des Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps in Hülsen und der Schießpulverfabrik Eibia in Dörverden stellt der Band besondere Orte im Landkreis vor. Einen Blick auf die Besonderheiten der Zeit nach 1939 wirft »Ottersberg: Alltag im Krieg«, und auch über den erzwungenen Verkauf des vom Bremer Lüder Kaemena erworbenen Gutshofs in Westen wird berichtet. Für die Nachkriegszeit entwickeln die Autoren ein beeindruckendes Panorama: Der Leser wird informiert über Displaced Persons, Flüchtlinge und Vertriebene sowie über die Internierungen von Funktionsträgern des NS-Regimes inklusive der Verhaftung Oswald Pohls (»Verwaltungschef« der SS) in Armsen, die Entnazifizierung und die gerichtliche Ahndung der Verbrechen der Reichspogromnacht 1938, aber auch über personelle Kontinuitäten und das Wiederaufleben des Rechtsextremismus nach 1945, namentlich das Treffen ehemaliger Soldaten der Waffen-SS und die bemerkenswert hohen Wahlergebnisse der Sozialistischen Reichspartei bis zu ihrem Verbot 1952. Mit der Wiedergutmachung und der Mahnmalkultur werden auch der finanzielle und der symbolische Umgang der Nachkriegsgesellschaft mit den NS-Verbrechen thematisiert.

Ob die Autoren ihrem Anspruch gerecht geworden sind, ein »Nachschlagewerk« (S. 13) zu liefern, erscheint dem Rezensenten zweifelhaft. Dafür sind wichtige thematische Lücken (Verwaltungsombau, Kriegswirtschaft, Stimmungslage der Bevölkerung usw.) offenkundig, auch wird der Landkreis nicht flächendeckend behandelt. Da fast alle Autoren in ihren Artikeln auf schon von ihnen publizierte Beiträge zurückgreifen konnten, bildet der Band einen – fundierten, informativen und gut zu lesenden – Zwischenstand der Forschung ab, den zukünftige Regional- und Lokalforschung zum und im Landkreis Verden thematisch ergänzen, durch Vergleiche erhärten und durch eine Thematisierung der überregionalen Zusammenhänge klarer in den zeitgenössischen Kontext einordnen könnte.

Jörn Brinkhus

Dörner, Gerald (Bearb.): *Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts* (hrsg. von Emil Sehling ... fortgeführt von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hrsg. von Eike Wolgast). Band 7. Niedersachsen. II. Hälfte: Die außerwelfischen Lande. 2. Halbband 2. Teil: Grafschaft Schaumburg, Goslar und Bremen. Tübingen: Mohr 2016. XV und 664 S.

Als im Jahr 1884 die Historische Gesellschaft des Künstlervereins Bremen sich entschied, anlässlich der vorjährigen »Säcularfeier von Luther's Geburt« eine Edition der »Quellen zur Geschichte der Einführung der Reformation in Bremen« herauszugeben und damit zugleich eine neue Publikationsreihe zu eröffnen, schuf sie ein Werk, das mehr als ein Jahrhundert lang für die Bremer Kirchengeschichte Bestand haben sollte. Der im Jahr 1885 erschienene erste Band der Zweiten Reihe des Bremischen Jahrbuchs vereinigte die wichtigsten Quellen bis zum Jahr 1534 (Erlass der Kirchenordnung) aus dem Staatsarchiv, der Staatsbibliothek und fremden Archiven (v. a. damals Hannover, heute Landesarchiv Stade). Die Edition von 1885 brachte mit allein 63 Urkunden und zahlreichen Auszüge aus Chroniken und Briefen alle wichtigen Stücke und einen repräsentativen Querschnitt. Sie wurde wenig später (1891) um einen zweiten Band ergänzt, mit dem die Bremische Kirchenordnung von 1534, der Schlussstein der Konsolidierung der Reformation in Bremen, ediert wurde. Seither haben Generationen von Wissenschaftlern und Liebhabern diese beiden Publikationen benutzt, sich aber auch mit ihnen begnügen müssen, denn in Bremen selbst sind moderne Editionen der dort publizierten Quellen (außer der Kirchenordnung) seither nicht mehr erschienen. Die lange vergriffenen, gleichwohl noch sehr nützlichen und nicht überholten Bände sind seit einigen Jahren über die digitalen Sammlungen der Staats- und Universitätsbibliothek, in denen die Historische Gesellschaft und das Staatsarchiv beide Bände haben einstellen lassen, wieder frei zugänglich.

Die wenn auch ohne einzelne Signaturen und Nachweise (*»im königlichen Archive zu Hannover«*) recht freihändig publizierten, aber paläographisch sorgfältigen Editionen von 1885 und 1891 haben für die publizierten Stücke zwar den meisten Ansprüchen genügt, aber allein die zeitliche Beschränkung bis zum Jahr 1534 hat doch die nicht minder spannenden weiteren Jahre der Reformation in Bremen ausgeschlossen. So ist es umso willkommener, dass nun im Vorfeld des Höhepunktes der Reformationsdekade im Oktober 2017 der Bremen betreffende Teilband der »Evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts« erschienen ist. In dem von Gerald Dörner verantworteten Bremen-Teil (Teil III) dieses Einzelbandes eines ehrfurchtheischenden Sammelwerkes werden auf ca. 250 Seiten die wichtigsten Quellen zur Reformation in Bremen in einer modernen, historisch-kritischen Edition versammelt. Wichtig zu wissen ist, dass das Werk dabei anders als der Titel vermuten lässt, über eine reine Edition der Kirchenordnung von 1534 weit hinausgeht. Nach einer konzisen und gut formulierten kurzen Darstellung zur Geschichte Bremens und der Reformation in Bremen (S. 351–401), in der die nachfolgend edierten Stücke bereits in den Kontext der Reformationsgeschichte eingearbeitet und vorgestellt werden (S. 364–401), werden neben der Kirchenordnung selbst (Nr. 4a, S. 416–483) ca. 35 weitere Kerntexte zur Reformation in Bremen abgedruckt. Diese gehen weit (ab Nr. 5, Almosenordnung von 1534) über den 1885 edierten Bestand hinaus und stellen damit für die bremische Reformationsgeschichte einen enormen Gewinn dar. Beginnend mit der Bremer Evangelischen Messe von 1525 (1) ist das letzte edierte Stück das Mandat des Rats zu den Trauungen, Bettagen und Friedhöfen vom 8. Dezember 1616 (29). Neben theologischen Kerntexten aus dem Umfeld der Prediger und wichtigen politischen Stellungnahmen v. a. des Rats ist auf die zahlreichen

Erlasse, Proklame und Mandate hinzuweisen, mit denen der Rat erfolgreich die Stadt Bremen zu einer evangelischen Civitas zu machen versuchte. Gerade aus diesen Stücken spricht der protestantisch bestimmte Gestaltungswille der frühmodernen städtischen Obrigkeit, die sich mit der Annahme des neuen Glaubens auch von ihrer altgläubigen Stadt- und Landesherrschaft emanzipierte. Anders als in den älteren Quelleneditionen findet man nun in den Anmerkungen nachvollziehbare Quellennachweise, Hinweise auf die Überlieferungslage, auf die Einflüsse anderer Territorien, personelle Verflechtungen, aber auch auf Literatur, Lexika, Begriffe und ggf. abweichende Lesarten.

Mit dieser vorbildlichen Quellenedition, in deren Auswahl leider nur der unter Christoph Pezels Regie verfasste Consensus Bremensis von 1595 fehlt (wohl aus Platzgründen), ist den Interessierten in Bremen im Vorjahr des Reformationsjubiläums ein wichtiges Werkzeug zur weiteren Befassung mit der hiesigen Kirchengeschichte im 16. Jahrhundert an die Hand gegeben worden. Zusammen mit der in diesem Jahr (2017) erscheinenden »Bremischen Kirchengeschichte von der Reformation bis zum 18. Jahrhundert« (Band 2 der dreibändigen Bremischen Kirchengeschichte) darf man hier wohl – wie im Jahr 1884 – von der anspornenden Kraft einer Säcularfeier sprechen.

Konrad Elmshäuser

Fischer-Lescano, Andreas und Rincken, Alfred u.a. (Hrsg.): Verfassung der Freien Hansestadt Bremen. Handkommentar. Baden-Baden: Nomos 2016. 1182 S.

Wer sich mit Aspekten der Verfassungsgeschichte des Landes Bremen seit dem 19. Jahrhundert befasst, konnte im vergangenen Jahr auf gleich drei neue und wichtige Publikationen des Jahres 2016 aufmerksam werden. Während Michael Kotulla die Verfassungsgeschichte Bremens zwischen 1806 und 1918 behandelte und dabei eine umfangreiche Quellensammlung mit einer ausführlichen Darstellung vorlegte (vgl. die Besprechung im Bremisches Jahrbuch 95, 2016, S. 279 f.), untersuchte Andreas Rehder in seiner Dissertation die Verfassung der Freien Hansestadt Bremen von 1920. Neben diesen rein rechtshistorischen Studien, die in Bielefeld und Münster entstanden, erschien außerdem der vorliegende Handkommentar zur aktuellen Bremer Landesverfassung, der die Zeit seit 1947 in den Blick nimmt. Auch wenn der Handkommentar insbesondere für das Verständnis des Verfassungstextes und seine juristische Auslegung gedacht sein wird, enthält die Publikation auch zwei Beiträge zur Verfassungsgeschichte Bremens, die den Handkommentar auch bei einer geschichtswissenschaftlich motivierten Sichtung vorhandener Literatur zur bremischen Verfassungsgeschichte interessant machen. Außerdem sind die Beiträge zu den einzelnen Artikeln der Verfassung so gegliedert, dass sie auch stets einen Abschnitt zur Herkunft, Entstehung und Entwicklung des jeweiligen Artikels enthalten. Insofern kann der Handkommentar für alle historischen Forschungsvorhaben nützlich sein, die sich mit den rechtlichen Rahmenbedingungen auseinandersetzen.

Hierbei ist allerdings zu beachten, dass es bereits vergleichbare Literatur zu diesem Thema gibt. So veröffentlichte erstmals 1960 der ehemalige Justizsenator und Bürgermeister Theodor Spitta, der am Zustandekommen der Bremer Landesverfassungen von 1920 und 1947 wesentlich beteiligt gewesen war, einen Kommentar zur bremischen Verfassung von 1947. Einen weiteren Kommentar publizierte Heinzgeorg Neumann 1996. Außerdem erschien 1991 ein Handbuch der Bremischen Verfassung, das von Volker Kröning u. a. herausgegeben worden war und Beiträge zum

bremischen Verfassungsrecht und zur bremischen Verfassungsgeschichte von zum Teil den gleichen Verfassern wie im vorliegenden Handkommentar enthielt. Gleichwohl weisen die Herausgeberinnen und Herausgeber des neuen Handkommentars bestimmt zu Recht darauf hin, dass eine Verfassungsauslegung »auf der Höhe der Zeit« ein »dringendes Unternehmen« gewesen sei. Dazu wird vermutlich allein schon die Verfassungsänderung von 1994 beigetragen haben, die Verfassungsänderungen etwas erleichterte und dazu führte, dass seit 1996 21 Verfassungsänderungen stattfanden, während in den annähernd 50 Jahren zuvor lediglich sieben Mal die bremische Verfassung geändert worden war. Darüber hinaus dürften auch die fortschreitende Europäisierung der deutschen Rechtsvorschriften und die Föderalismusreform der Jahre 2006 und 2009 ihren Anteil daran gehabt haben, dass die vorhandenen Kommentare und das Handbuch unter den Juristen als nicht mehr nützlich genug erachtet wurden und zahlreiche Juristen, die ganz überwiegend in Bremen tätig sind oder waren, vorliegende Publikation erarbeiteten.

So liegt nun im Gegensatz zu den erwähnten Kommentaren von 1960 und 1996 erstmals ein Kommentar zur Verfassung der Freien Hansestadt Bremen vor, der nicht von einem Autor, sondern von über 30 Autorinnen und Autoren verfasst wurde. Ohne den Inhalt der juristischen Beiträge zu den Artikeln der Verfassung im Einzelnen bewerten zu können, darf angenommen werden, dass die Beiträge zu den verschiedenen Themen der Verfassung von zumindest zum Teil ausgewiesenen Fachleuten verfasst wurden. Denn ein Blick in das Autorenverzeichnis zeigt, dass sie u. a. als Richter an obersten Bundes- und Landesgerichten, als Universitätsprofessoren oder als leitende Beamte in obersten Behörden tätig sind (oder waren) und sie als solche eine profunde und in Einzelfällen bestimmt auch besondere Expertise für eine derartige Publikation mitbringen.

Zu einem umfassenden Verständnis einer Verfassung als Ganzes gehört es auch, etwas über die Entstehungszusammenhänge der Verfassung zu erfahren. So befassen sich in der Einführung Peter Lutz Kalmbach und Christoph U. Schminck-Gustavus mit Aspekten der Bremischen Verfassungsgeschichte (S. 75–89), die die geschichtliche Entwicklung seit dem Mittelalter sozusagen in der Makroperspektive darstellen, und Hans Wrobel behandelt dann speziell die Entstehung der Landesverfassung der Freien Hansestadt Bremen vom 21. Oktober 1947 (S. 91–110).

Abgerundet wird der Handkommentar durch zwei weitere einführende Beiträge, die das bremische Verfassungsrecht in das Landesverfassungsrecht, Bundesverfassungsrecht und transnationale Recht und in der Region einordnen, sowie durch ein Sachregister und ein Literaturverzeichnis, das jedem Beitrag vorangestellt ist. Für eine intensive Auseinandersetzung mit den Verfassungsartikeln werden zu diesen auch andere relevante Rechtsnormen und wichtige Gerichtsentscheidungen aufgelistet. Und wer die Aussagen der Autorinnen und Autoren überprüfen möchte, kann dies mit Hilfe des ausführlichen Anmerkungsapparates vornehmen, der eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Handkommentar erlaubt.

Das hier vorgestellte Buch bietet somit einen nützlichen und aktuellen Einstieg in verfassungsrechtliche und verfassungsgeschichtliche Fragestellungen und ermöglicht es gleichzeitig, sich auch tiefer in die Materie einzuarbeiten.

Lars Worgull

Gort, Kunder Adrianus: *Perioden uit het leven van dominee Johannes Smith (1712–1796). Het leven en levensklimaat van een 18e eeuwse calvinistische dominee*. Putten: Selbstverlag 2016. 615 S.

Die in diesem Buch dargestellte Person, Johannes Smith (1712–1796), ist sowohl für die niederländische Kirchen- und Religionsgeschichte als auch für die Bremer Lokalgeschichte eine interessante Gestalt. Für den ersten Bereich vermittelt seine Biographie einen Einblick in das Denken und die Lebenswelt eines Pfarrers aus dem Jahrhundert der Aufklärung. Dies gilt auch für den zweiten Bereich, hinzu kommt, dass der Protagonist auch der Vater des berühmtesten Bremer Bürgermeisters, Johann Smidt (1773–1857) war. Johannes Smith wurde 1712 in Bremen geboren, studierte in Bremen, Groningen und Utrecht und war Pfarrer in Putten (1742–60), einem Dorf in der heutigen niederländischen Provinz Gelderland, und schließlich seit diesem Jahr bis zu seinem Tod im Jahr 1795 an der St. Stephanikirche in Bremen.

Der Autor, Kunder Adrianus Gort, war lange Jahre Leiter des Gemeindebüros der niederländischen reformierten Gemeinde (Nederlands Hervormde Kerk) in Putten. Er gesteht, dass sein Buch keine »kontinuierliche Erzählung« (»lopend verhaal«, S. 24) enthält, sondern die Wiedergabe von Quellen(fragmenten) (S. 15). Tatsächlich machen die Transkriptionen und niederländischen Übersetzungen, vor allem aus dem *Nachlass Johann Smidt* (s. Monika M. Schulte u. Nicola Wurthmann (Bearb.), *Nachlass Johann Smidt (1773–1857), Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen* (Staatsarchiv Bremen, Bestand 7,20). Bremen 2004 (= Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen, Heft 34)) und aus Publikationen mit Erinnerungen von Nachfahren das Buch sehr wertvoll.

Es gibt drei Themenstränge, welche die Biographie Johannes Smiths so interessant machen:

1. Das Verhältnis von Orthodoxie und Aufklärung: Der »rationalistische« Bremer Kollege Johann Jakob Stolz teilte über Smith mit, dass dieser in Bremen von den »Feinen« (einer Art Pietisten) geschätzt wurde, aber dass dies nur ein kleines Publikum war (S. 379, 425). Smith war anscheinend unter den Bremer Pfarrern eine Ausnahmeerscheinung, weil er am »alten Glauben« festhielt.

2. Das Verhältnis von Orthodoxie und Pietismus bzw. Erweckung. Smith begrüßte die Erweckungsbewegung um 1750, die in seiner Gemeinde und in der Region starke Wellen schlug und die in Kirche und Gesellschaft sehr kontrovers beurteilt wurde (K. 7). Aus dem Briefverkehr von Smiths erster Frau, Anna de l' Hommel, geht hervor, dass sie in ihrer Heimatstadt Amsterdam Konventikel besucht hatte. In Bremen aber vermisste sie die Konzentration auf das Innere und auf den Heilsweg des Individuums in den Predigten und Gemeinden (S. 377, 393 f., 405).

3. Trennung der Lebenswelten von Vater Smidt und seinen Kindern: Sohn Johann begann, trotz des Protestes des Vaters, in Jena zu studieren, wo sein Glauben anfang, zu wanken. Er ging einen anderen Weg als sein Vater und wurde »Bahnbrecher einer neuen Zeit« (W. von Bippen, s. S. 431–438, K. 26). Die Tochter Gesche Catharina geriet unter Einfluss der Aufklärer Pestalozzi und Rousseau (S. 438, Anm. 58), ein Faden, den Gort leider nicht weiter verfolgt. Sohn Johann, Enkel Heinrich und Ur-Enkelin Bernhardine reisten später nach Putten bzw. blickten auf ihren Vater, Großvater bzw. Ur-Großvater positiv-kritisch zurück und setzen sich auf diese Weise auch mit ihrer eigenen Identität auseinander.

Um diesen Hauptlinien auf der Spur zu kommen, muss der Leser sich durch viele Zitate und Paraphrasen aus der Forschungsliteratur sowie durch viele Exkurse kämpfen. Besser hätte der Autor die erwähnten und andere Themengebiete in

einzelnen, thematisch orientierten Kapiteln herausstreichen können. Hier hätte er an andere Studien anknüpfen können, zum Beispiel was das Verhältnis von Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung betrifft an die Monographie zu Smiths Nijkerker Kollegen Gerardus Kuypers, der eine Entwicklung von der Orthodoxie zu gemäßiger Aufklärung durchlief (s. Cees Huisman, *Geloof in beweging. Gerardus Kuypers, pastor en patriot tussen vroomheid en Verlichting*, Zoetermeer 1996) und mit dem Smith in Putten im engen Kontakt stand.

Das Buch hätte sicher gewonnen, wenn der Autor seine Notizen aus Quellen und Literatur doch zu einer »kontinuierlichen Erzählung« ausgearbeitet hätte. Wertvoll bleibt aber die Erschließung der Quellen. In diesem Sinne gilt das Zitat aus Goethes Faust, das Gort seiner Einleitung voranstellt: »*Wer vieles bringt, / wird manchem etwas bringen*« (S. 18).

Jan van de Kamp

Gross, Detlev G. (Hrsg.): »*An der Weser, Unterweser...« Erinnerungen an eine alteingesessene Familie* (Veröffentlichung des Schiffahrtsmuseums der oldenburgischen Unterweser e.V.). Brake: Museumsverlag 2016. 155 S.

Die Rede ist hier von der Familie Gross, die sich um die von Karl Dietrich Adolph Gross (1833–1905) 1876 gegründete Firma Karl Gross herumgruppiert. Dieses Unternehmen hat sich bis heute vor allem auf den Gebieten Spedition und Transportwesen profiliert. Im 19. Jahrhundert sowie 1937–1973 (als die deutsche und internationale Handelsschiffahrt in eine existentielle Strukturkrise driftete und viele Reedereien die Segel streichen mussten) besaß die Firma auch eine eigene Flotte. Brake an der Unterweser bildete lange Zeit einen Schwerpunkt der Aktivitäten des Unternehmens, bis 1999 dessen Anteile am weithin sichtbaren Silokomplex an der Braker Stromkaje an die dort ansässige Firma J. Müller veräußert wurden. Seitdem konzentriert sich die heutzutage in Bremen ansässige Firma (heutige Bezeichnung: Karl Gross Internationale Speditionen GmbH, www.karlgross.de, Anzeige auf S. 142) auf Logistikdienstleistungen und unterhält Niederlassungen in Hamburg, Regensburg, Frankfurt/Main, München, Rotterdam, China (Schanghai, Schenzen, Qingdao), Vietnam (Ho Chi Minh City), USA (San Francisco) und Chile (Santiago de Chile).

Als Angehöriger der Gründerfamilie hat sich der in Bremen tätige Rechtsanwalt Detlev G. Gross bereits in der Vergangenheit mit seinem familiengeschichtlichen Steckenpferd beschäftigt und auch publiziert. Der vorliegende, äußerlich ansprechend gestaltete Sammelband präsentiert ein buntes Potpourri zur Familiengeschichte. Kernstück ist ein 1957 verfasstes und bislang unveröffentlichtes, äußerst materialreiches Manuskript von Edda Lucas aus Frankfurt/Main über die Familiengeschichte Gross (S. 14–64). Es enthält viele familiengeschichtliche Details, aber auch unzählige Impressionen zu den Zeitumständen, die ganz allgemein die gesamte Bandbreite menschlicher Existenz zwischen Freud und Leid widerspiegeln. Für weitergehende biographische, sozial- und wirtschafts- sowie regionalgeschichtliche Untersuchungen findet sich viel Material. Sicherlich lässt sich einwenden, dass so manche Angabe auf Kolportage beruhen dürfte und damit die notorische Lückenhaftigkeit und Fehleranfälligkeit des menschlichen Gedächtnisses ins Spiel kommt. Texte wie diese sind aber als sinnvolle Ergänzung zur Aktenüberlieferung anzusehen und quellenkritisch wie die »oral history« zu behandeln. Der außenstehende Betrachter, der nun einmal nicht so intim mit der Familiengeschichte vertraut ist, aber die vielen interessanten Angaben gerne weiter verwerten möchte, läuft in diesem

Buch allerdings Gefahr, bei der kurvenreichen Fahrt durch die weitverzweigte (und dementsprechend dargestellte) Familiensaga den Überblick zu verlieren. Hier wäre ein Familienstammbaum mit einigen wichtigen Nebenlinien als Orientierungshilfe sehr sinnvoll gewesen, nicht unbedingt als Klapptafel, sondern in einzelne Komponenten zerlegt auf mehrere Seiten verteilt. Neben diesem Haupttext finden sich noch weitere Selbstzeugnisse verschiedener Art, darunter auch von Konteradmiral Rudolf Brommy (1804 – 1860), dem Kommandeur der kurzlebigen deutschen Bundesflotte von 1848/49, der in die Familie Gross einheiratete. Das meiste davon ist ergänzend und aufschlussreich, eine vom Vf. zusammengestellte Sammlung von Allgemeinplätzen unter der Bezeichnung »*Aussprüche, Weisheiten und Schnäcke aus der Familienüberlieferung*« (S. 79) erscheint dagegen entbehrlich. Gedichte vom philhellenischen Dichter Wilhelm Müller (S. 72) und dem namhaften, aus Brake gebürtigen Dichter Georg von der Vring (S. 155, der Refrain wurde im Buchtitel verwendet) können als randständiges Dekor akzeptiert werden. Eine sehr schöne Idee hat der Vf. im zweiten Teil des Buches realisiert (S. 84–145), in dem er historische Objekte und Erinnerungsorte zur Familiengeschichte präsentiert. Angesichts des aufgrund wissenschaftsgeschichtlicher Hypothesen nach wie vor gebrochenen Verhältnisses vieler Historikerkollegen zur Materialität im Geschichtsprozess ist der Hinweis auf Sachquellen nicht nur besonders anschaulich, sondern auch mehr als geboten. Bei manchen Objekten vermisst man allerdings präzisere Hinweise zur Herkunft und zum Standort. Das erfreulich umfangreiche Literaturverzeichnis (S. 146–153) ist in Themenbereiche unterteilt und leider etwas unübersichtlich. Aufgrund eines substantiellen Anteils maritimer Historie vom oldenburgischen Weserufer hat das Schifffahrtsmuseum in Brake das Buch in seine Schriftenreihe aufgenommen, wobei man sich – dies nur eine kleine Formalie – fragt, warum diese nicht durchgezählt wird. Insgesamt lädt dieser vielgestaltige Band zur weiteren Nutzung für ebenso vielgestaltige Fragestellungen und Forschungen ein.

Christian Ostersehlte

Hansen, Dorothee (Hrsg.), Franz Radziwill und Bremen. Bremen: Schünemann 2017, 128 S.

Das Werk Franz Radziwills hat in den vergangenen Jahren viel Aufmerksamkeit erfahren. 2011 konnte der norddeutsche Kunstliebhaber sogar Ausstellungen in Emden, Dangast, Wilhelmshaven und Oldenburg besuchen. Lohnt sich nur sechs Jahre später eine abermalige intensive Beschäftigung mit dem Maler und seinen Werken? Zweifellos kann diese Frage mit »Ja« beantwortet werden, da der schön gestaltete Ausstellungskatalog die bemerkenswerten Ergebnisse der Erkundung zum Thema »Franz Radziwill und Bremen« wissenschaftlich anschlussfähig sichert.

Die Einleitung von Birgit Denziel bietet einen sehr guten Abriss zu Radziwills Leben mit einer klaren Schwerpunktsetzung auf den Bremer Jahren. In der Weserstadt wuchs der Sohn eines Töpfermeisters auf, hier fand der gelernte Maurer und angehende Architekt durch Besuche in der Kunsthalle zu seiner künstlerischen Bestimmung und etablierte sich nach dem Ersten Weltkrieg mit spätimpressionistischen und expressionistischen Studien im regionalen Kulturleben. Anfang der 20er-Jahre überwand der Künstler diese vorgegebenen Milieugrenzen in vielfacher Hinsicht. Radziwill entwickelte seinen eigenen, an altmeisterlicher Maltechnik geschulten Stil, häufig als »magischer Realismus« bezeichnet, der ihm einen festen Platz in der Kunstgeschichte sicherte. Zwar verlagerte der Maler seinen Wohnsitz ins beschauliche

Dangast, seine zeitgenössisch originelle Themenwahl und seine formvollendete Verarbeitung der Sujets verhalfen ihm aber zu einem Wirkungskreis, der nun deutlich über Norddeutschland heraus ragte. Auch später blieb er seiner Heimatstadt verbunden, wie die bekannten Bremen-Bilder »Der Wasserturm in Bremen« (1927), »Die Klage Bremens« (1946) und »Der bunte Gasometer« (1960) dokumentieren.

Dass es auch jenseits dieser drei Meisterwerke viel zu entdecken gibt, zeigen die im Ausstellungskatalog sorgsam kommentierten Werke: Bremer Bauten, die stadtbremischen Häfen, die Dampfer des Norddeutschen Lloyd und die Flugzeuge von Focke-Wulff – Radziwill gewann seiner Heimatstadt zahlreiche, interessante Motive ab. Doch auch die Hansestadt verdankt dem Maler viel, so präsentiert der Ausstellungsband die in Bremen vorhandenen Kunstwerke. Diese geben einerseits einen guten Einblick in das (ebenso mit Bremen-Motiven durchsetzte) Frühwerk, das im klaren Kontrast zum späteren Schaffen steht. Darüber hinaus sind zahlreichen Bilder in Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Werken und Künstlern entstanden, u. a. mit Vincent van Goghs »Mohnfeld«, das Radziwill in der Kunsthalle Bremen bewundern konnte. Die biographischen Voraussetzungen und die formale Vielgestaltigkeit des Frühwerks herausgearbeitet zu haben, ist ein bleibender Ertrag von Ausstellung und Buch.

Jörn Brinkhus

Jesgarzewski, Tim: Für Freundschaft, Solidarität und Gerechtigkeit. Luise Nordhold – Biografie einer Sozialdemokratin 1917–2017. Unter Mitwirkung von Helmut Donat und mit einem Geleitwort von Hans Koschnick. 2. ergänzte Aufl., Bremen: Donat 2017. 192 S.

Luise Nordhold – am 12. März 1917 geboren und in Bremen-Gröpelingen aufgewachsen – hat viel zu erzählen. Dr. Tim Jesgarzewski, Rechtsanwalt in Osterholz-Scharmbeck und Dozent an der Bremer Fachhochschule für Ökonomie und Management, hat seine ausführlichen Interviews mit ihr aufgezeichnet und unter Mitwirkung des Verlegers Helmut Donat 2011 als Buch herausgebracht. Anlässlich des 100. Geburtstags der Protagonistin erschien kürzlich eine zweite, leicht ergänzte Auflage.

Luise Nordhold wuchs in einer sozialdemokratischen Arbeiterfamilie auf. Beide Elternteile waren SPD-Mitglieder, ihr Vater Wilhelm Haverich, im Ersten Weltkrieg unabkömmlicher Dreher auf der AG Weser, kassierte im Betrieb die Mitgliedsbeiträge für Gewerkschaft und Partei. Selbstverständlich wirkten die Haverichs im Arbeitersport- und im Arbeitergesangverein mit, und als Mitbegründer des Konsumvereins schärfte der klassenbewusste Vater Luise ein: »Auch wenn wir einkaufen, machen wir Politik. Vergiss das nie!« (S. 34) Sie und ihre beiden jüngeren Brüder verbrachten einen großen Teil ihrer Freizeit bei den »Kinderfreunden«. Als 14-Jährige wechselte Luise 1931 zur »Sozialistischen Arbeiterjugend« (SAJ) und begründete damit ihre Mitgliedschaft in der SPD. Die Schlussphase der Weimarer Republik erlebte sie somit politisch bewusst und kannte den Inhalt von Hitlers »Mein Kampf«. Auf dem Rückweg von einer Kundgebung wurde ihre SAJ-Gruppe »Lassalle« von SA-Leuten beschossen.

Das Mädchen war eine gute Schülerin und erhielt eine Empfehlung für den Besuch einer weiterführenden Schule, den sich die Eltern jedoch finanziell nicht leisten konnten. So nahm sie während des Besuchs der Haushaltsschule bereits Putzstellen an und arbeitete ab November 1939 als Packerin bei der Kaffeerösterei Eduscho. Die Nationalsozialisten hatten mittlerweile die Macht übernommen und die SPD sowie deren Vorfeldorganisationen verboten. Als 18-Jährige riskierte sie Hausbesuche

bei Genossen ihres Vaters, um Spenden für die Familien inhaftierter NS-Gegner zu sammeln.

Im Juni 1936 heiratete sie den etwa acht Jahre älteren Richard Nordhold. Der Sozialdemokrat und Werkzeugmacher auf der AG Weser hatte in den 1920er Jahren als SAJler die Kinderfreunde-Arbeit betreut. Daher kannte Luise ihn schon lange. Das von den Nazis angebotene Ehestandsdarlehen nahm das junge Paar aus politischer Überzeugung nicht in Anspruch, und als verheiratete Frau musste Luise ihren Arbeitsplatz räumen, konnte sich aber als Aushilfe im Weihnachtsgeschäft etwas hinzuverdienen. Das geringe Einkommen reichte knapp für eine kleine Wohnung in Gröpelingen. Im März 1939 wurde der Sohn Walter geboren. Richard blieb im Zweiten Weltkrieg vom Kriegsdienst verschont, weil die AG Weser als wichtiger Rüstungsbetrieb ihn als unabkömmlich einstuft. Ab 1941 arbeitete Luise als Registraturschreiberin auf der Großwerft. Nach einem Jahr gab sie ihren Job wieder auf, denn ihre Mutter fühlte sich angesichts der zunehmenden Bombardierungen nicht mehr in der Lage, den Enkel halbtags zu betreuen. Im Juli 1944 wurde die Familie ausgebombt und fand Mitte September in Ihlpohl eine Bleibe. Die AG Weser hatte dort für 36 Familien einfache Behelfsheime mit einer Grundfläche von 21 m² errichten lassen, zu denen jedoch große Gärten gehörten.

Familie Nordhold erlebte in der kleinen Gemeinde das Kriegsende und den Beginn der US-amerikanischen Besatzung. Es traten Spannungen auf. Viele Alteingesessene lehnten die Ausgebombten und mehr noch die Flüchtlinge aus den Ostgebieten ab. Seit dem Spätsommer 1945 beteiligten sich Richard und Luise an der Bewältigung kommunaler Probleme wie der notdürftigen Versorgung der Menschen mit Wohnraum. Im Oktober 1945 gründeten sie zusammen mit fünf weiteren Genossen einen SPD-Ortsverein und betätigten sich seitdem kontinuierlich in der Partei und in der Ihlpohler Lokalpolitik. So übte Luise Funktionen als Hauskassiererin und (bis 1974) als Schriftführerin aus und gehörte dem Gemeinderat über drei Wahlperioden an.

Das zweite und dritte Kind, Heiko und Hildegard, kamen Anfang 1946 und im September 1949 zur Welt. Richard fand im Frühjahr 1947 endlich feste Arbeit in den Borgward-Werken in Bremen-Sebaldsbrück und stieg Anfang 1948 zum Lehrlingsbeauftragten auf. Luise begann etwa zu der Zeit an der Ihlpohler Volksschule das Fach Handarbeiten zu unterrichten und bildete sich fort. Später übernahm sie auch den Textilunterricht in den Nachbargemeinden Stendorf und Werschenrege. Ihre pädagogischen und musikalischen Erfahrungen in der sozialistischen Jugendarbeit kamen ihr dabei zugute. Sie unterrichtete schließlich auch das Fach Musik und baute einen Schulchor und eine Blockflötengruppe auf. Im Jahre 1954 übernahm das Land Niedersachsen sie als Lehrkraft in den Landesdienst.

1947 fiel die Entscheidung der Eheleute Nordhold, im Ihlpohler Behelfsheim wohnen zu bleiben, und die AG Weser erklärte sich bereit, den Bewohnern die Grundstücke zu verkaufen. Stück für Stück – zumeist in Eigenarbeit – bauten die beiden das Anwesen um und aus, sodass schließlich 100 m² Wohnfläche zu Verfügung standen. »Jeder Stein in unserem Haus war wenigstens zweimal in meiner Hand«, erinnert sich Luise (S. 159).

Richard, nach der Borgward-Pleite bei Siemens tätig, ging 1973 in Rente, Luise folgte ihm vier Jahre später. Im Jahre 1979 erlag der Ehemann einem Herzinfarkt. Auf Anregung einer Freundin begann die Witwe zu reisen. Ab 1980 besuchte sie viermal Israel, wo sie zahlreiche persönliche Kontakte knüpfte. 1984 bereiste sie mit einer dreißigköpfigen Reisegruppe China. Die Reiseerfahrungen verarbeitete sie zu einem Bericht. Es folgten noch Reisen in weitere Länder, darunter Brasilien und Paraguay.

Noch sehr lange betätigte sich Luise Nordhold ehrenamtlich. Bis 1994 bekleidete sie Vorstandsämter im Ortsverein der Arbeiterwohlfahrt, den sie 1968 selbst mit begründet hatte. Bis 2003 half sie noch in der Begegnungsstätte aus. Hüftoperationen, die 2006 und 2007 erforderlich wurden, schränkten ihre Bewegungsfähigkeit schließlich ein, jedoch besuchte sie noch bis 2015 einmal wöchentlich das Schwimmbad.

Das Buch enthält viele Details aus dem Leben eines Gröpelinger Arbeiterkindes, etwa zu den Aktivitäten der Kinderfreunde oder aus dem Familienalltag, die man in sozialhistorischen Darstellungen in dieser Intimität und Fülle selten findet. Dadurch entsteht eine dichte Atmosphäre, die den Leser in eine vergangene Welt eintauchen lässt. In seinem 2011 verfassten Geleitwort dankte der 2016 verstorbene Hans Koschnick Luise Nordhold für das Buch: »Für mich, der ich in ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen bin, ist es eine wahrhafte Nachzeichnung des Milieus, in das ich hineingeboren wurde.« (S. 8)

Ulrich Schröder

Kuckuk, Peter: Bremen in der Deutschen Revolution 1918/1919. Revolution, Räterepublik, Restauration. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage unter Mitarbeit von Ulrich Schröder. Bremen: Falkenberg 2017. 508 S.

Kurz vor dem 100. Jahrestag der »Deutschen Revolution« 1918/19 legt die Edition Falkenberg Peter Kuckuks Standardwerk »Bremen in der Deutschen Revolution 1918–1919. Revolution, Räterepublik, Restauration« von 1986 in unveränderter Form wieder auf. Bei der für den Reprint notwendigen Übertragung des damals vom Steintor-Verlag gedruckten Werks sind leider zahllose Fehler unterlaufen, die ein sorgsames Lektorat hätte verbessern müssen. Angereichert ist der Original- und Hauptbeitrag um drei Lokalstudien: eine von Kuckuk selbst zur Revolution in den Unterweserstädten Bremerhaven, Geestemünde und Lehe sowie zwei Untersuchungen Ulrich Schröders (bekannt für seine Veröffentlichungen zur Arbeiterbewegung im Kreis Osterholz) über die Geschehnisse in Hemelingen und Bremen-Nord. Damit behandelt der Band die Ereignisse auf dem gesamten Gebiet des heutigen Bundeslands Bremen, also auch in den Gebietsteilen, die 1918/19 zum Teil noch zum Königreich Preußen gehörten. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass Kuckuks Beitrag zum heutigen Bremerhaven nicht über das hinausgeht, was der Autor bereits 2010 im von ihm herausgegebenen verdienstvollen Sammelband »Die Revolution 1918/1919 in Bremen. Aufsätze und Dokumente« publiziert hat. Für Kenner der Materie bieten also nur die Beiträge zu Hemelingen und Bremen-Nord Neues, aber auch wenig Überraschendes (S. 334–399): In beiden Landesteilen bildeten sich Arbeiter- und Soldatenräte, die ab Januar 1919 der Bremer Räterepublik zuneigten und in den preußischen Gebieten auch nach der vollzogenen Militärexekution bestehen blieben. Freilich paralyisierte sich in Hemelingen der Arbeiter- und Soldatenrat ab 1919 wegen parteipolitischer Konflikte, während er im Kreis Blumenthal im November 1919 aufgelöst wurde.

Natürlich ist es sehr verdienstvoll, dass ein Klassiker der Bremen-Historiographie pünktlich zum Jubiläum wieder zur Verfügung steht, so dass sich die interessierte Öffentlichkeit verlässlich über diese landesgeschichtliche Zäsur informieren kann. Denn in den vergangenen dreißig Jahren ist kein vergleichbares Buch zum Thema erschienen, und in seiner gründlichen Behandlung der Ereignisgeschichte sowie der (Mehrheits-)SPD, der Unabhängigen SPD und den Bremer Linksradiكالen, die später in der KPD aufgingen, ist das Buch nach wie vor unersetzlich. Diesem Zugriff

aufs Thema folgen auch die Forschungen Schröders, so dass der Band mit seinen vier Beiträgen sehr kohärent wirkt. Gleichzeitig sind diese Konzeption und ihre Leitfragen nicht nur dreißig Jahre alt, eigentlich bleiben sie der in den 60er-Jahren geführten Debatte über das damals vorherrschende Negativbild der Arbeiter- und Soldatenräte verhaftet, das bereits die Publikationen Eberhard Kolbs (1962) und Peter von Oertzens (1963) deutlich korrigierten. Quellenmäßig fundiert und gut geschrieben war, ist und bleibt Kuckuks Buch – aber schon bei der Erstpublikation Mitte der 80er-Jahre hat sein Autor die damals aktuelle, neue Perspektiven formulierende Literatur zur Revolution 1918/19 ausweislich des Literaturverzeichnisses nicht mehr berücksichtigt. Zu nennen sind die bis heute wichtigen Beiträge von Wolfgang J. Mommsen mit der Unterscheidung zwischen politischer Revolution und sozialer Protestbewegung (1978) sowie Heinrich August Winklers differenzierte Diskussion der genutzten und versäumten Gestaltungsmöglichkeiten, die die Revolution 1918/19 bot (ebenfalls 1978 publiziert). Auch wirken manche Einschätzungen, die der Verfasser mit merklicher Sympathie für die Akteure gerade von Seiten der USPD vornimmt, deutlich aus der Zeit gefallen. Ein Beispiel: Kuckuk bewertet das selektive, das Bürgertum ausschließende Wahlrecht zum Arbeiter- und Soldatenrat als Fortschritt gegenüber dem alten, noch restriktiveren, aber das Großbürgertum begünstigenden Acht-Klassen-Wahlrecht (S. 327). Doch ein Maßstab für demokratische Verhältnisse – damals wie heute – ist u. a. ein allgemeines und gleiches Wahlrecht, wie es schon seit 1871 zumindest als gleiches Männerwahlrecht auf Reichsebene praktiziert wurde. Dieses Reichswahlrecht vor Augen forderte die Arbeiterbewegung vor 1914 fast einhellig neben dem Stimmrecht für Frauen eine Abschaffung des Zensuswahlrechts auf Landesebene. An diesem Maßstab gemessen, bedeutete das für den Arbeiter- und Soldatenrat ausgearbeitete Wahlreglement eben keine politische Modernisierung, sondern es diente gezielt dem Zweck, die Vertretung bestimmter Berufs- und Gesellschaftsgruppen im Revolutionsgremium zu verhindern und so eine Mehrheit der Revolutionsbefürworter in den folgenden Wahlen zu sichern. Auch kommt eine Würdigung der Neuauflage dieses Buchs nicht am Hinweis vorbei, dass die aktuelle Forschung mittlerweile ganz andere Fragen und Themenfelder bearbeitet: Der Alltag 1918/19, die Rolle der Frauen in der Revolution und (obwohl Zeitungsartikel eine der von Kuckuk und Schröder ausgewerteten Hauptquellen sind) die spezifisch zeitgenössische Darstellung der Ereignisse in den Massenmedien seien hier als drei Beispiele genannt. Auch für Bremen sind diese Aspekte bislang nur zum Teil behandelt, genauso wie im Staatsarchiv Bremen Quellenbestände zum Revolutionsgeschehen vorhanden sind, die bisher noch nicht ausgewertet worden sind.

Diese Kritikpunkte mindern natürlich nicht den Wert von Kuckuks Buch; »Bremen in der Deutschen Revolution 1918/1919« bleibt ein verlässliches, nützliches und einmaliges Grundlagenwerk zum Thema, dessen Aktualisierung weder möglich noch wünschenswert ist. Doch vielleicht wäre der Verlag gut beraten gewesen, dem Buch ein Nachwort zu dem Stand, der Entwicklung und den Perspektiven der Forschung zur Revolution 1918/19 in Bremen und im Allgemeinen beizugeben.

Jörn Brinkhus

Lück, Heiner, *Der Sachsenspiegel. Das berühmteste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters*. Darmstadt: WGB Lambert Schneider 2017. 175 S.

Rechtsbücher, die das Recht einer Landschaft insgesamt aufnehmen und wiedergeben, sind ein Phänomen der mittelalterlichen Rechtsentwicklung in Europa, das von England über Dänemark bis Russland entsprechende Handschriften entstehen ließ. Für Deutschland ist neben dem Schwabenspiegel der Sachsenspiegel das mit weitem Abstand bekannteste und bedeutendste Rechtsbuch. Es umfasst zwei Hauptteile, Landrecht und Lehnrecht und ist in immerhin ca. 470 »handschriftlichen Textzeugen« überliefert worden. Deren rechts- und kulturhistorische Bedeutung wird jedoch von vier besonderen Exemplaren überstrahlt, die die Faszination des Sachsenspiegels als Rechts- und Realienquelle stets bestimmt haben: Die vier illustrierten Handschriften des Sachsenspiegels, die in der Forschung nach ihrer jeweiligen Bibliotheksheimat als Oldenburger, Dresdner, Heidelberger und Wolfenbütteler Bilderhandschriften bezeichnet werden. Alle Bilderhandschriften sind mittlerweile als Faksimile-Ausgaben der 1970er bis 1990er Jahre relativ leicht zugänglich.

Eine Urhandschrift des Sachsenspiegels hat sich nicht erhalten (das älteste Fragment stammt von um 1250, erste vollständige Handschriften von um 1300), auch wird man nicht den Entstehungsort näher bestimmen können, der wohl im östlichen Harzvorland lag. Jedoch gibt der Sachsenspiegel selbst sowohl den Verfasser als auch dessen Auftraggeber preis: Eike von Repgow (um 1180 – nach 1233) im Auftrag des Grafen Hoyer II. von Falkenstein (1211–1250), was mit Hilfe weiterer Quellen erlaubt, zugleich den Entstehungszeitraum einzukreisen.

Dass die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt unter ihrem Imprint Lambert Schneider Verlag nun eine großformatige Publikation zum Sachsenspiegel herausgebracht hat, um »eine konkurrenzlose Gesamtschau auf aktuellem Wissensstand« zu bieten, ist schon allein unter Hinblick auf die kulturhistorische Bedeutung der Bilderhandschriften zu begrüßen. Für das ambitionierte Werk konnte mit dem in Halle-Wittenberg lehrenden Rechtshistoriker Heiner Lück ein hervorragend und einschlägig ausgewiesener Fachmann gewonnen werden. Auch für ihn wird es aber keine leichte Aufgabe gewesen sein, auf letztlich nur ca. 170 zudem reich bebilderten Seiten ein Werk zu verfassen, das wissenschaftlich präzise ist, sich um die Rezeption der (überreichen) Fachliteratur bemüht und dennoch lesbar und anschaulich bleibt. Es sei an dieser Stelle vorweggenommen, das all dies dennoch gelungen ist. Dies ist nicht zuletzt einem modernen und überzeugenden Konzept des Bandes zu verdanken, mit dem die Rechtsinhalte des Sachsenspiegels erschlossen, die Augenfreude der Leser an den »Bildergeschichten« befriedigt, aber durch eine klare Themengliederung und klug gewählte Exkurse der visuelle Vergleich der vier Bilderhandschriften auch sachlich zusammenführt wird. »Herkunft und Überlieferung« (S. 30–47), »Die ländliche Gesellschaft« (S. 48–89) und »Rechtsvorstellungen und Lebensbereiche« (S. 90–117) bilden die zentralen Kapitel, bei denen man sich bei letzterem – weil es am intensivsten die einmaligen Bildinhalte der vier Codices vorstellt und auswertet – ein paar Seiten mehr gewünscht hätte. Neben der »Verbreitung des Sachsenspiegels« (S. 130–143) ist auf zwei weitere wichtige Themensetzungen hinzuweisen: Unter dem Zitat »Deutsches Recht im Osten« werden die politische Instrumentalisierung in der NS-Zeit und die Neuanfänge nach 1945 behandelt (S. 144–151), ein eminent wichtiges Thema, stellte der Sachsenspiegel mit seiner weit in den europäischen Osten reichenden Wirkungsgeschichte doch eine Steilvorlage für die siedlungspolitischen Ostraumforschungen der NS-Zeit dar. Ein Denkmal für Eike von Repgow (»Kämpfer für deutsches Recht«) aus dem Jahr 1934 ist noch heute die greifbarste Hinterlassenschaft dieser Zeit. Nicht minder wichtig

ist das abschließende Kapitel »Der Sachsenspiegel heute«, das die modernen Forschungsfragen vorstellt und der Wirkung des Sachsenspiegels bis hin zu einer Spurensuche im heutigen Recht nachgeht (S. 152 – 157).

Für Bremen und die Bremer Rechtsgeschichte, namentlich die Entwicklung des Stadtrechts von 1303 ist der Sachsenspiegel von großer Bedeutung. Ist doch die Beeinflussung des ältesten Stadtrechts von Bremen von 1303 durch Übernahmen von weiten Teilen des Sachsenspiegels aus dem Hamburger Recht des Ordelboks (S. 130, 134) unstrittig. Hierdurch ging der Sachsenspiegel über die Bremer Stadtrechtsfamilie in weitere Stadtrechte im nordwestdeutschen Raum ein, darunter v. a. in das der Stadt Oldenburg, die heute Bibliotheksheimat einer der berühmten Bilderhandschriften ist. Diese entstand im nahe Oldenburg gelegenen Kloster Rastede als (unvollendet gebliebene) Auftragsarbeit der Oldenburger Grafen, denen auch die Belehnung Oldenburgs mit Bremer Recht im Stadtrechtsprivileg des Jahres 1345 – und damit ein wichtiger Schritt der Stadtwerdung Oldenburgs – zuzuschreiben ist.

Damit schließt sich ein Kreis, der belegt, dass die schöne – geradezu bibliophil zu nennende – Publikation auch und ganz besonders für die an der Rechtsgeschichte unseres Raumes interessierte Leserschaft ein unbedingter Gewinn ist.

Konrad Elmshäuser

Meyer, Lioba und Reiss, Nikolaus (Hrsg.): Höchste Eisenbahn. 150 Jahre Zugverkehr in Oldenburg. Katalog zu den gleichnamigen Ausstellungen im Museumsdorf Cloppenburg und im Stadtmuseum Oldenburg. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 2017. 324 S.

Das Stadtmuseum Oldenburg und das Museumsdorf Cloppenburg feierten 2017 den 150. Jahrestag der Inbetriebnahme der Bahnlinie von Oldenburg nach Bremen zeitgleich mit einer Doppelausstellung. Aus der Perspektive der damaligen Bahnnutzer rückte das Stadtmuseum das Zusammenspiel von Eisenbahn und Stadt in den Mittelpunkt seiner Darstellung. Die Besucher im Museumsdorf Cloppenburg erfuhren Neues über die Einflüsse des Bahnbaus auf die Landbevölkerung. Der Titel des aus diesem Anlass von Lioba Meyer und Florian Nikolaus Reiß herausgegebenen Katalogbandes ist »Höchste Eisenbahn – 150 Jahre Zugverkehr in Oldenburg«.

Dieser tief gehende Abriss eines bedeutsamen Abschnitts Oldenburgischer Verkehrsgeschichte passt in den Trend intensivierter Forschungen deutscher Eisenbahngeschichte in verschiedenen Regionen seit Beginn des 21. Jahrhunderts. Die bislang spärlich vorliegenden Publikationen sind gut überschaubar. Die Bücher von Peter Löffler im EK-Verlag Freiburg (1999) und von Lioba Meyer im Isensee-Verlag Oldenburg (1992) ragen heraus. In den Ausstellungen wie auch im Katalogband stehen nicht die technischen Dimensionen der Großherzoglich Oldenburgischen Eisenbahn, sondern die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Folgen im Zentrum der Essays. Die Autoren untersuchen am Beispiel von Oldenburg und seiner ländlich strukturierten Umgebung die sozialen Auswirkungen auf das Bauen von Strecken, Bahnhöfen, Brücken, Stellwerken und anderen Einrichtungen, auf die Wirtschaft in der Region sowie auf Gewinne und Verluste für die Bevölkerung selbst.

Der überwiegend gut geschriebene und thematisch vielfältige Band über die Alltagsgeschichte des Eisenbahnfahrens im Oldenburgischen mit einem kurz gefassten Editorial und 15 thematisch vielfältigen Beiträgen von acht Autoren und den zwei Herausgebern schaffen einen offenkundigen Erkenntniszuwachs. Das betrifft

beispielsweise die klare Einordnung in die europäische und deutsche Eisenbahngeschichte. Die erste Eisenbahn in Deutschland fuhr 1835 von Nürnberg nach Fürth. Überall im Lande wurden Schienen verlegt und der Zugverkehr kam in Gang. Aber erst 1867, als bereits große Teile Westeuropas von einem Schienennetz überzogen waren, wurde die erste Eisenbahnlinie zwischen Oldenburg und Bremen, eröffnet. Das Herzogtum Oldenburg gehörte somit zu den letzten deutschen Bundesstaaten, die einen Eisenbahnanschluss bauten. Neben finanziellen Gründen war es vor allem die Missgunst seiner Nachbarn, die Oldenburg nicht zum Zug kommen ließen, urteilt Kustodin Lioba Meyer.

Das Editorial von Uwe Meiners und Andreas von Seggern stimmt die Leser umsichtig in verschiedene historische Aspekte der Großherzoglich Oldenburgischen Eisenbahn (GOE) ein. Die beiden Herausgeber des Katalogs und Kuratoren der beiden Ausstellungen Lioba Meyer und Florian Nikolaus Reiß eröffnen den Reigen der ersten Aufsatzgruppe mit übergreifenden Betrachtungen über 150 Jahre Zugverkehr in Oldenburg. Es ist eine kurzgefasste Einleitung in den kompletten Buchinhalt. Sie verweisen auf einen einzigartigen Bestand von Dokumenten, Fotografien, Plänen und Objekten aus den Bereichen Verwaltung, Technik, Arbeit, Soziales, Politik und Wirtschaft. »Er gewährt aus der Perspektive des Unternehmens und der Menschen, die bei der Eisenbahn beschäftigt waren, einen differenzierten Blick auf die Geschichte der Bahn im Land Oldenburg.« (S. 17) Die Zunahme des Güter- und Personenverkehrs erbrachte bis zur Jahrhundertwende nicht nur höchst profitable Ergebnisse für die Großherzoglich Oldenburgische Eisenbahn, sondern entwickelte sie zum größten Arbeitgeber im Land. Die G.O.E. verlor kraft des Staatsvertrages 1920 die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit durch den Übergang der Staatseisenbahnen in Deutschland auf das Reich vermittels der Gründung der Deutschen Reichsbahn. Lioba Meyer skizziert gediegen und präzise 150 Jahre Eisenbahngeschichte zwischen Streckenausbau und Streckenstilllegung. Ihre Ausgangspunkte sind die Entwicklung der Eisenbahn als »Triebkraft der industriellen Entwicklung« und das goldene Zeitalter der Eisenbahn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie setzt die öffentliche Diskussion über eine Bahn im Oldenburger Land in den 1840er Jahren an und beschreibt detailliert den Aufbau der ersten Strecke von Oldenburg nach Bremen zwischen dem ersten Spatenstich am 7. 6. 1865 und der Eröffnung am 15. 7. 1867. Im Verfolg der Entwicklung des Großunternehmens G.O.E. beweist die Oldenburger Historikerin den Einfluss der Eisenbahn auf die Wirtschaft, die Arbeit, den Alltag und die Mobilität der Menschen im Land Oldenburg. Mitherausgeber Florian Nikolaus Reiss prüft in seinem Beitrag die Rolle der G.O.E. bei der Entwicklung der ländlichen Gebiete. Er vergleicht die Entwicklung des Herzogtums Oldenburg mit anderen deutschen Bundesstaaten und ermittelt dessen mangelhafte Verkehrswege und seine unbefriedigende Anbindung an die Nachbarstaaten. Erst seit 1876 war Oldenburg über seine Hauptstrecken mit den Nachbarstaaten verbunden und wurde folglich zum Hauptversorger des Ruhrgebiets. Die G.O.E. spielte bei der Umstellung von extensiver auf intensive Landwirtschaft und dem Übergang vom Ackerbau auf die Weidewirtschaft eine vielfältige Hauptrolle.

In einer zweiten Aufsatzgruppe folgen den weit gespannten Überblicken zahlreiche Abhandlungen zu speziellen Themen. So zeichnen Lioba Meyer und Hans-Joachim Schlüter auf der Grundlage von Akten, Zeitungsberichten und einer Denkschrift den Weg der Eisenbahn-Kommission zur Großherzoglich Oldenburgischen Eisenbahndirektion (G.O.E.) mit deren handelnden Personen nach. Fundiert analysiert Meyer das facettenreiche Vereins- und Organisationswesen der Eisenbahner und deren betriebliche »Wohlfahrtseinrichtungen«. Kurt Dröge widmet sich in seinem Beitrag »Die Bahnhofsmision in Oldenburg« der christlichen Sozialarbeit neben den Gleisen. Der

umfangreiche Aufsatz von Dieter Ostendorf über die Eisenbahnarchitektur verdient besondere Aufmerksamkeit, weil er Zwänge, Spielräume, Ergebnisse und Probleme der Eisenbahnhochbauten unter den Vorgaben »thunlichster Einfachheit bei möglichster Zweckmäßigkeit und vollkommener Solidität« (S. 137) konkret-historisch auslotet. Der Autor würdigt das Empfangsgebäude des Oldenburger Hauptbahnhofs von 1915 als Höhepunkt und Abschluss der Oldenburger Eisenbahnarchitektur. Michael Schimek beschäftigt sich ausführlich und tiefgründig mit dem Umgang mit Bahnhofsgebäuden sowohl aus der Perspektive der Bahnreisenden als auch aus der Sicht der in den Gebäuden arbeitenden und wohnenden Eisenbahner.

Wertvolle Beiträge zur Zeitgeschichte der Oldenburgischen Eisenbahn liefern Lioba Meyer und Joachim Tautz. Vorab stellt Meyer eine fehlende Untersuchung über die Beteiligung der Oldenburger Reichsbahn fest. Sie wertet erstmals Quellenbestände aus dem Oldenburger Stadtmuseum zum Thema »Deutsche Reichsbahn, die Ausplünderung der Ukraine und die Zwangsarbeit« aus. Herangezogene Quellen aus dem Bundesarchiv Berlin und der Historischen Sammlung der Deutschen Bahn AG vervollkommen die Sicht auf das dramatische Geschehen. Tautz durchleuchtet am Beispiel von Wilhelmshaven, einem entscheidenden Standort der Kriegsmarine an der Ostsee, verschiedene Aspekte der Bedeutung der Eisenbahn für Nachschub und Transport am Endpunkt der Eisenbahnstrecke Oldenburg–Wilhelmshaven in der nationalsozialistischen Ära. Der Wert dieser regionalen Analyse ist hoch anzusetzen, da der Zusammenhang von Infrastruktur und Militär in der NS-Zeit und unter Kriegsbedingungen in deutschen Regionen bisher selten Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit war.

Die Essays über den Bahnhof in Hude, das Hochlegen der Bahnstrecken in Oldenburg, die Verkehrswende sowie die Sanierung und langfristige Inwertsetzung des Baudenkmals Stellwerk Ahlhorn mit Wasserturm und ein Gespräch von Laura Ohmes mit Lioba Meyer über die Lebens- und Arbeitssituation der Eisenbahner komplettieren das Geschichtsbild über die Eisenbahn im Oldenburgischen bis zur Gegenwart.

Fassen wir zusammen. Der fakten- und bildreiche Katalogband »Höchste Eisenbahn« erzählt gescheit, fachkundig und packend den langen und mühsamen Weg von den ersten Visionen einer Oldenburgischen Eisenbahn über die Errichtung der ersten Eisenbahnstrecke zwischen Bremen und Oldenburg, den Ausbau eines dichten Streckennetzes der Großherzoglich Oldenburgischen Eisenbahn sowie die neuen Eigentümer Deutsche Reichsbahn, Deutsche Bahn und NordWestBahn in beeindruckenden lokalen und regionalen Mikrogeschichten. Dieser Buchtitel trifft wohl auch auf den längst überfälligen Zeitpunkt dieser Publikation zu. Dank einer Fülle wohl noch nie zuvor veröffentlichter Fotos und Bilddokumente steigt der Band zu einer wahren Fundgrube der Anschaulichkeit auf. Für Historiker bieten sich viele Anreize für weiterführende Fragestellungen in der historischen Forschung.

Jürgen Tremper

Nette, Bernhard: »Vergesst ja Nette nicht« – Der Bremer Polizist und Judenreferent Bruno Nette. Hamburg: VSA-Verlag 2017. 342 S.

Der Einstieg in das Thema ist von ungefähr gelungen: Der Autor, Lehrer in Hamburg, besucht 1987 mit der Klasse Bremens Böttcherstraße und findet in einer Buchhandlung Inge Marboleks und Rene Otts 1986 erschienenes Werk »Bremen im 3. Reich«. Darin ist Bruno Nette, sein Großvater väterlicherseits, erwähnt. Erst dadurch erfährt er, dass dieser Judenreferent der Gestapo war – allerdings ein human denkender Sachbearbeiter. Für viele Juden habe er sein Möglichstes getan, auch im Benehmen mit den Obleuten der jüdischen Gemeinde und der Reichsvereinigung der Juden, die das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) gezwungen hatte, der Gestapo zuzuarbeiten. Anders als seine Vorgesetzten habe er Juden nicht als Feinde betrachtet. Marbolek/Ott hätten in ihrem Buch einigen Menschen, »die in der Nachkriegszeit in Acht und Bann getan wurden, Gerechtigkeit widerfahren« lassen wollen. Und zu diesen Geächteten gehörte auch Bruno Nette (Marbolek/Ott, S. 19).

Der Enkel zeichnet ein ganz anderes Bild. Er erzählt facettenreich und ausgreifend die Saga seiner überwiegend sozialdemokratisch und kommunistisch orientierten Familie von Kaisers Zeiten bis in die Bundesrepublik. Bruno Nette, Jahrgang 1887 erscheint als autoritärer und brutaler Ehemann und Vater, der als »angeheirateter Gestaposchere« familiärer Verachtung anheimfällt (S. 11). Für den Selbstmord der geschiedenen Ehefrau 1940 macht ihn die Familie verantwortlich, am offenen Grabe (S. 11). Ah, la sainte famille! Nettess Söhne wachsen im NS-Staat heran. Deren Kriegserlebnis wird eingeführt, was u. a. den Blick auf Kursk, Stalingrad, das Bremer Polizeibataillons 105 und die Partisanenkämpfe in Russland öffnet. Nach 1945 ärgert Nette sich »maßlos« darüber, dass er als KdF-Sparer und treuer Beamter nicht den von der Nazi-Regierung versprochenen Volkswagen bekommt (S. 283). Am Ende teilt der Verfasser mit, sein Vater sei weder Mitglied der NSDAP noch der SS gewesen: »Der Sohn des Bremer Gestapobeamten hatte sich verweigert.« Das entlockt ihm ein Lächeln (S. 335).

Die Grundzüge von Nettess polizeilichem Lebensbild sind: 1913 bremischer Schutzmann. Wird Soldat. Ist 1918 Mitglied der Geheimen Feldpolizei. Empfindet die Niederlage als Schmach. Kommt mit antisemitischen Gedanken in Berührung. 1920 wieder Polizist in Bremen. Versteht sich »vermutlich prächtig« mit dem – 1926 ein tretenden – Offiziersanwärter Erwin Schulz (S. 108), der von 1933 bis 1938 Chef der Gestapostelle Bremen ist und den ein US-Militärtribunal 1947 im »Einsatzgruppenprozess« wegen seiner Beteiligung am Judenmord in Russland zu 20 Jahren Haft verurteilt. Schulz kommt öfter vor. Erwähnt wird eine Aktion seines Einsatzkommandos in Russland. Berichtet wird über Versuche des Senats, 1952/53 Schulzes vorzeitige Freilassung aus der Haft zu erreichen. Der Bezug solcher Mitteilungen zu Bruno Nette ist nicht leicht erkennbar. Von 1936 bis 1940 ist Nette Kriminalpolizist in Vegesack. Gestapochef Schulz habe ihn in die Gestapozentrale geholt (S. 105). Der war allerdings seit 1938 nicht mehr in Bremen. Von November 1941 bis April 1945 (mit einer Unterbrechung 1943/44) leitet Nette das Judenreferat. Sein Tun wird beschrieben vor dem Hintergrund der administrativen Abwicklung des Judenmordes und der Rolle der Gestapo. Der Enkel hört allen zu: »Opfern und Tätern, deutschen Demokraten, US-Besatzungsoffizieren, fürchterlichen Juristen« (ja, denen auch), »Denunzianten, jüdischen Funktionären, Helden und Schurken, allen!« (S. 11). Ausgewertet werden u. a. Unterlagen aus Nettess Entnazifizierung, Justizakten, Aussagen von Überlebenden. Eindrucksvoll und mitfühlend schildert der Verfasser das Schicksal der Deportierten. Herauskommt am Ende das Bild eines Bruno Nette, der Juden als Feinde betrachtet und brutal, unerbittlich, unmenschlich die Legalität des

NS-Staates exekutiert. Er verfolgt »Rassenschänder« und versucht, »Rassenmischen« auseinanderzutreiben, was dem jüdischen Teil den marginalen Schutz nimmt. Er verfolgt Menschen, die er für Juden im Sinne der Nürnberger Gesetze hält, solange, bis ihm ein »Nachweis« gelingt – mit schrecklichen Folgen für die Betroffenen. Als das RSHA 1941 die Deportation der Juden aus dem Reich befiehlt, stellt Nette Namenslisten zusammen und wirkt bei der Organisation der Transporte nach Minsk und Theresienstadt mit. Dabei kollaboriert er mit den Obleuten der jüdischen Gemeinde und der Reichsvereinigung der Juden in Bremen – besonders mit Carl Katz – die ihm helfen, die Listen zu erstellen und dabei auch unsaubere religiöse Interessen verfolgen. Gegen Ende des Krieges hilft er – im Blick auf kommende Rechtfertigungszwänge – einigen Juden. Der letzte Transport von Bremen nach Theresienstadt geht im Februar 1945 ab. – Nach der Besetzung Bremens im April 1945 übersteht Nette Entlassung, Internierung und Entnazifizierung. Er wird zunächst als Belasteter eingestuft und verliert Pensionsansprüche. Am Ende ist er nur noch Mitläufer. Anfang der 1950er gewährt der Senat ihm 60% seiner Beamtenpension wieder – gnadenhalber (S. 282). 1960 stirbt er.

Das Fazit des Enkels: Bruno Nette war direkt an der Verfolgung und Ermordung von über 800 Menschen beteiligt. Er ist ein »schreibtischmörderischer Großvater« (S. 11), der sich nach dem Krieg für ein ganz kleines Karo, ein ganz unbedeutendes, ein gehorsam blakendes Licht hielt. »Nix da!«, ruft der Enkel. Er sei gewesen wie – in Auswahl von S. 84 – die großen Revanche- und Vernichtungskrieger, mörderischen Ostraum- und Westraumplaner, Umsiedler, Kindermörder, die Unwertesleben-Erklärer und Unnütze-Fresser-Totmacher, Judenwürger mit Strick, Kugel, Auspuffgasen, scharfgeschliffenem Spaten und Zyklon B, Menschenversuchsärzte, Völkerausplünderer, wie die noch in tausend Jahren verfluchte Bande. Und diese Bande sei gewesen wie Nette. Nach des Enkels Urteil sind der Kriegsverbrecher Erwin Schulz und Kriminalobersekretär Bruno Nette »so etwas wie Terrorbrüder« gewesen, wobei der (zuletzt) Generalmajor der Polizei und SS-Brigadeführer Schulz Juden und jüdischen Bolschewismus aus Überzeugung, Kriminalobersekretär Nette sie als Befehle befolgender Beamter mit Brille verfolgt habe (S. 108 f.).

Der Autor leidet erkennbar und wohl auch körperlich an diesem Großvater. Man kann sich fragen, ob familiäre Nähe und daraus entstehende Befangenheit das Urteil schärfen oder trüben. Es würde die Verantwortung Bruno Nettens nicht schmälern, wenn man feststellte: Man brauchte kein z. B. »Terrorbruder« zu sein; auch ein Gestapomann der unteren Hierarchieebene taugte bestens zum Aktivisten des NS-Polizeistaates und Mittäter der Judenverfolgung – und Bruno Nette war es.

Die Darstellung ist nicht selten von Vermutungen und Empörung geprägt. Gedankenketten enden zuweilen in einem ungläubiges Erstaunen anzeigenden »Wie bitte?« oder verschlagen dem Verfasser den Atem. Das kann Sachverhalte verdunkeln. Zum Beispiel im Kapitel »Eine Tragödie« (S. 285 ff.) bei der Schilderung eines Verfahrens, das die Staatsanwaltschaft Bremen 1949/1950 gegen Carl Katz führte, der Theresienstadt überlebt hatte. Ein gleichfalls Überlebender hatte Katz angezeigt, weil er ihn gegenüber Nette als zu deportierenden Juden denunziert habe. Der Verfasser sagt: Anders als die Verfolgungsbehörden im übrigen Westdeutschland, die NS-Täter »eher unwillig ins Visier« nehmen, zeigen Bremens Generalstaatsanwalt, der Kriminaldirektor, Staatsanwaltschaft und Kriminalpolizei, dass sie »im Fall des Juden Katz auch anders können.« Besonders heftig geht er den Dezernenten der Staatsanwaltschaft und dessen »Verfolgungseifer« an. Er habe »vermutlich« »als schneidiger Kavallerist in der NS-Terrorjustiz zu mordsscharfem Galopp geneigt« (S. 303) und zeige jetzt »Doppelmoral, permanente Rechtsbeugung und weiterbestehenden Hass auf die Juden.« »Geradezu terrierhaft« arbeite er sich an Katz ab, den zu

»überführen und zu kriminalisieren« ihm »eine Freude« gewesen sein dürfte. Ein Vermerk des Staatsanwalts erscheint dem Verfasser »als unglaubliches Bubenstück«, das seinesgleichen sucht, als »abenteuerliche Höhen seiner juristischen Logik,« als Gipfel juristischer Heuchelei«. Doch plötzlich habe er »seinen Juden vom Haken lassen« müssen. Warum? Der »Gerichtspräsident« Dr. Feine habe von dem Rechts-
offizier der Militärregierung den »Befehl von oben« erhalten: »Nun ist mal Schluss. Finger weg von Katz. Die Macht hatte gesprochen. Ein Pfiff des Herrn.« Die Amerikaner hätten auf die Einstellung des Verfahrens hingewirkt, weil sie nicht hätten zulassen wollen, dass »ehemalige Nazi-Staatsanwälte ihr Treiben gegen die Juden unter einem demokratischen Mäntelchen einfach fortsetzten« (S. 309).

Justizkritik kann der Erkenntnis dienen. Gepolter nicht immer. Die Militärregierung hat nichts befohlen. Sie hat offenbar die ihr nach dem Kontrollratsgesetz 10 (Verbrechen gegen die Menschlichkeit) eingeräumte Übernahme des Verfahrens abgelehnt und den Fall der deutschen Justiz zur Prüfung nach deutschem Recht überlassen. Befehle an die Justiz waren damit nicht verbunden. Selbst wenn Dr. Feine Gerichtspräsident – also Richter – gewesen wäre, hätte er nicht die Möglichkeit gehabt, Befehle der Militärregierung weiterzugeben – nicht an die Staatsanwaltschaft, die ihm nicht unterstand, und gleich gar nicht an die – übrigens auf amerikanisches Betreiben – in der Landesverfassung 1947 als unabhängig konstituierten Gerichte, die niemandem zu gehorchen haben. Dr. Feine war aber nicht Richter, sondern der damals als »Präsident« bezeichnete Erste Beamte der Justizbehörde unter Senator Theodor Spitta. Den Gerichten hatte er auch in dieser Funktion nichts zu befehlen. Dagegen hatte er das Recht, sich vom Generalstaatsanwalt über laufende Verfahren berichten zu lassen und er durfte dessen Einschätzung zu den Erfolgsaussichten einer Anklage teilen. – Äußerst übel ist des Verfassers Behauptung, Dr. Gerhart Feine habe den »Pfiff« und den »Abbruch« des Verfahrens »leise« bedauert, denn »es tut schlicht und ergreifend weh, gehorchen zu müssen.« (S. 309). Er verkennt: Dr. Feine hat 1944 als Mitglied der deutschen Botschaft in Budapest geholfen, ungarische Juden vor der Deportation durch den Judenreferenten des RSHA, Adolf Eichmann zu retten. Das kam, wie bekannt, in der deutschen Diplomatie jener Zeit nicht oft vor.

An vielen Stellen ist das Buch kurzweilig. Der Autor nimmt den Leser z. B. mit zu familiären oder amtlichen Plätzen seiner Geschichte oder öffnet das Fotoalbum. Man lernt u. a.: Der Großvater konnte von seiner »Gestapohöhle« Am Wall 199 aus die Enten im Wallgraben quaken hören. Einmal stürzt der Verfasser mit seinem Brompton Faltrad, Notarzt, Polizei, zum Glück nichts Ernstes. Er lobt die Helfer im Staatsarchiv. Ihm gefällt gar nicht die Hochstraße am Bahnhof und er zitiert passend Robert Gernhardts Gedicht »Dich will ich loben, Hässliches, du hast so was Verlässliches... .« In der Böttcherstraße – für ihn ein Werk des »Odin-Anbeters« und »völkischen Narren Roselius« – missfällt ihm die Figur von Hoetgers Lichtbringer: Er nennt sie »Führerkitsch«, der vermutlich« als einziger »in ganz Deutschland in fein geputztem güldenen Glanze erstrahlen« dürfe (S. 14 f.). Wie bitte? Vermutlich!

A propos Böttcherstraße: Wie kann es sein, dass Marbolek/Ott 1986 in ihrer Darstellung ein so fundamental anderes Bild von Bruno Nette gezeichnet haben als jetzt der Enkel? Da sind Fragen offen.

Hans Wrobel

Rech, Manfred: Das Bremer Schlachte-Schiff. Eine Proto-Kogge mit Heckruder aus der Zeit um 1100. Mit Beiträgen von Michael Wesemann und Wilhelm Voigt. (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums. Band 76). Wiefelstede: Oceanum 2016. 264 S.

Ist von Koggen in Verbindung mit Bremen die Rede, denkt man unweigerlich an die 1962 entdeckte und geborgene, heute im Deutschen Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven präsentierte »Bremer Kogge von 1380«. Erst anhand dieses bedeutenden Schiffsfundes ließ sich ein präzises Bild von Bauweise, Formgebung und konstruktiven Details dieses mittelalterlichen Schiffstyps gewinnen, über den man bis dahin nur recht vage Vorstellungen besaß. Insofern zählen Fund und Bergung der Bremer Kogge von 1380 völlig zu Recht zu den Sternstunden der Schiffsarchäologie. Wenig in der Öffentlichkeit bekannt ist hingegen, dass 30 Jahre nach dem sensationellen Bremer Koggenfund bei Kanalbauarbeiten an der Bremer Schlachte ein Schiffswrack geborgen wurde, das in gewisser Weise ebenfalls als Meilenstein der mittelalterlichen Schiffbauentwicklung anzusprechen ist. Von dem Schiff, das in Höhe von -2,8 m NN und damit 14 m unter dem Straßenpflaster der Schlachte begraben war, konnte im Winter 1991/92 nur das Heckteil aus einem kleinen Schacht geborgen werden, so dass etwa 2/3 des Fahrzeuges im Boden verblieben. Man vermutet, dass das Schiff insgesamt etwa 14 ½ m lang und knapp 4 m breit war, die Bordhöhe betrug mittschiffs wohl ca. 1,80 m und an den beiden Schiffsenden ca. 2,20 m. Aufsehen erregend war vor allem die Tatsache, dass das Schiff anstelle des herkömmlichen Seitenruders bereits über ein an drei eisernen Ösen aufgehängtes Heckruder verfügte. Als ältester Beleg für ein am Achtersteven drehbar eingehängtes Heckruder galt bislang eine Schiffsdarstellung auf dem Siegel der Stadt Elbing von 1242. Da der Bau des Schlachteschiffs sich mittels mehrerer C 14 -Proben und eines Dendro-Datums auf die Zeit um 1100 datieren ließ, lässt sich die Einführung des Heckruders im nordeuropäischen Schiffbau aufgrund des Bremer Wrackfundes nunmehr fast 1 ½ Jahrhunderte zurückdatieren. Dem Schlachteschiff kommt somit für die Beurteilung der mittelalterlichen Schiffbauentwicklung eine herausragende Bedeutung zu. Es bleibt daher nur zu hoffen, dass der wichtige Bremer Schiffsfund von 1991 durch die hier anzudeutende Publikation des ehemaligen Bremer Landesarchäologen Manfred Rech die ihm gebührende Beachtung in der Öffentlichkeit zuteil wird.

Dem Schlachte-Schiff kommt nicht zuletzt vor dem Hintergrund der gegenwärtig geführten Koggen-Diskussion eine erhebliche Bedeutung zu. Von einem Teil der jüngeren Forschung wird die Tauglichkeit des Koggenbegriffs für eine Schiffstypenbestimmung grundsätzlich in Zweifel gezogen. Es habe, so wird argumentiert, im Mittelalter keine definierten Schiffstypen gegeben, weshalb man landschaftsbezogenen Bezeichnungen (z.B. Ijsselmeer-Typ) oder der Benennung aufgrund bestimmter baulicher Besonderheiten (z.B. bottom-based-Schiff) den Vorzug gibt. Doch scheint gerade das Schlachte-Schiff die herkömmliche Koggenforschung in vielerlei Hinsicht zu stützen. Die Basis des Schlachte-Schiffs war ein ca. 14 m langer Einbaum aus Eichenholz, der anstelle eines Kiels das Rückgrat des Fahrzeuges bildete. Durch Aufsetzen von etwa 1,10 m hohen Bug- und Heckstevenstücken an den Einbaumenden sowie durch die Anbringung einer unbestimmten Anzahl von Plankengängen zur Erhöhung der Bordwände wurde der Einbaum gezielt vergrößert. Wir haben es also mit einem typischen Setzbordschiff zu tun. Auffällig ist dabei, dass der untere Teil der aufgehenden Wandung – mindestens die ersten drei Plankengänge – in Kraweelbauweise, also durch stumpf aufeinander stoßende Planken, errichtet wurde, wohingegen die oberen Plankengänge nach Klinkerart dachziegelartig übereinander griffen. Eine konstruktive Besonderheit des Schiffs bestand darin, dass es anstelle

von Bodenwrangen ein enges Gerüst aus wechselseitig angeordneten Halbspannten besaß, deren kurze Schenkel auf dem Boden des Einbaums auflagen, während die langen Schenkel die Bordwände emporragten und hier durch etwa 60 cm lange Auflanger verlängert wurden. Auf diese Weise lagen die Spannten am Boden des Schiffs dicht aneinander gereiht, der Abstand der Spannten betrug hier mittschiffs weniger als 10 cm. Und die Dicke der Spannten, die denjenigen der Bremer Kogge von 1380 entsprechen, lässt keinen Zweifel daran, dass wir es bei dem Wrack mit einem ehemaligen Seeschiff zu tun haben. Das Schiff wies somit im Großen und Ganzen genau dieselben schiffbaulichen Merkmale auf, wie sie von der traditionellen Koggenforschung dem Schiffstyp der Kogge zugeschrieben werden: ein flacher Boden, steile Steven und eine steile Bordwand sowie vor allem das Nebeneinander von Kraweel- und Klinkerbauweise. Es zeigt sich somit erneut, dass im Mittelalter im Bereich der südlichen Nordseeküste offensichtlich über Jahrhunderte hinweg stets Schiffe nach diesem Bauprinzip angefertigt wurden. Und es ist gewiss kein Zufall, dass in den schriftlichen Quellen Bremens und anderer Hansestädte die nach diesen Konstruktionsprinzipien gebauten Seefrachter fast ausnahmslos als Koggen bezeichnet werden. Rech sieht das ähnlich, auch er hält an der Zuordnung des Wrackfundes zur Koggenfamilie fest, er sieht den Koggen-Begriff »als äußere Klammer, die einen bestimmten Grundtyp charakterisieren soll«. Da es sich bei dem Schlachte-Schiff um einen ausgesprochen frühen Vertreter dieses Schiffstyps handelt, spricht er in Anlehnung an die beispielsweise in der Archäologie gängige Terminologie (z.B. Proto-Steinzeug) von einer »Proto-Kogge«.

Ein Vorzug des Buches besteht nicht zuletzt darin, dass es sich nicht auf die Beschreibung und Erörterung des Schiffsfundes beschränkt, sondern darüber hinaus auch den größeren Zusammenhang, in dem dieses Schiff zu sehen ist, in den Blick nimmt. So enthält das Buch beispielsweise sowohl ein Kapitel über die Hafenverhältnisse Bremens um 1100 als auch einen Überblick über die bremische Schifffahrt vom 11. bis zum 13. Jahrhundert, wie sie sich der schriftlichen Überlieferung zufolge darstellt. Bremens ältester Hafen befand sich bekanntlich an der Balge, einem schon seit langem aus dem Stadtbild verschwundenen Seitenarm der Weser. Inzwischen wurde der Verlauf der Balge bei diversen Ausgrabungen auch archäologisch nachgewiesen. Der Balgehafen diente auch dem Schlachte-Schiff als Liegeplatz, mit einem Tiefgang von höchstens 1,20 m konnte es die Balge wohl noch problemlos befahren. Rech geht davon aus, dass der Balgehafen um 1100 über uferparallele Kajen aus Holz verfügte, an denen die Schiffe schwimmend anlegen konnten. Dies lässt sich zwar quellenmäßig nicht belegen, doch legen vergleichbare, archäologisch besser erschlossene Seehäfen aus jener Zeit nahe, dass eine entsprechende Hafeninfrastruktur auch im damaligen Bremen vorausgesetzt werden muss. Insgesamt darf man wohl davon ausgehen, dass die mittelalterliche Hafenentwicklung Bremens in ihren groben Grundzügen einigermaßen erforscht ist, dass im Einzelnen aber immer noch viele Fragen offen sind. Dies entspricht der Einschätzung Rechs, dass die archäologisch-geologischen Verhältnisse im Bereich von Weser und Balge außerordentlich kompliziert sind.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass das vorliegende Buch sowohl die maritime mittelalterliche Geschichte Bremens als auch die allgemeine Schifffahrtsgeschichte Nordeuropas – und hier insbesondere die aktuelle Koggendiskussion – ungemein befruchtet. Die Ausführungen Rechs vermögen zumeist auch noch dort zu überzeugen, wo sich Wissenslücken nur mittels gut begründeter Hypothesen füllen ließen. Das in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Schifffahrtsmuseum im Oceanum-Verlag erschienene Buch besticht – selbstverständlich möchte man fast sagen – durch seine solide Aufmachung und seine opulente, hohen Ansprüchen

genügende Illustration. Es ist zu hoffen, dass das Buch eine interessierte Leserschaft findet und der wissenschaftlichen Forschung vielfältige Anregungen vermittelt.

Ulrich Weidinger

van den Heuvel, Christine u. a. (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens in 111 Dokumenten* (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs. Band 1). Göttingen: Wallstein 2016. 496 S.

Zum 70. Geburtstag des Landes Niedersachsen am 1. November 2016 präsentiert das Landesarchiv einen Streifzug durch zwölf Jahrhunderte niedersächsischer Geschichte, dargestellt in 111 Dokumenten aus den Magazinen der Standorte in Hannover, Oldenburg, Aurich, Osnabrück, Bückeburg, Wolfenbüttel und Stade. Das Konzept scheint erfolgreich zu sein, eine zweite Auflage ist in Vorbereitung.

In gediegener Ausstattung mit hochwertigen Faksimiles der Dokumente sowie guter Papierqualität präsentiert sich das Buch, und es bietet ein Panoptikum der Politik-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte, bei dem auch die Rechtsentwicklung (Beispiel: »Das ›Asegabuch‹ – Ein sprach- und rechtsgeschichtliches Denkmal der friesischen Kultur in Nordwestniedersachsen«) berührt wird und neuere Themen der Geschichtswissenschaft wie Umwelt (»Unwegsames Gelände im Blick der Landesherrschaft – Die Diepholzer Moorniederung und das Huntebruch«), Klima (»David Fabricius – Ein berühmter Astronom des 16. Jahrhunderts wird als Wetterforscher neu entdeckt«) und Migration (»Arbeitsmigration aus sozialer Not – Hollandgänger aus dem Kirchspiel Visbek«) nicht außen vor bleiben. Dass das Thema Religion und Glaube mit zahlreichen Beiträgen (zum Beispiel »Hexerei und Schadenszauber – Hexenprozesse im Weserraum«) präsent ist, ist sicherlich dem Reformationsjubiläum geschuldet, genauso wie die bevorstehende 400-jährige Wiederkehr des Prager Fenstersturzes insgesamt vier Beiträge zum 30-jährigen Krieg angeregt haben mag.

Nicht selten folgen die Miniaturen einer Darstellung, wie sie der Beitrag zur »Wolfsjagd im Amt Knesebeck – Zur Beziehung von Mensch und Wolf in der Geschichte« aufweist: Zur Einführung wird das Thema mit seinen Gegenwartsbezügen entfaltet, dann wirft der Verfasser an Hand des ausgewählten Dokuments einen Rückblick auf einen interessanten Moment in der Entwicklung des Phänomens, erläutert die Archivalie in ihrem zeitgenössischen Kontext, um dann abschließend den historischen Wandel bis zur Gegenwart kurz zu skizzieren. Durch eine geschickte Auswahl der Beiträge werden dem Leser einige besondere Archivalientypen vorgestellt (»Das Stammbuch des Caspar Schulte (1590–1657) – das Facebook der Frühen Neuzeit«) sowie interessante Einblicke in den archivische Arbeitspraxis vermittelt (»Alltag im Kloster Hude – Von mittelalterlichen Archiven und Überlieferungszufällen«). Bisweilen ist das Verhältnis zwischen ausgewähltem Dokument und Thema locker (»Ein Politikum in stürmischen Zeiten. Der Oldenburger Weserzoll«), was der durchweg hohen Qualität der ebenso flüssig wie informativ geschriebenen Beiträge indes keinen Abbruch tut. Gleichwohl war es nicht allen Autoren möglich, im begrenzten Raum (jeder Beitrag umfasst inklusive Abbildungen nur vier Druckseiten) die interessanten Aspekte ihres Themas auch nur anzureißen. Ein Beispiel: Der Beitrag »Osnabrücker Leinen – Ein Exportschlager aus dem Westen Niedersachsens« behandelt zwar die Textilproduktion im Osnabrücker Land sowie die Qualitätsprüfung durch die städtische Legge; nur wenige Zeilen widmet der Autor aber dem Export nach Amerika, unter anderem über Bremen, ohne die massenhafte

Einkleidung von Sklaven in den Südstaaten der USA sowie in Lateinamerika mit »true born Osnabrughs« zu erwähnen.

Die niedersächsische Landesgeschichte im engeren Sinne wird in Beiträgen zur Landesgründung und zur Verfassungsreform 1993 gewürdigt, letzterer schließt den Band ab; außerdem wird die »Niedersachsen-Idee« während der Weimarer Republik behandelt (»Ein freier Stammesstaat der Niedersachsen« – Der hannoversche Beitrag zur Diskussion um die staatliche Neugliederung des Reiches«). Doch auch zu den 1946 noch bestehenden ehemaligen Ländern Oldenburg (»Kirche zwischen Widerstand und Anpassung – Der ›Kreuzerlass‹ des Innenministers von Oldenburg«), Braunschweig (»Revolution in Braunschweig – Die Monarchie nimmt zuerst in der Provinz den Hut«) und Schaumburg-Lippe (»Unabhängigkeit gewahrt und in den Fürstenbund aufgestiegen – Der Beitritt Schaumburg-Lippes zum Rheinbund«) sowie zu den historischen Territorien Hannover (»Die Kapitulation von Langensalza – Das Ende des Königreichs Hannover«), Osnabrück (»Die Capitulatio Perpetua« – Der Westfälische Friede und das Grundgesetz des Fürstbistums Osnabrück«), Ostfriesland (»Widerstand gegen Napoleon – Ostfriesische Prügel für einen französischen Präfekten«) und dem Herzogtum Bremen (»Deichbau als gemeinschaftliche Aufgabe – Die Schließung des großen Deichbruchs in Wischhafen«) haben die Autoren ebenso Beiträge beigesteuert wie zu den für die niedersächsische Geschichte wichtigen Herrschereschlechtern der Ottonen (»Weißes Gold in Lüneburg« – Otto der Große, Hermann Billung und die Lüneburger Saline«), der Welfen (»Ein Herzogtum für die Welfen – Der staufische Kaiser Friedrich II. ›rehabilitiert‹ die Welfen«) und der Oldenburger (»Krieg und Diplomatie im 17. Jahrhundert – Graf Anton Günther von Oldenburg beschwört seine Neutralität«) sowie zu den Fürsten zu Schaumburg (»Mit Architektur glänzen – Das Bauregister des Fürsten Ernst zu Holstein-Schaumburg«).

Dabei gelingt es den Autoren, spannende Schlaglichter auf die transnationale und globale Dimension der niedersächsischen Geschichte zu werfen mit ihren Beziehungen und ihren Verflechtungen u. a. nach Schweden (»Eine gar feine Musique« – Zur Trauerfeier einer schwedischen Königin in Stade«) und nach Dänemark (»Oldenburg« und »Delmenhorst« – Fregatten unter dänischer Flagge im Nordischen Krieg«), nach Spanien (»Hochzeit in Barcelona – Eine ›Spanische Braut‹ aus Wolfenbüttel«) und nach Italien (»Ein Telegramm aus dem Kalten Krieg – Proteste italienischer ›Gastarbeiter‹ in Wolfenbüttel«), nach Russland (»Familienpolitik in einer europäischen Dynastie – Kaiserin Katharine II. von Russland handelt als Oldenburgerin«) und zur DDR (»Flucht von Deutschland nach Deutschland – Die innerdeutsche Grenze«), nach Großbritannien (»Handelsvertrag zwischen Großbritannien und Hannover – Der mühsame Weg zu freiem Handel im 19. Jahrhundert«) und nach Indien (»Im Dienste der britischen Krone – Kurhannoversche Soldaten in Indien«). Mit Beiträgen über die politische Zusammenarbeit im Mittelalter (»Politische und wirtschaftliche Kooperation im 13. Jahrhundert – Ein Abkommen zwischen dem Oldenburger Grafenhaus und der Stadt Bremen«) und im 19. Jahrhundert (»Mit dem Dampfschiff in die Zukunft – Die Interessen des Königreichs Hannover und der Hansestadt Bremen an der Unterweser«) werden die Beziehungen zwischen Bremen und den umliegenden Territorien behandelt, aber auch die wirtschaftliche und soziale Verflechtung wird in Beiträgen zu Industrialisierung (S. 257), Eisenbahnbau (S. 262) und Auswanderung (S. 285) zumindest gestreift. Dass sich in niedersächsischen Archiven interessante Quellen für die Erforschung der Bremer Geschichte finden, zeigen Beiträge zur Revolution 1918/19 (»Matrosen schreiben Geschichte – Aufstand und Revolution in Wilhelmshaven«) und zur NS-Zeit (»Zur Arbeit gezwungen, aber gegen Invalidität versichert! Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg«).

Natürlich würdigt der Band die »älteste erhaltene Originalurkunde im Landesarchiv – König Ludwig der Deutsche stellt sich schützend vor das junge Bistum Verden« von 849 –, gleichwohl wird der Kenner der Überlieferungslage manch bedeutende Stücke vermissen, darunter die im Wolfenbüttel aufbewahrte »Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu«, aber auch die landesgeschichtlich wichtigen Erhebungen Oldenburgs und Ostfrieslands zu Reichsgrafschaften. Vielleicht wurde darauf verzichtet, weil diese und andere Zimelien bereits in weiteren Publikationen sowie auf der Homepage <http://kulturerbe.niedersachsen.de/> eine ausführliche Würdigung finden. Merkwürdig ist allerdings, dass kein (!) Beitrag ein Thema aus der Zeit zwischen 1866 und 1914 abhandelt. Auch die NS-Machtübernahme und das Kriegsende 1945 werden nur implizit behandelt. Zudem ist fraglich, ob die jüngere Landesgeschichte nicht hätte ergebnisreicher gewürdigt werden können: Der Beitrag zu Haushaltsbefragungen und Volkszählung (»Zensus – Bevölkerung in Zahlen«) ist sicherlich informativ, bietet aber wenig landes- oder regionalspezifische Erkenntnisse. Zwei Beiträge (»Tanz auf dem Vulkan« – Der Widerstand gegen das Atommülllager Gorleben« und »Wir haben die Erde von unseren Kindern nur geborgt« – Von der Ökologiebewegung zur grünen Partei«) überschneiden sich deutlich, dafür fehlen m.E. Beiträge nicht nur zu den Universitätsneugründungen in Oldenburg und Osnabrück sowie auch zum Komplex »Linksradikalismus und Terrorismus« in Niedersachsen. Wichtige Stichworte zu letztem Thema sind die Nutzung einer Wohnung im Hannoveraner Ihmezentrum durch die RAF und die »Celler Loch«-Affäre, die Einrichtung einer »Punker-Kartei« durch die Polizeidirektion Hannover und die darauf folgenden »Chaos-Tage« sowie die Aktivitäten der »Autonomen Antifa« im Göttingen der 80er- und 90er-Jahre. Doch vielleicht sind hierzu (noch) keine aussagekräftigen archivalischen Quellen vorhanden.

Erklärlich ist diese Auswahl mit dem Wunsch, der Öffentlichkeit mit diesem Band auch einen »Leistungsnachweis« des Niedersächsischen Landesarchivs präsentieren zu wollen. Jedoch führt der Verzicht auf Quellen aus Bibliotheken sowie Stadt- und Universitätsarchiven zu offenkundigen Lücken: Der rechtsgeschichtlich wichtige Sachsenspiegel wird nur an einer Stelle kurz erwähnt (S. 47), aber nicht ausführlich besprochen – das wertvollste überlieferte Exemplar liegt in der Landesbibliothek Oldenburg. Die Verleihung und der Ausbau der Stadtrechte im Mittelalter und Früher Neuzeit fehlt weitgehend; nur die ländliche kommunale Selbstverwaltung wird gewürdigt (»Kommunale Selbstverwaltung in der Frühen Neuzeit – Eine »Bauer-Ordnung« aus der oldenburgischen Wesermarsch«). In einen Beitrag wird die Hansesgeschichte gedrängt (»Hansetag in Uelzen – Verhandlungen zu einem Schutzbündnis nord- und mitteldeutsche Städte«). Bisweilen scheint es den Zufällen der Überlieferungsgeschichte geschuldet (ein Beispiel: »Orgelland Niedersachsen – Eine Schnitger-Orgel für die Bardenflether Kirche in der Wesermarsch«), dass bestimmte Personen aus den Bereichen Kultur und Wirtschaft wie Gottfried Wilhelm Leibniz und Carl Friedrich Gauß, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben und Erich Maria Remarque auftauchen, andere aber nicht. So wird das Thema »Arno Schmidts Archivrecherchen – Eine Benutzerakte offenbart die Arbeit eines berühmten Literaten« abgehandelt, aber zu Justus Möser und den Gebrüdern Grimm, zu Werner Heisenberg und zu Rolf Dieter Brinkmann findet sich wenig bis gar nichts. Und auch die Künstlerkolonien in Worpswede, Dangast und Dötlingen samt ihrer z.T. auch heute unvergessenen Bewohner werden nicht behandelt.

Wenn es nur die Absicht der Herausgeber gewesen wäre, ein informatives Lesebuch zu niedersächsischer Geschichte vorzulegen, würden diese Monita kaum ins Gewicht fallen. Doch der Titel des Buchs lautet nicht »111 Dokumente zur niedersächsischen Geschichte«, sondern es soll eine konsistente Geschichte Niedersachsens in

Einzeldarstellungen erzählt werden. Wie der Verlag in seiner Werbung betont, »werden [die Einzelbeiträge] in ihrer Summe zu einer Geschichte der Menschen und ihrer Umwelt in Niedersachsen...« und auch die Herausgeber sprechen von einer »Geschichte[, die] sich nicht in der Summe von Einzelgeschichten erschöpft«. Jedoch fragt sich der Rezensent, ob dieses Ziel wirklich erreicht wurde. Neben der sicherlich für andere Teile Deutschlands verallgemeinerbaren Erkenntnis, dass die Überlieferung eines Landesarchivs doch nur einen Ausschnitt der historisch wertvollen Quellenlage abdeckt, ergeben sich konzeptionelle Fragen. Ohne dies in der Einleitung zu problematisieren, orientieren sich einerseits zahlreiche Einzelbeiträge an einer traditionellen Landesgeschichte, die sich auf die Geschichte von Politik, Verwaltung und Rechtswesen mit ihren wesentlichen Ereignissen und prägenden Persönlichkeiten konzentriert. Andererseits ist auch der Einfluss einer Regionalgeschichte unverkennbar, die übergreifende sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Strukturen und Entwicklungen durch kleinräumige Untersuchungen veranschaulichen und vertiefen, bisweilen auch korrigieren möchte. Hierbei ist das Potential einer regional übergreifenden Analyse nur vereinzelt genutzt worden (eine Ausnahme: »Öffentlich praktizierter Rassismus – Antisemitischer Terror in Norden und Stade«), bei manchen – es soll an dieser Stelle noch einmal betont werden – der durchgängig fundierten Beiträge bleibt offen, ob sich an den vorgestellten Archivalien etwas landes- oder regionalspezifisches zeigt (ein Beispiel: »Filmzensur in der Wesermarsch – Vom Umgang mit Homosexualität in der Weimarer Republik«). Um dieser Kritik zu entgehen, hätte das Buch vielleicht eine andere Gliederung erhalten müssen: eine ausführliche Einleitung und ein bilanzierender Schluss sowie eine Gruppierung mehrerer Einzeldarstellungen in Großkapiteln mit einführenden Bemerkungen wären angehten gewesen. Neben einer sinnvollen Abgrenzung zur Stadt- und Lokalgeschichte, deren Ergebnisse gleichwohl zu würdigen gewesen wären, hätte dies mithin zu konzeptionellen Grundfragen zurückgeführt: Wie fügen sich die Entwicklungen der einzelnen Dynastien und Territorien, wie die Prozesse von Herrschaftsverdichtung, Staatsbildung und Landesentwicklung zu einer politischen Geschichte Niedersachsens vor Gründung des Bundeslandes zusammen? Welchen Stellenwert haben regionalgeschichtliche Studien zu sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Phänomenen im Gesamtbild – zeigen sie exemplarisch am Gebiet zwischen den Niederlanden und der Elbe, zwischen dem Harz und der Nordsee die Ubiquität bestimmter historischer Strukturen und Prozesse auf oder konturieren sie auch Besonderheiten eines historischen Raums »Niedersachsen«?

Jörn Brinkhus

Voßmeyer, Lothar: Die Reformation an der deutschen Nordseeküste – von Ostfriesland bis Schleswig-Holstein. Oldenburg: Isensee 2016. 213 S.

Obwohl Norddeutschland heute ein weithin – von wenigen Ausnahmen abgesehen – rein protestantisch bestimmter Raum ist, der gleichwohl nicht zu den in Mitteldeutschland verorteten historischen Kernlanden der Reformation gezählt wird, verfügt die Region über eine spannende und vielseitige Reformationsgeschichte. Diese ist – die territoriale Zersplitterung Norddeutschlands im 16. Jahrhundert lässt dies nicht anders vermuten – komplex und kaum in einem Erzählstrang zu vereinen. Landesherrlich bestimmte Reformationen und hansestädtische Wege zum evangelischen Bekenntnis gingen keineswegs Hand in Hand, sondern ergaben ein durchaus kompliziertes Bild, bei dem die Ereignisse weder chronologisch noch sachlich parallel

verliefen. So unterschiedlich wie die Wege zur Reformation waren dann auch teils die Ergebnisse – die kalvinistisch bestimmten Sonderwege in Ostfriesland und Bremen sind hier als Beispiel zu nennen.

Umso verdienstvoller ist es, dass der Bremer Autor (und ehem. Gymnasiallehrer) Lothar Voßmeyer sich zum Ziel gesetzt hat, diese unterschiedlichen Reformationsgeschichten in einem kleinen Band zusammenzufassen und ihren Verlauf verständlich zu schildern. Der Anspruch des Bandes war dabei wohl eher nicht, eine neue wissenschaftliche Gesamtschau der Reformation in Norddeutschland zu schreiben, sondern die Entwicklung in den Territorien Ostfriesland, Jever, Oldenburg, Bremen, Schleswig-Holstein und Hamburg einem breiten interessierten Publikum näherzubringen (die Darstellung verzichtet auf Nachweise und Fußnoten). Dies ist gelungen, wenn auch in der Einleitung (S. 9–14) ausgehend von Thesenpublikation und Wormser Edikt zwar die Grundzüge der Reformation im Reich rekapituliert werden, ohne dass man aber ausführlicher erfährt, warum der Autor nun eine Darstellung derselben für die Territorien der Nordseeregion verfasst hat.

Dass die Reformation in Norddeutschland zunächst eine rein lutherische Angelegenheit war, die aber in allen Territorien im Einzelnen einen unterschiedlichen Verlauf im Detail nahm, fasst Voßmeyer am Schluss seiner Darstellung knapp und richtig zusammen (S. 202–204). Gemeinsamkeiten und Grundzüge der Entwicklung wie die Initialzündung durch Einzelne und die Konsolidierung durch Kirchenordnungen werden hier ebenso richtig benannt, wie die Interessen der Landesherren und Ratsherren, mit dem Vorgehen gegen die katholischen Institute und Repräsentanten ihren frühmodernen Herrschaften sowohl politische Macht als auch nicht unerhebliche Güter zuzuführen.

Die Darstellung zu den Ereignissen in Stadt und Erzstift Bremen (S. 93–124) folgt der älteren und der wenigen jüngeren Literatur, was völlig in Ordnung ist, denn über den Verlauf der Reformation in Bremen sowie über die Absichten und Handlungen der Beteiligten besteht kein wirklicher Forschungsdissens. Die Literaturliste ist nach den behandelten Territorien getrennt, was gut und sinnvoll ist. In der etwas mehr als 20 Titel umfassenden Literaturliste zu Bremen fällt v. a. das Fehlen der Arbeiten von Ortwin Rudloff zu Heinrich von Zütphen und Christoph Pezel sowie von Wim Janse zu Albert Hardenberg auf.

Wer eine kurze Darstellung der Reformation(en) im Nordseeraum sucht, ist mit dem ordentlich gemachten und ein wenig spärlich bebilderten Band gut bedient, wer Näheres wissen möchte, kann seine Lektüre auf die im Umfeld der Reformationsdekade erschienene weitere Literatur ausdehnen.

Konrad Elmshäuser

*Denkmalpflege in Bremen. Schriftenreihe des Landesamtes für
Denkmalpflege Bremen*
Aus: Heft 14, 2017 (Historismus und Gründerzeit II)

Georg Skalecki, Die Institutionalisierung und der gesetzliche Rahmen der bremischen Denkmalpflege in der Gründerzeit, S. 8–21. – Rolf Kirsch, Drei Verwaltungsbauten des Historismus: Posthaus, Gerichtsgebäude und Polizeihaus – Geschichte, Umnutzung und denkmalpflegerische Maßnahmen, S. 22–47. – Uwe Schwartz, Heinrich Müller (1819–1890). Er drückte Bremen in der Gründerzeit den »Stempel seiner Kunstweise« auf, S. 48–70. – Marie Schneider, Bankgebäude des Historismus in Bremen, S. 71–88. – Achim Todenhöfer, Denkmalgeschützte Schulen des Historismus in Bremen, S. 88–107. – Ottmar Struwe, Die nördlichste Kirche im Land Bremen: die ev.-luth. Zionkirche in Weddewarden-Insum, S. 108–117. – Uwe Schwartz und Rolf Kirsch, Neue Unterschutzstellungen: Haus Pavenstedt, Osterdeich 6, und Ensemble Humannviertel, S. 118–124.

Hospitium Ecclesiae. Forschungen zur bremischen Kirchengeschichte
Aus: Band 26, 2016 (Von Persönlichkeiten der bremischen Kirchengeschichte I)

Christoph Wieselhuber, »Mehr mit dem weltlichen als mit dem geistlichen Schwert« – Bremens letzter Kirchenfürst Gerhard II. (1219–1258), S. 7–68. – Rolf Gramatzki, Herr Christoph Pezelius und die Kunst in Bremen, S. 69–92. – Karl Reinecke, Die vergebliche Auflehnung des Bremer Dompredigers Johann Fürsen gegen Schwedens obrigkeitliche Kirchenpolitik (1646–1655), S. 93–138. – Reinhard Groscurth, Prof. Dr. Friedrich D. E. Schleiermacher – Pfarrer in Bremen?, S. 139–156. – Karl Heinz Voigt, Friedrich Ludwig Mallet in seinen transatlantischen und transkonfessionellen Beziehungen, S. 157–192.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte
Aus: Band 102, 2016

Maja Kolze, »Die wohl-eingerichtete Republique« des Barthold Heinrich Brockes. Ein satirisches Gedicht auf Hamburg, S. 1–15. – Christina Randig, »Eine glühende Aristokratin« – Charlotte Sophie Reichsgräfin von Bentinck, geb. von Aldenburg, in den Hamburger Jahren (1767–1800), S. 17–41. – Gisela Jaacks, »Mitgebangt und mitgelitten«. Eine Hamburgerin in der Paulskirche, S. 43–69. – Rainer Nicolaysen, Foucault in Hamburg. Anmerkungen zum einjährigen Aufenthalt 1959/60, S. 71–112.

Zeitschrift für Lübeckische Geschichte
Aus: Band 96, 2016

Nachgrabung auf dem Markt von Lübeck: Fritz Rörigs »Gründungsunternehmerthese« in der deutschen Geschichtsforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, S. 9–52. – »Dieser vorzüglich schöne Codex...«. Die Wiederentdeckung des Bardewikschens Codexes von 1294, S. 53–64 [Bericht über die »Auffindung« einer seit Kriegsende am Auslagerungsort verschollenen Lübecker Leithandschrift des Lübischen Stadtrechts im Museum von Jurjewetz, Russland]. – Rainer Postel, Warum

ging die Hanse zugrunde?, S. 127–142. – Gerhard Ahrens, Abschied vom alten Europa. Der letzte gemeinsame Gesandte der freien und Hansestädte erlebt 1916 die Beisetzung Kaiser Franz Josephs in Wien, S. 165–176. – Stephan Linck, Die Lübecker Landeskirche, ihr Umgang mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum, S. 235–250.

Jahrbuch der Männer vom Morgenstern

Aus: Band 95, 2016

Dieter Riemer, Die Stiftsdame Rikquor – eine Billungerin? Ein Skandal und seine Sühne im 11. Jahrhundert, S. 13–40. – Volker Heigenmooser, 150 Jahre Sozialdemokratie an der Unterweser. Zur Rolle der SPD in der Geschichte Bremerhavens, S. 111–132. – Hans Werner Keweloh, Die Anfänge der Bootsforschung in Deutschland, die Männer vom Morgenstern und Jan Bohls, S. 133–148. – Jenny Sarrazin, Aus drei mach eins. Das Museum Windstärke 10 in Cuxhaven und seine Sammlungen, S. 149–157. – Johannes Göhler, Der reformatorische Bildersturm. Von den Bremer Kreuzstürmern zu den Katechismus-Altären in der Herrschaft Bederkesa, S. 159–181.

Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF)

Aus: Band 106, 2016

Hartmut Kühne und Jörg Ansorge, Die Pilgerzeichen aus dem Hafen von Stade. Ein Fenster in die unbekanntere Wallfahrtsgeschichte des Landes zwischen Elbe und Weser, S. 11–44. – Kathrin Zickermann, Stuart-Diplomaten, -Offiziere und -Soldaten in der Elbe-Weser-Region der Frühen Neuzeit, S. 79–106. – Alexander Krause, Kriegsgefangene im Regierungsbezirk Stade während des Ersten Weltkriegs, S. 133–166. – Teresa Nentwig, Hinrich Wilhelm Kopf und sein Wirken im Elbe-Weser-Raum zwischen 1928 und 1932, S. 167–192.

Oldenburger Jahrbuch

Aus: Band 116, 2016

Peter Sieve, Zur Datierung des ältesten Steuerregisters des Amtes Cloppenburg, S. 9–21. – Margarethe Pauly, Von Ostindien nach Rastede. Friedrich Christian von Römer (1717–1776), S. 23–44. – Thorsten Jahn, Pharmacopoea Pauperum Oldenburgensis – ein Arzneibuch aus dem Herzogtum Oldenburg, S. 45–48. – Franz-Reinhard Ruppert, Die Bedeutung der Herzoglichen Kammer bei baulichen Neuerungen und Veränderungen in Delmenhorst um 1800 und dem Bemühen um ein einheitliches Straßenbild, S. 49–65. – Bernd Müller, Oldenburg und der Reichsdeputationshauptschluss 1803. Die Auseinandersetzungen zwischen Russland, Frankreich und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Oldenburg um die Besitzungen des Hauses Holstein-Gottorp jüngere Linie, S. 67–87. – Werner Menke, Königlicher Besuch im Schloss zu Jever. Wie revolutionär gesinnte Jeveraner ihren Großherzog mit einer »Katzenmusik« die Aufwartung machten, S. 89–100. – Maria Anna Zumholz, Fanny Moran-Olden – eine »Callas« aus dem Oldenburger Land. Geschlechterdifferenz und Kunst im 19. Jahrhundert, S. 101–109. – Hans Sauer, Ferdinand Hardekopf – Schriftsteller und Stenograf. Erinnerung an einen fast vergessenen Literaten aus dem Oldenburger Land, S. 111–127. – Albrecht Eckhardt: Die Oldenburger NSDAP-

Landtagsfraktion auf einem Bild des Partei- und Hitlerfotografen Heinrich Hoffmann von 1932, S. 129–133. – Holger Frerichs, Auslagerung von Archivgut des Heimatmuseums (Schloss) und des Mariengymnasiums Jever ins Salzbergwerk Grasleben 1944/45 sowie dessen Rückführung 1946 – eine Dokumentation, S. 135–155. – Anna Greve, Ein Olifant aus Sierra Leone in der Dresdner Kunstammer mit Bezug zum Oldenburger Horn?! Eine kuriose Rezeptionsgeschichte, S. 157–162. – Stefanie Rehm, Die Editions-geschichte der Lebenserinnerungen von Johann Heinrich Tischbein, S. 163–180. – Sebastian Dohle, Oldenburgs ›imaginäre‹ Museen – geplante Galeriebauten 1838–1914, S. 181–207. – Petra Mende und Elke Behrens, Gut Licht! Anna Feilner – Hoffotografin in Oldenburg (1863–1929), S. 209–229. – Marcus Kenzler, Der Weg des Reiters – die Geschichte eines verlorenen Bildes, S. 231–239. [Behandelt wird Max Liebermanns Bild »Reiter am Strand«, das sich von 1923 bis zum Erwerb durch den Kunsthändler Hildebrand Gurlitt 1941 im Besitz des Oldenburger Galeriesvereins befand.]

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte

Hrsg. von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen

Aus: Band 88, 2016

Sönke Thalmann, Das »Chronicon archiepiscopatus Bremesis« und das »Chronicon Rastedense«. Erzbischöfliche und klösterliche Herrschaft in der spätmittelalterlichen Historiographie des Oldenburgers Heinrich Wolters, S. 7–22. – Klaus Niehr, Im Bilde sein. Historische Stadtansichten aus Niedersachsen, Bremen und darüber hinaus (1450–1850). Eine Nachlese, S. 173–192. – Thomas Vogtherr, 1866 – Wie kam es zum Ende des Königreichs Hannover?, S. 209–226. – Teresa Nentwig, Hinrich Wilhelm Kopf und sein Wirken während des »Dritten Reiches«. Nachträge zu einer Debatte, S. 227–132.

Deutsches Schiffsarchiv

Aus: Band 38, 2015

Günther Oestmann, Die Uhrmacherkunst im Dienste des Verbrechens. Zur sogenannten »Thomas«-Katastrophe am 11. Dezember 1875 in Bremerhaven, S. 33–50. – Jochen Kemska und Reinhard A. Krause, Die HOHENZOLLERN und Tirpitz – eine Strandung, S. 51–71 [Strandung eines Dampfers des Norddeutschen Lloyd vor Alghero am 09.05.1908]. – Halvor Jochimsen, Das dramatische Ende der Hapag-Station auf St. Thomas im Jahr 1917, S. 73–96. – Ulrike Lange-Basman, Schiffbaumeister in Ottensen, Neumühlen und Övelgönne bei Altona von 1700 bis 1870, S. 181–216.

Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde

(Vollständigkeit im Sinne einer Bibliografie wird nicht angestrebt.
Besprechungen bleiben vorgehalten.)

- 125 Jahre Schule an der Kantstraße: 1892–2017. Bremen: Grundschule an der Kantstraße 2017. [12] Bl.
- 75 Jahre Bremer Bäder: immer in Bewegung. [Bremer Bäder GmbH. Red. und Texte: Martina Baden ...]. Paderborn: Bonifatius 2017. 48 S.
- 1946: Erste gewählte Nachkriegsbürgerschaft in Bremen. 70 Jahre Freiheit und Demokratie. [Hrsg. von der Bremischen Bürgerschaft. Red.: Horst Monsees]. Bremen 2016. 39 S.
- Alberts, Jürgen: Wilder Mann Lauf. Mein Leben in Romanen. Wege durch den Literaturdschungel. Bremen: Falkenberg 2016. 291 S.
- Binter, Julia (Hrsg.): 2017. Der blinde Fleck. Bremen und die Kunst in der Kolonialzeit. Ausstellungskatalog der Kunsthalle Bremen. Mit Beiträgen von Julia Binter, Anna Brus u. a. Berlin [u. a.]: Reimer 2017. 160 S.
- Bremen bewegt. Der Hafen- und Logistikstandort Bremen/Bremerhaven = Bremen keeps things moving. The port and logistics location Bremen/Bremerhaven. [Hrsg. in Zusammenarb. mit VIA BREMEN Foundation]. 2. Ausg. Oldenburg (Oldb): Verl. Kommunikation und Wirtschaft 2016. 224 S.
- Bremische Kirchengeschichte von der Reformation bis zum 18. Jahrhundert. Band 2. Herausgegeben von der Bremischen Evangelischen Kirche in Zusammenarbeit mit Konrad Elmshäuser. Bremen: Falkenberg 2017. 592 S.
- Bresler, Siegfried: Heinrich Vogeler. Lebensstationen. Bremen: Schünemann 2017. 127 S.
- Brüggemann, Till: Einmal Chaos und zurück... Wie der Rock 'n' Roll über mich kam und nicht mehr losließ. Bremen: Falkenberg 2016. 190 S.
- Buggeln, Marc: Der U-Boot-Bunker »Valentin«. Marinerüstung, Zwangsarbeit und Erinnerung. Hrsg. von der Landeszentrale für Politische Bildung Bremen. 2., korrigierte Aufl. Bremen: Temmen 2017. 211 S.
- Buhlert, Magnus: Freie Demokraten in der Bremischen Bürgerschaft. [2. Aufl.]. Berlin: epubli 2016. 173 S.
- Callan, Michèle: Forgotten Hero of Bunker Valentin. The Harry Callan Story. Cork: The Collins Press 2017. 321 S.
- Donat, Helmut (Hrsg.): »Danke, Hans!«. Zur Erinnerung an Hans Koschnick 1929–2016. Mit einem Nachwort von Rudolf Hickel. Bremen: Donat 2017. 128 S.
- Dünzelmann, Anne E.: Peter Weiss – Bremer Verortungen. Norderstedt: Books on Demand 2016. 60 S.
- Elsmann, Thomas: Zum Wohle Bremens. Geschichte und Rezeption von Wilhelm Hauffs »Phantasien im Bremer Rathskeller«. Bremen: Schünemann 2016. 173 S.
- Focke, Harald und Scherer, Frank: Mit dem Kombischiff von Rio nach Fernost. Hamburg Süd, Hapag und Norddeutscher Lloyd 1950–1968. Wiefelstede: Oceanum Verl. 2017. 88 S.
- Germer, Heinrich: Bilder einer verführten Jugend: der Russland-Feldzug aus der Sicht eines 19-Jährigen. Bremen [u. a.]: Kellner 2017. 224 S.

- Hannemann, Tilmann (Hrsg.): Studien zur Reformation in Bremen (Veröffentlichungen des Instituts für Religionswissenschaft und Religionspädagogik. 8). Bremen: Universität 2017. XVII und 136 S.
- Hansen, Dorothee und Faass, Martin (Hrsg.): Max Liebermann – vom Freizeitvergnügen zum modernen Sport. Katalog zur Ausstellung der Kunsthalle Bremen, 22. Oktober 2016 bis 26. Februar 2017. München: Hirmer 2016. 192 S.
- Horn, Detlef von: Sebaldsbrück einst und jetzt. [Hrsg. vom] Geschichtskreis Sebaldsbrück. Bremen 2016. 289 S.
- Kämpf, Christian (Hrsg.): Wilhelm Christian Müller. Beiträge zur Musik- und Kulturgeschichte Bremens um 1800. Bremen: Schünemann 2016. 271 S.
- Kaldewei, Gerhard: Schwierige Schauplätze. [NS]-KultStätten in Nordwestdeutschland. Eine Dokumentation zur regionalen Kulturgeschichte des Dritten Reiches. Oldenburg: Isensee 2016. 408 S.
- König, Johann Günther: Der Osterdeich. Geschichte und Geschichten. [Planung und Entwicklung seit 1850 – Startschuss für die Bebauung der Östlichen Vorstadt – namhafte Familien, deren Häuser und Lebenslagen – Zeitzeugenberichte und Kurzbiografien berühmter Bremer. Fotografien aller 2016 vorgefundenen Osterdeich-Häuser] (Der besondere Stadtführer). Bremen [u. a.]: Kellner 2017. 154 S.
- Krause, Christine: Die Bilderwelt der Malerin Lisel Opper. Bremen [u. a.]: Kellner 2016. 304 S.
- Kreul, Andreas: ... sehen, was ist. Die Sammlung Karin und Uwe Hollweg. Mit Beiträgen von Patrycja de Bieberstein Ilgner. Bremen: Der Kunstverein in Bremen 2016. 368 S.
- Krooß, Jürgen: Bremer Landstraßen-Kapitäne. Bremer Güterkraftverkehr und die Organisationen des gewerblichen Güterkraftverkehrs nach dem Zweiten Weltkrieg. Syke: Selbstverl. 2016. 123 S.
- Loeber, Matthias: Völkische Bewegung zwischen Weser und Ems. Richard von Hoff und die »Nordische Gesellschaft« in Bremen und Nordwestdeutschland (Zivilisationen & Geschichte. 43). Frankfurt a. M. [u. a.]: Peter Lang 2016. 169 S.
- Mamzer, Anna und Schöck-Quinteros, Eva (Hrsg.): Bremen – eine Stadt der Kolonien? Szenische Lesung mit der Bremer Shakespeare Company (Aus den Akten auf die Bühne. 10). Texteinrichtung und Regie: Peter Lüchinger. Bremen: Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bremen 2016. 100 S.
- Mein Bremen: 1900 bis 1945. Menschen und ihre Geschichten. Erinnerungen an eine Epoche. Das Leben in den Stadtteilen. Viele private Fotos. Industrie, Häfen und Handel. Bremen: Bremer Tageszeitungen AG 2016. 94 S.
- Mette, Til: Bremen in Wort und Strich: ... oder wie Til Mette die Stadt sieht. 100 Karikaturen aus 10 Jahren. [Hrsg.: Bremer Tageszeitungen AG]. Bremen: Bremer Tageszeitungen 2017. 107 S.
- Müller, Hartmut: Schicksalsjahr 1933. Wilhelm Kaisen – Mythos und Wirklichkeit. Eine Spurensuche (Schriftenreihe Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung. Einzelschriften). Bremen: Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung 2017. 35 S.
- Müller, Horst: Kohlhöckerstraße 60 a. Bremen 2016. 114 S.

- Mut zum Neuen: 50 Jahre Haus der Bürgerschaft. [Hrsg. von der Bremischen Bürgerschaft, Abt. Informationsdienste. Red.: Horst Monsees]. Bremen 2016. 47 S.
- »Neu sehen war sein erstes Verlangen«. Kurt Hübner zum 100. Geburtstag. »Was für ein Theater?!« [Hrsg. von der Bremischen Bürgerschaft, Abt. Informationsdienste. Red.: Horst Monsees]. Bremen 2016. 39 S.
Als PDF: www.bremische-buergerschaft.de/fileadmin/user_upload/Bilder/Informationsmaterial/Inhalt_WasfuereinTheater_Doppelseiten.pdf
- Neukommentierung der Landesverfassung Bremens: die Vergewisserung über das Grundlegende. [Hrsg. von der Bremischen Bürgerschaft, Abt. Informationsdienste]. Bremen 2016. 28 S.
- Otterstedt, Carola: Die Glucke und ihre Küken. Die Legende von der Entstehung Bremens. Mit 12 farbigen Illustrationen der Autorin. Bremen: Donat 2016. 32 S.
- Peymann, Claus: Mord und Totschlag: Theater | Leben. Hrsg. von Jutta Ferbers [u. a.]. Berlin: Alexander Verl. 2016. 535 S.
- Prepeliczy, Oswald: Das Geheimnis zu Rolands Füßen. Auf Spurensuche durch die Bremer Geschichte. Oldenburg: Isensee 2017. 231 S.
- Rehder, Andreas: Die Verfassung der Freien Hansestadt Bremen von 1920: ein Stadtstaat zwischen Tradition und Pragmatismus (Schriften zum Landesverfassungsrecht. 6). Baden-Baden: Nomos 2016. 407 S.
- Roder, Hartmut [Hrsg.]: Rückblende – Streiflichter aus den Bremer Häfen. Texte: Hartmut Roder, Hartmut Schwerdtfeger. Bramsche: Rasch 2017. 80 S.
- Roßkopf, Susanne: Der Aufstand der Konservativen. Die Bekenntnisschulbewegung im Kontext der Bildungsreformen der 70er Jahre. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte im Umbruch der 68er (Geschichte. 138). Münster: LIT 2017. X und 523 S.
- Schlüter, Ulrich [Hrsg.]: 50 Jahre Blockdiek: 1966 bis 2016. Bremen: Falkenberg 2016. 95 S.
- Schöne, Armin: Vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongress. Europäische Machtpolitik um Langwedel und Bremen (Geistliche und weltliche Herrschaft im Alten Reich. 2). Bremen: Falkenberg 2016. 692 S.
- Schörling, Walter: Blumenthals vergessener Diener. Zum Schaffen des Gemeindebauers Michael Fischer (1880–1964) zwischen Tradition und Moderne. Bremen: Selbstverl. 2016. 37 S.
- Sommer, Michael: Bauwirtschaft – Zeitgeschichten. Eine Geschichte der Bauwirtschaft in mehr als 100 Jahren mit der Entwicklung der Bauindustriearganisationen in Niedersachsen und Bremen nach Zeitdokumenten aus den Archiven des Bauindustrieverbandes. Ein Lesebuch. Bremen [u. a.]: Bauindustrieverband Niedersachsen-Bremen e.V. 2016. 447 S.
- Sonntag, Norbert: »Als wir noch draußen spielten.« Eine Bremer Kindheit an der Weser. Bremen [u. a.]: Kellner 2017. 136 S.
- Stadttheater als Zukunftslabor. Vom Reiz des Experiments am Theater Bremen. Hrsg. vom Deutschen Bühnenverein in Zusammenarbeit mit dem Theater Bremen (Die Deutsche Bühne. Jg. 87. H. 5. Themenheft). Hamburg: Inspiring Network 2016. 87 S.
- Stampa, Volkrat: Robert Dorsay: Es ging um sein Leben. Mit einem Beitrag von Roland Kopp. 1. Aufl. Bremen: Sujet 2016. 124 S.

- Strotmann, Peter: Die schönen Wand- und Deckenbilder in Schwachhausen im Haus Hollerallee 75. Bremen 2016. [98] Bl.
- Struß-von Poellnitz, Annemarie: Umbrüche und Zeitenwenden. 120 Jahre Nordsee-Zeitung, Nordwestdeutsche Zeitung. [Hrsg. von der Familie Ditzen-Blanke]. Bremen: Schönemann 2016. 187 S.
- Tilgner, Daniel: Das Bremer Schnackbuch. Begriffe, Redensarten und 'n büschen Tünkram. 4., erw. Aufl. Bremen: Temmen 2016. 223 S.
- Umbach, Rolf: Das Haus Seefahrt in neuerer Zeit und Anlagen. Bremen 2016. 56 S.
- Weisser, Michael (Hrsg.): Neugierig: denken! Interviews und Dialoge zum künstlerisch-kreativen und non-linearen Denken mit Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik (Die QR-Edition. 5). Murnau: p. machinery 2016. 382 S.
- Weniger, Andrea: Zum Beginn bürgerlicher Sammlungskultur im frühen 19. Jahrhundert: Bremer Kunstsammler und -sammlungen in der Zeit von 1770 bis zur Eröffnung der Kunsthalle 1849. Dissertation, LMU München: Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften 2015. Online-Publikation. Elektronische Referenz: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:19-200667>. PDF: https://edoc.ub.uni-muenchen.de/20066/7/Weniger_Andrea.pdf
- Wessels, Arend: Farge-Rekum: eine lange Geschichte. [Hrsg. vom Heimatverein Farge-Rekum]. Bremen: Heimatverein Farge-Rekum 2017. 76 S.
- Wetjen, Peter: Riemen- und Schotbruch. Zu den Anfängen des Wassersports in Bremen und umzu. Bremen: Falkenberg 2017. 256 S.
- Wilckens, Henrich (Hrsg.): Irmchen und der Prinz. Tagebuch einer Bremer Liebe. Bremen: Schönemann 2016. 175 S.

HISTORISCHE GESELLSCHAFT BREMEN

153. Jahresbericht (2016)

Mitgliederversammlung

Die ordentliche Mitgliederversammlung fand am 9. Mai 2016 im Vortragssaal des Staatsarchivs Bremen statt.

Der Vorsitzter Prof. Dr. Elmshäuser begrüßte die erschienenen Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Mitgliederversammlung und erstattete satzungsgemäß den Jahresbericht.

Die Mitgliederversammlung gedachte anschließend der im Berichtsjahr verstorbenen Mitglieder. Anschließend wurden wie in der Einladung angekündigt verschiedene Änderungen in der Satzung diskutiert und zur Abstimmung gebracht. Die aktuelle Satzung ist daher dem 153. Jahresbericht (2016) angefügt.

Es erfolgte die Berichterstattung des Schatzmeisters Herrn Salzer, indem er die weiterhin solide finanzielle Lage des Vereins erläuterte. Nach einer Stellungnahme von Herrn Hofmann als Rechnungsprüfer wurden auf Antrag Schatzmeister und Vorstand durch die Mitgliederversammlung entlastet. Als Rechnungsprüfer wurden Herr Hofmann und Herr Worgull bestätigt.

Der Versammlung schloss sich ein bebildeter Kurzvortrag des Vorstandsmitglieds Landeskonservator Prof. Dr. Skalecki über »Die Sanierung des Dachstuhls und der Kupferdeckung des Bremer Rathauses« an.

Vorstand

Im Vorstand der Historischen Gesellschaft ergaben sich im Berichtsjahr folgende Änderungen. Neu in den Vorstand gewählt wurde Frau Dr. Maria Hermes-Wladarsch (Staats- und Universitätsbibliothek).

Mitgliederbewegung

Im Jahr 2016 traten 16 Personen der Gesellschaft bei, 17 Austritte aus Alters- oder anderen erklärten Beweggründen waren zu verzeichnen, 12 Mitglieder sind verstorben. Am 31. Dezember 2016 hatte die Historische Gesellschaft 572 Mitglieder.

Veröffentlichungen

Band 95 des Bremischen Jahrbuchs ist im Dezember 2016 erschienen. Das Jahrbuch lag bis Ende Januar 2017 in der Geschäftsstelle zur Abholung bereit.

Vorträge

Auf Einladung der Historischen Gesellschaft Bremen und in Kooperation mit anderen wissenschaftlichen Vereinen und Institutionen fanden im Berichtsjahr 2016 folgende Veranstaltungen statt:

Prof. Dr. Eva-Maria Seng (Paderborn): Wesersandstein als globales Kulturgut. Innovationen in der Bauwirtschaft und deren weltweite Verbreitung in der vorindustriellen Zeit (16. – 19. Jhd.) (12. Januar 2016)

Dr. Horst Rössler (Bremen): Bremer Kaufleute und die Sklavenökonomie (1790 – 1860) (19. Januar 2016)

Dr. Elke Steinhöfel (Bremen): Die Wohnungsfürsorgeanstalt Hashude. Zur Bremer »Asozialenpolitik« in der NS-Zeit (28. Januar 2016)

Dr. Daniel Deckers (Frankfurt/Main): Weinkultur und jüdische Händler. Die Bedeutung der Juden im Weinhandel des 19. und 20. Jahrhunderts (2. Februar 2016)

Dr. Christien Melzer (Bremen): »Ich besitze schon Dürer, wünsche aber mehr« – Die Sammlung des Hieronymus Klugkist und die Kunsthalle Bremen (11. Februar 2016)

Dr. Peter Ulrich (Bremen): Adolph Freiherr Knigge und sein niederländischer Übersetzer. Zur Biografie des Pastors Ludolf Gottlieb Cordes (1733–1827) (9. März 2016)

Rolf F. H. Schröder (Bremen): Die Tauschzentralen der 1940er-Jahre. Ein vergessenes Kapitel der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte (24. März 2016)

Dr. Vera van der Osten-Sacken (Berlin): Flüchtlinge bringen den Fortschritt – Holländer in der Reformation in Bremen (19. April 2016)

Dr. Wolf Christoph Seifert (Göttingen): Über die bürgerliche Verbesserung der Juden (27. September 2016)

Prof. Dr. Alexander Demandt (Berlin): Adolf Hitler und das Griechentum (18. Oktober 2016)

Günther Bolte (Bremen): Gerhard Rohlfs – Anmerkungen zu einem bewegten Leben. Ein Vegesacker als Soldat und Legionär, Aussteiger, Abenteurer und Afrikaforscher (26. Oktober 2016)

Dr. Andreas Schäfer (Stade): Die Schweden-Schanze bei Stade von der Spätantike bis ins Hohe Mittelalter (8. November 2016)

Harald Focke (Bremen): Borgward wollte fliegen – Henrich Fockes Hubschrauber Kolibri (1956–1961) (21. November 2016)

Gesprächsabende, Führungen und sonstige Veranstaltungen

Die Vergabe des von der Historischen Gesellschaft mitfinanzierten Bremer Preis für Heimatforschung der Wittheit zu Bremen fand am 19. April 2016 im Staatsarchiv Bremen statt.

Am 31. Mai 2016 wurde in der Besuchsreihe »Bremer Museen« das Focke-Museum besucht. Dr. Alfred Löhr, langjähriger Kurator des Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, stellte aus persönlicher Sicht Höhepunkte der Sammlung im Ausstellungsbereich und im Schaumagazin vor.

Zu einem vorweihnachtlichen Gesprächsabend trafen sich interessierte Mitglieder am 12. Dezember 2016. Es wurde ein Rückblick auf die Fahrten des zurückliegenden Jahres genommen und über geplante Aktivitäten für das kommende Jahr gesprochen.

Tagesfahrten

Die Tagesfahrten galten im Berichtsjahr Zielen in Bremen und seiner maritimen Umgebung. Eine Tagesfahrt am 30. April 2016 führte nach Wilhelmshaven und in die Jaderegion. Die noch recht junge Küstenstadt und die neuere Hafententwicklung an der Jade, das Marinemuseum sowie Kirchen und Orgeln in der Region wurden in den Blick genommen. Der Fahrt leiteten Prof. Dr. Konrad Elmshäuser und Uwe Bölts.

Am 20. August 2016 wurde im Rahmen eines ausgedehnten Rundgangs der neue Bremer Stadtteil Überseestadt besucht. Beispiele wie u. a. der Schuppen Eins, der Speicher XI und das HAG-Gelände im Holzhafen dokumentierten die dynamische Veränderung der alten Hafenreviere. Den Rundgang leitete Prof. Dr. Konrad Elmshäuser.

Mehrtagesfahrten

Im Berichtsjahr wurden folgende Mehrtagesreisen veranstaltet:

Unter dem Titel »Die Pyrenäen – von Toulouse nach Bilbao durch das Béarn, die Gascogne, Aragon und das Baskenland« führten wir die Reihe »Auf den Spuren der Eleonore von Aquitanien« zum Abschluss. Die sich über elf Tage erstreckende Flug- und Busreise fand vom 8. bis 18. Juni 2016 unter Leitung von Uwe Bölts statt.

Im Zentrum einer weiteren Mehrtagesfahrt »Kunst an der Nordfriesischen Küste – von Løgumkloster bis nach Glücksstadt« vom 14. bis 18. September 2016 stand die Erkundung der Küstenregion Schleswig-Holsteins mit ihrer hohen Dichte an Museen und Baudenkmalern. Geleitet wurde die Reise von Prof. Dr. Franklin Kopitzsch und Uwe Bölts.

**Rechnungsbericht der Historischen Gesellschaft
zum 31. Dezember 2016**

Bilanz zum 31. Dezember 2016

	Euro	Euro
Aktiva		
A. Anlagevermögen		0,00
B. Umlaufvermögen		
I. Forderungen und sonstige Vermögensgegenstände		0,00
II. Kassenbestand, Guthaben bei Kreditinstituten	50.892,31	
C. Rechnungsabgrenzungsposten		<u>0,00</u>
		<u>50.892,31</u>
 Passiva		
A. Kapital		
1. Anfangskapital	51.512,05	
2. Jahresfehlbetrag	- 4.389,74	
3. Sonstige	<u>0,00</u>	47.122,31
B. Rückstellungen		
1. sonstige Rückstellungen		952,00
C. Verbindlichkeiten		
1. sonstige Verbindlichkeiten		100,00
D. Rechnungsabgrenzungsposten		<u>2.718,00</u>
		<u>50.892,31</u>

Erträge und Aufwendungen im Jahr 2016

Erträge	Euro	Euro
Beiträge	9.922,56	
Spenden	5.920,19	
Erlöse	<u>750,00</u>	<u>16.592,75</u>
Aufwendungen		
Löhne und Gehälter	4.762,24	
Sozialabgaben etc.	1.898,80	
Zinsen	0,19	
Sonstige betriebliche Aufwendungen	<u>14.321,26</u>	<u>20.982,49</u>
Jahresfehlbetrag		<u>4.389,74</u>

Gez. Heinz Salzer
Schatzmeister

Geprüft am 02.05.2017

Gez. Karl-Heinz Hofmann
Lars Worgull
Rechnungsprüfer

Satzung
der Historischen Gesellschaft Bremen e. V.
gegründet 1862

§ 1

Name und Sitz

Der Verein führt den Namen »Historische Gesellschaft Bremen«. Er ist in das Vereinsregister des Amtsgerichts Bremen eingetragen und hat seinen Sitz in Bremen.

§ 2

Zweck

Zweck des Vereins ist die Förderung von Wissenschaft und Forschung durch die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte, insbesondere der bremischen Vergangenheit, sowie die Pflege des Geschichtsbewusstseins in der Bevölkerung.

Der Satzungszweck wird verwirklicht insbesondere durch:

- a) die Herausgabe und Förderung wissenschaftlicher Veröffentlichungen, wie zum Beispiel des Bremischen Jahrbuchs, und von Einzeluntersuchungen zur bremischen Geschichte (eine Erweiterung auf verwandte Gebiete ist möglich);
- b) die Veranstaltung von wissenschaftlichen Vorträgen, Studienfahrten und Führungen;
- c) die Förderung verwandter wissenschaftlicher Forschungsvorhaben im niedersächsisch-hansischen Raum.

§ 3

Gemeinnützigkeit

1. Der Verein ist selbstlos tätig; er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke. Er verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts »Steuerbegünstigte Zwecke« der Abgabenordnung.
Mittel des Vereins dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.
2. Überschüsse aus Rechnungsabschlüssen für das laufende Geschäftsjahr werden auf das folgende Geschäftsjahr übertragen. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins, bei Austritt oder Ausschluss eines Mitgliedes werden Beiträge oder Spenden nicht zurückgezahlt.
3. Bei Auflösung des Vereins oder bei Wegfall steuerbegünstigter Zwecke fällt das Vermögen des Vereins an die Freie Hansestadt Bremen, die es unmittelbar und ausschließlich für gemeinnützige Zwecke zu verwenden hat. Der Verwendungszweck sollte dem Zweck dieses Vereins entsprechen oder ähnlich sein.

§ 4

Mitgliedschaft

1. Natürliche und juristische Personen können auf ihren Antrag Mitglied werden.
2. Behörden, Gesellschaften, Institute, Firmen, Körperschaften und Vereine können die Mitgliedschaft mit allen Rechten und Pflichten wie natürliche Personen erwerben. In den Mitgliederversammlungen haben sie je eine Stimme; sie werden von einem Bevollmächtigten vertreten.
3. Die Aufnahme in den Verein vollzieht der Vorsitz. Trägt er Bedenken gegen die Aufnahme, so hat er die Entscheidung des Vorstandes herbeizuführen.
4. Um die Historische Gesellschaft und ihre Ziele verdiente Personen kann der Vorstand mit ihrem Einverständnis als Ehrenmitglieder oder korrespondierende Mitglieder aufnehmen. Sie haben alle Rechte, die den Mitgliedern des Vereins zustehen.
5. Der Vorstand kann natürliche oder juristische Personen als fördernde Mitglieder aufnehmen. Diese haben alle Rechte und Pflichten wie andere Mitglieder.

§ 5

Beitrag

1. Der Mitgliedsbeitrag wird von der Mitgliederversammlung festgesetzt.
2. In besonderen Einzelfällen kann der Vorstand den Beitrag ermäßigen oder erlassen.

§ 6

Einschränkung und Erlöschen der Mitgliedschaft

1. Solange ein Mitglied mit dem Beitrag für das abgelaufene Geschäftsjahr im Rückstand ist, ruhen alle seine Rechte. Zahlt das Mitglied den rückständigen Beitrag auch in dem folgenden Geschäftsjahr trotz zweimaliger schriftlicher Erinnerung nicht, kann der Vorstand seinen Ausschluss aus dem Verein beschließen.
2. Wer sich der Mitgliedschaft unwürdig erweist, kann von der Mitgliederversammlung aus dem Verein ausgeschlossen werden.
3. Der Austritt aus dem Verein kann nur zum Ende des Geschäftsjahres unter Einhaltung einer Frist von vier Wochen schriftlich gegenüber der Historischen Gesellschaft erklärt werden.
4. Ausgeschiedene und ausgeschlossene Mitglieder haben keinen Anspruch an das Vermögen des Vereins.

§ 7

Geschäftsjahr

Als Geschäftsjahr gilt das Kalenderjahr.

§ 8

Vorstand

1. Der Vorstand wird von der Mitgliederversammlung für die Dauer von fünf Jahren gewählt und bleibt bis zur Neuwahl oder Wiederwahl im Amt. Er

besteht aus bis zu zwölf Mitgliedern: dem Vorsitz, dem Schriftführer, dem Schatzmeister und je einem Stellvertreter für diese sowie bis zu sechs Beisitzern.

2. Eine Wiederwahl ist zulässig.
3. Gerichtlicher und außergerichtlicher Vertreter des Vereins sind der Vorsitz und sein Stellvertreter in der Weise, dass jeder allein zur Vertretung berechtigt ist.
4. Ehemalige Vorsitz können von der Mitgliederversammlung zu Ehrenvorsitzern gewählt werden. Sie nehmen an den Sitzungen des Vorstandes mit beratender Stimme teil.

§ 9

Mitgliederversammlung

1. Mitgliederversammlungen werden vom Vorstand einberufen. Ordentliche Mitgliederversammlungen finden alljährlich statt, außerordentliche dann, wenn der Vorstand es im Interesse des Vereins für notwendig erachtet oder wenn mindestens 10 % der Mitglieder es schriftlich unter Angabe von Zweck und Gründen beantragen.
2. Die Einladung wird schriftlich mit Angabe der Tagesordnung unter Einhaltung einer Frist von mindestens zehn Tagen zugestellt.
3. Die Leitung der Mitgliederversammlung obliegt dem Vorsitz, dem Stellvertreter oder hilfsweise einem anderen Mitglied des Vorstandes.
4. Die Mitgliederversammlung entscheidet, soweit die Satzung nicht etwas anderes bestimmt, mit einfacher Mehrheit der erschienenen Mitglieder. Dabei haben alle Mitglieder gleiches Stimmrecht. Bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Versammlungsleiters.
5. Die Beschlüsse der Mitgliederversammlungen sind aufzuzeichnen, die Niederschriften vom Versammlungsleiter und vom Schriftführer zu unterzeichnen.
6. In der ordentlichen Mitgliederversammlung erstattet der Versammlungsleiter den Jahresbericht, der Schatzmeister den Rechnungsbericht.

§ 10

Vereinsauflösung

Die Auflösung des Vereins kann nur von einer ausschließlich zu diesem Zweck einberufenen Mitgliederversammlung mit einer Mehrheit von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder beschlossen werden.

§ 11

Satzungsänderung

Über Satzungsänderungen beschließt die Mitgliederversammlung mit einer Mehrheit von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder.

§ 12

Geschäftsordnung

Die Führung der Geschäfte des Vereins regelt sich, soweit sie nicht die vorstehende Satzung festlegt, nach einer von der Mitgliederversammlung zu beschließenden besonderen Geschäftsordnung.

Geschäftsordnung
der Historischen Gesellschaft Bremen e. V.
gegründet 1862
(§ 12 der Satzung)

I. Mitgliederversammlung
(§ 9 der Satzung)

§ 1

Die ordentliche Mitgliederversammlung findet alljährlich in den ersten fünf Monaten des Geschäftsjahres statt.

§ 2

Die ordentliche Mitgliederversammlung wählt für das laufende Geschäftsjahr zwei Rechnungsprüfer. Sie haben nach Ablauf des Geschäftsjahres die ihnen von dem Schatzmeister mit den Belegen vorzulegende Jahresabrechnung sowie die Vermögensnachweise zu prüfen und nach Befund der Richtigkeit zu unterschreiben, andernfalls an den Vorstand zu berichten.

§ 3

Die ordentliche Mitgliederversammlung beschließt über die Genehmigung der von den Rechnungsprüfern geprüften Abrechnung, über die Entlastung des Schatzmeisters und über die des Vorstandes insgesamt.

§ 4

Hat der Vorstand gemäß § 4 (4.) der Satzung Ehrenmitglieder oder korrespondierende Mitglieder berufen, hat er der Mitgliederversammlung darüber Mitteilung zu machen.

§ 5

Außerordentliche Mitgliederversammlungen hat der Vorstand spätestens vier Wochen nach Eingang eines schriftlichen Antrags, der von mindestens 25 Mitgliedern unterschrieben sein muss, einzuberufen.

II. Vorstand
(§ 8 der Satzung)

§ 6

Der Vorstand regelt die Geschäftsverteilung unter sich.

§ 7

Der Vorstand führt die Geschäfte des Vereins nach Maßgabe der Satzung, der Geschäftsordnung, der Beschlüsse der Mitgliederversammlung und der gesetzlichen Bestimmungen, soweit diese nicht zulässigerweise durch die Satzung geändert sind. Er trifft alle erforderlichen Maßnahmen, soweit sich nicht die Mitgliederversammlung die Beschlussfassung über bestimmte Angelegenheiten der Geschäftsführung vorbehält.

§ 8

Der Vorstand übt seine Tätigkeit ehrenamtlich aus. Bare Auslagen werden ihm auf Anfordern ersetzt. Für einzelne Aufgaben kann der Vorstand Ausschüsse aus dem Kreis der Vereinsmitglieder berufen und wieder auflösen.

§ 9

Der Vorstand verwaltet das Schriftgut des Vereins und führt die Aufsicht über das Geschäftszimmer.

§ 10

1. Der Vorstand fasst seine Beschlüsse in Vorstandssitzungen, zu denen der Vorsitzende oder sein Stellvertreter schriftlich unter Einhaltung einer Frist von zehn Tagen und unter Angabe der Tagesordnung einlädt. Auf die Einhaltung der Frist kann, wenn alle Vorstandsmitglieder einverstanden sind, verzichtet werden.
2. Vorstandssitzungen sind einzuberufen, wenn das Interesse des Vereins es erfordert oder wenn ein Drittel der Vorstandsmitglieder die Einberufung unter Angabe des Zwecks und der Gründe vom Vorsitzenden oder seinem Stellvertreter schriftlich unter Einhaltung einer Frist von zehn Tagen verlangt.
3. Der Vorstand ist beschlussfähig, wenn mindestens die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist. Er fasst seine Beschlüsse mit einfacher Mehrheit der Stimmen der Erschienenen; bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

§ 11

Der Vorsitzende leitet die Geschäfte des Vereins und sorgt für die Erledigung des Schriftverkehrs.

§ 12

Der Schriftführer führt das Protokoll in den Sitzungen des Vorstandes und in den Mitgliederversammlungen.

§ 13

Der Schatzmeister zieht die Mitgliedsbeiträge ein und bestreitet aus ihnen und den sonstigen Einkünften des Vereins die Ausgaben. Bevor er in der ordentlichen Mitgliederversammlung über die Vermögenslage des Vereins berichtet, legt er dem Vorstand die Abrechnung über das abgelaufene Geschäftsjahr zur Genehmigung vor.

III. Veröffentlichungen

§ 14

Der Jahresbericht und der Rechnungsbericht des Vereins werden im Bremischen Jahrbuch veröffentlicht.

§ 15

Die Mitglieder des Vereins haben Anspruch auf ein Stück des Bremischen Jahrbuches. Dieser Anspruch erlischt sechs Monate nach Erscheinen des Jahrbuches. Der Vorstand kann einen Unkostenbeitrag festsetzen.

Anschriften der Autoren und Rezensenten

- Dr. Jörn Brinkhus*, Dessauer Straße 5a, 28857 Syke
Eva Determann, Konsul-Smidt-Straße 30, 28217 Bremen
Prof. Dr. Konrad Elmshäuser, Barbarossastraße 20, 28329 Bremen
Dr. Thomas Elsmann, Kiebitzweg 5, 29525 Uelzen
Dr. Friedhelm Grützner, Aschaffenburger Straße 5, 28215 Bremen
Dr. Maria Hermes-Wladarsch, Brinkstraße 82, 28219 Bremen
Dr. Hans Hesse, Severinusstraße 18, 50354 Hürth
Dr. Heinz-Gerd Hofschien, Vorstraße 4 B, 28359 Bremen
Lena Langensiepen, Lutterothstraße 96, 20255 Hamburg
Matthias Loeber, Erlenstraße 127, 28199 Bremen
Erwin Miedtke, Lübberstedter Weg 16, 27729 Axstedt
Dr. Hartmut Müller, Neuer Weg 57, 28816 Stuhr
Dr. Christian Ostersehlte, Julius-Leber-Straße 14, 28329 Bremen
Jannik Sachweh, Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung,
Celler Straße 3, 38114 Braunschweig
Prof. Dr. Gert Sautermeister, Hans-Thoma-Straße 22, 28209 Bremen
Ulrich Schröder, Auf dem Krümpel 103, 28757 Bremen
Volker Stork, Vagtstraße 25, 28203 Bremen
Dr. Jürgen Tremper, Robert-Bosch-Straße 7, 28357 Bremen
Dr. Jan van de Kamp, Nabuccostraat 18, 7323 Apeldoorn
Dr. Ulrich Weidinger, Linienstraße 38, 28203 Bremen
Dr. Andrea Weniger, Schillerstraße 41a, 76135 Karlsruhe
Dr. Hans Wrobel, Katzbachstraße 8, 28211 Bremen
Lars Worgull, St.-Pauli-Straße 51, 28203 Bremen

**VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM
STAATSARCHIV DER FREIEN HANSESTADT BREMEN**

Bd. 56	Karl H. Schwebel: Salz im alten Bremen. 1988. 104 S.	8,00 €
Bd. 59	Karl H. Schwebel: Bremer Kaufleute in den Freihäfen der Karibik. Von den Anfängen des Bremer Überseehandels bis 1815. 1995. 460 S.	30,00 €
Bd. 60	Klaus Schwarz: Die Pest in Bremen. Epidemien und freier Handel in einer deutschen Hafenstadt 1350–1713. 1996. 288 S.	16,50 €
Bd. 61	Uwe Weiher: Flüchtlingssituation und Flüchtlingspolitik. Untersuchungen zur Eingliederung der Flüchtlinge in Bremen 1945–1961. 1998. 269 S.	16,50 €
Bd. 62	Beiträge zur bremischen Geschichte. Festschrift für Hartmut Müller. Hrsg. von Adolf E. Hofmeister. 1998. 248 S.	19,00 €
Bd. 63	Karl-Ludwig Sommer: Humanitäre Auslandshilfe als Brücke zu atlantischer Partnerschaft. CARE und CRALOG und die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen nach Ende des Zweiten Weltkriegs. 1999. 400 S.	22,50 €
Bd. 64	Reinhard Patemann: Bremische Chronik 1981–1986. 2001. 396 S.	23,00 €
Bd. 65	Thomas Siemon: Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen. Bremer Seeleute am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1930–1939. 2002. 600 S.	39,00 €
Bd. 66	700 Jahre Bremer Recht. 1303–2003. Hrsg. von Konrad Elmshäuser und Adolf E. Hofmeister. 2003. 376 S.	38,00 €
Bd. 67	Hans Hesse: Konstruktionen der Unschuld. Die Entnazifizierung am Beispiel von Bremen und Bremerhaven 1945–1953. 2005. 520 S.	30,00 €
Bd. 68	Karolin Bubke: Die Bremer Stadtmauer. Schriftliche Überlieferung und archäologische Befunde eines mittelalterlichen Befestigungsbauwerks. 2007. 320 S.	20,00 €
Bd. 69	Nicola Wurthmann: Senatoren, Freunde und Familie. Herrschaftsstrukturen und Selbstverständnis der Bremer Elite zwischen Tradition und Moderne (1813–1848). 2008. 624 S.	35,00 €
Bd. 70	Anna Maria Pedron: Amerikaner vor Ort. Besatzer und Besetzte in der Enklave Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. 2010. 404 S.	20,00 €
Bd. 71	Elke Steinhöfel: Wohnungsfürsorgeanstalt Hashude. Die NS-»Asozialenpolitik« und die Bremer Wohlfahrtspflege. 2014. 339 S.	18,00 €

KLEINE SCHRIFTEN DES STAATSARCHIVS BREMEN

- | | | |
|---------|---|---------|
| Heft 34 | Nachlass Johann Smidt (1773–1857), Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen (Staatsarchiv Bremen Bestand 7,20). Bearb. von Monika M. Schulte und Nicola Wurthmann. 2004. 475 S. | 19,80 € |
| Heft 36 | »... sind Sie für den geschlossenen Arbeitseinsatz vorgesehen ...«. »Judendeportationen« von Bremerinnen und Bremern während der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Bearb. von Günther Rohdenburg. 2006. 367 S. | 10,00 € |
| Heft 37 | Günther Rohdenburg, Karl-Ludwig Sommer: Erinnerungsbuch für die als Juden verfolgte Einwohner Bremens. [2006]. 399 S. | 15,00 € |
| Heft 39 | Occupation – Enclave – State. Die Wiederbegründung des Landes Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. Dokumente zu Politik und Alltag. Hrsg. vom Staatsarchiv Bremen. 2007. 191 S. | 12,00 € |
| Heft 40 | Vergessene Opfer. Die Erinnerungsarbeit des Vereins Walerjan Wróbel Verein Zwangsarbeit e.V. Bremen. Redaktion: Eva Determann u. a. Hrsg.: Verein Walerjan Wróbel, Verein Zwangsarbeit e.V. 2007. 237 S. | 10,00 € |
| Heft 41 | Hasso Kliese: Bremische Chronik 1987–1995. Redaktion: Günther Rohdenburg. Teil 1: Text. 2011. 494 S. – Teil 2: Register. 2011. 197 S. | 19,50 € |
| Heft 42 | Hasso Kliese: Bremische Chronik 1996–2004. Redaktion: Brigitta Nimz, Günther Rohdenburg. Teil 1: Text. 2008. 521 S. – Teil 2: Register. 2008. 213 S. | 19,50 € |
| Heft 45 | Andree Brumshagen: Das Bremer Stadtmilitär im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung zum Militärwesen in einer Hansestadt. 2010. 299 S. | 12,00 € |
| Heft 46 | Eva Determann (Hrsg.): Von Mensch zu Mensch. Die Deutsche Bruderhilfe. Eine Bremer Initiative im geteilten Deutschland. 2010. 176 S. | 12,50 € |
| Heft 47 | Rainer Alsheimer: Bilder erzählen Geschichten. Eine Fotoanthropologie der Norddeutschen Mission in Westafrika. 2010. 369 S. | 15,00 € |
| Heft 48 | Jörn Brinkhus: Die Novemberpogrome 1938 im Land Bremen. 2013. 82 S. | 5,00 € |
| Heft 49 | Die Kundige Rolle von 1489. Bearbeitet von Jan Ulrich Büttner, Konrad Elmshäuser und Adolf E. Hofmeister. 2014. 66 S. | 4,90 € |
| Heft 50 | Die NS-Vergangenheit früherer Mitglieder der bremischen Bürgerschaft. Projektstudie und wissenschaftliches Colloquium. 2014. 174 S. | 4,90 € |
| Heft 51 | Andreas Fetchenhauer: Sup di full un fret di dick ... un holl dien Mul vun Politik! Politik und Alltag in Huchting 1918–1945. 2015. 171 S. | 15,00 € |
| Heft 52 | Hasso Kliese: Bremische Chronik 2005–2014. Teil 1 und 2, 2015, zusammen 464 S. | 19,50 € |
| Heft 53 | Gerda Engelbracht: Erinnerungsbuch für die Opfer der NS-Medizinverbrechen in Bremen. Bremen: Edition Falkenberg 2016. 252 S. | 19,90 € |

SCHRIFTEN DES STAATSARCHIVS BREMEN

- Heft 54 Jörn Brinkhus (Hrsg.): Kaiser Wilhelm II., Bremen und der Norddeutsche Lloyd – Die »Lebenserinnerungen« des NDL-Direktors Heinrich Wiegand. 2017. 158 S. 13,00 €
- Heft 55 Joachim Koetzle und Boris Löffler-Holte (Hrsg.): Jochen Stoss. Pressefotografie 1958–2011. 2017. 160 S. mit 200 Abb. 19,50 €
- Heft 56 Konrad Elmshäuser (Hrsg.): Bremen und sein Landgebiet (1748) von Johann Daniel Heinbach (1694–1764). 2017. 16 S. Booklet und Karte. 9,80 €
- Heft 57 Konrad Elmshäuser und Thomas Elsmann: Glaube und Politik. Grundzüge und Folgen der Reformation in Bremen. 2017. 16 S. 5,00 €

BREMISCHES JAHRBUCH

Die 1863 begründete und damit älteste Zeitschrift der Freien Hansestadt Bremen wird vom Staatsarchiv Bremen in Verbindung mit der Historischen Gesellschaft herausgegeben. Sie enthält Beiträge zur bremischen und nordwestdeutschen Landesgeschichte sowie Rezensionen von Neuerscheinungen auf diesem Gebiet.

Lieferbare Bände (ISSN 0341-9622):

- Band 54 1976 bis Band 74/75 1995/96 5,00 €
- Band 76 1997 bis Band 81 2002 10,00 €
- Band 82 2003 bis Band 85 2006 23,00 €
- Band 86 2007 bis Band 92 2013 25,00 €
- Band 93 2014 bis Band 95 2016 28,00 €

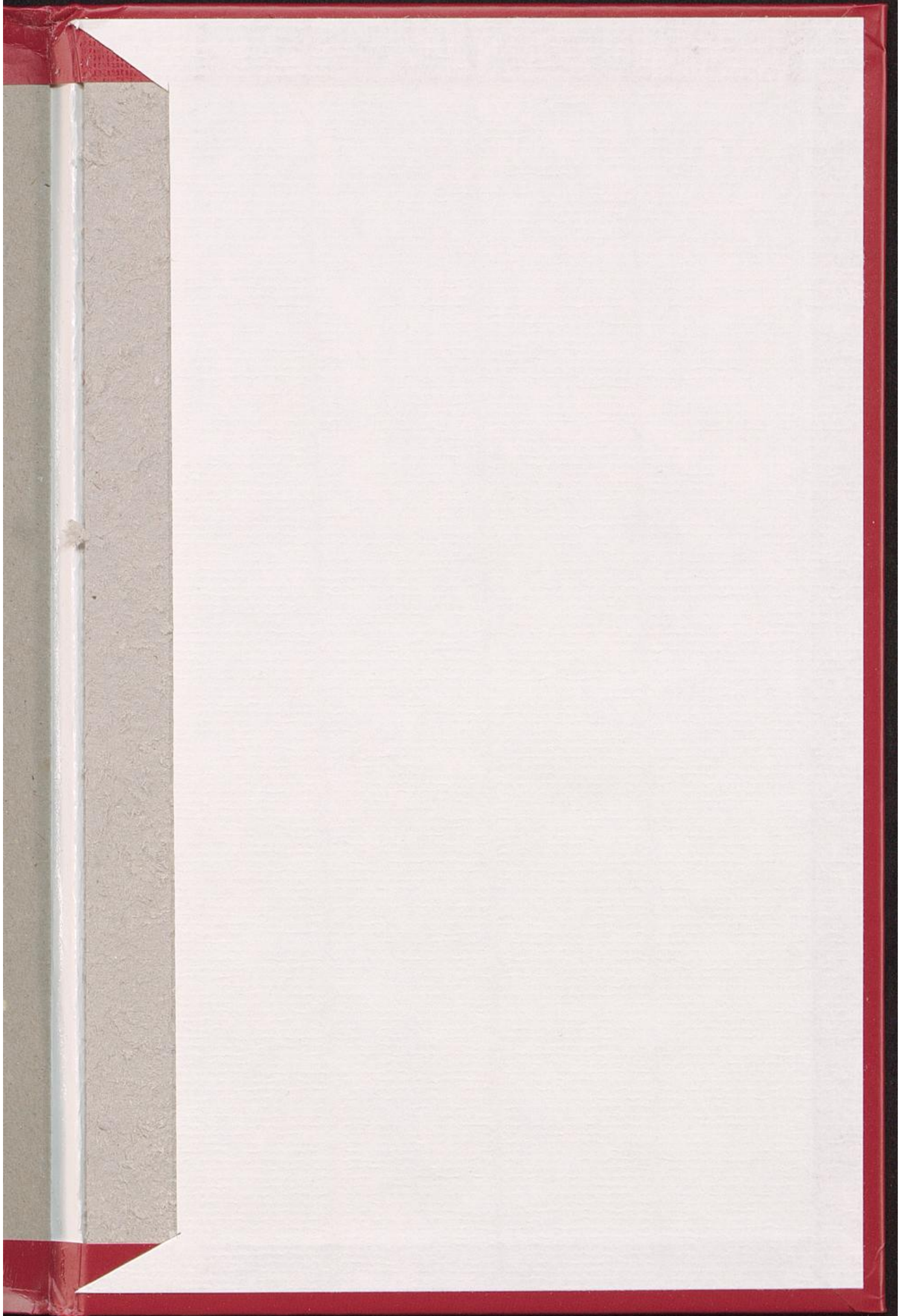
Auslieferung durch das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, Tel. (0421) 361 6228, Fax 361 10 247 sowie durch den Buchhandel.

BREMISCHES JAHRBUCH · Zweite Reihe

Vierter Band: **Bremer Bürgerbuch 1289–1519.**

Bearbeitet von Ulrich Weidinger, in Verbindung mit dem Staatsarchiv Bremen herausgegeben von der Historischen Gesellschaft Bremen. Bremen 2015, 704 S., Ganzleinen. ISBN 978-3-925729-75-1

45,00 €



BREMISCHES JAHRBUCH

BAND 96 · 2017

BREMISCHES JAHRBUCH

BAND 96 · 2017